

Damals im Aktivdienst

**Soldaten erzählen aus
den Jahren 1939-1945**

Herausgegeben von Wm. Ernst Herzig, S. Kp. III / 3
Mit 32 Kunstdrucktafeln und
45 Zeichnungen von Lt. E. W. Schmid, Stabskp. Füs. Bat. 62
Umschlag und Einband: Mitr. R. Levers, Mitr. Kp. IV/68
Umschlagbild: Gfr. E. Bachmann, Tf. Zg. Inf. Rgt. 26



Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1959 by Rascher & Cie. AG, Zürich
Verlagsnummer: 1677
Druck: Tschudi & Co., Glarus
Printed in Switzerland

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Zum Geleit

«Der Abschluss des Aktivdienstes hat im Schatten gelassen, was Mühe und Sorge war, erleuchtet aber all das, was uns mit Ehre und Stolz erfüllt.»

Zwanzig Jahre sind es her seit der denkwürdigen Mobilisation am 2. September 1939! Bereits waren die Rekruten aus der Grenzbesetzung 1914-1918 bei den Territorialen und nahmen erneut die schwere und ernste Pflicht auf sich.

Heute sind die Rekruten aus dem Aktivdienst bereits in der Landwehr! Bestimmt gerade der richtige Zeitpunkt für das Erscheinen eines Erlebnisbuches aus der Kriegszeit 1939–1945. Möge es bei allen Hütern der Heimat von damals guten Anklang finden und zeige es der jüngern Generation, was wir Altern in bedrohter Zeit erlebten und fühlten.

Pully, 2. September 1959

Vorwort

Das gemeinsame Erlebnis bringt Menschen zusammen, vor allem, wenn es ein starkes und erregendes ist. Da spürt man, was man aneinander hat; da gehen Türen zum Inneren auf, die sonst sorglich verschlossen blieben; da treten Werte ins Helle, die vorher unter Gewöhnlichem verschüttet lagen. Aber auch das Zweideutige und Brüchige wird offenbar, und es scheidet sich wie von selber aus der Gemeinschaft der Tüchtigen aus. So bleibt man dem Erlebnis für viel Helfendes verpflichtet, und man hält es dankbar fest als einen rechten, beharrenden Mittelpunkt. Wir haben es miteinander bestanden und haben, jeder nach dem Masse seiner Gaben, uns als Gute oder doch zum Guten Willige gezeigt. So steht es uns wohl an, dieses Verbindende zur rechten Zeit wieder aufzurufen und uns in Freiheit zu ihm zu bekennen.

Man wird das dem Soldaten wohl vor andern zugestehen, und im schweizerischen Empfinden, wo die Beziehungen auf das Ganze so gegenwärtig sind, mit besonderer Bereitschaft. Da geht alles mit starkem Wellenschlag vor sich; immer ist der Hintergrund ein bedeutender und feierlicher, indessen das Erlebnis selber in allen Spielarten, vom unbefangenen Scherz zum erschütternden Ernst, aber doch immer solcher verstärkten und wachsameren Aufnahmefähigkeit gegenüber, sich darstellt. Wenn das schon im mühereichen Behagen des Friedensdienstes sich ankündet, so erhält es sein ganzes Gewicht doch dort, wo der Blick auf letzte Forderungen und grimmige Notwendigkeiten ein naher wird. So kann es nicht ausbleiben, dass gegenüber der Kriegsbedrohung und angesichts der lauernden Gefahr das Erlebnis umso tiefer dringt, das Bewegtsein durch Frohes und Schweres ein umso heftigeres ist, und dass die Erinnerung vollends zu einem Besitze wird, dem nur wenige im

Fortgang des Lebens errungene Erfahrungswerte an Innigkeit sich vergleichen können.

Wir alle, die in irgendeinem Auftrage mit dabei waren, haben das Erlebnis des aktiven Dienstes in den Jahren des Zweiten Weltkrieges als einen unversiegbaren Hort mannigfacher Erinnerungen in fester Verwahrung. Und das Schönste davon hängt je und je mit der menschlichen Begegnung zusammen, mit ihrer Auswirkung, mit ihrer bleibend beglückenden Begleitung. Sollen wir von dem, was uns soviel war und soviel gab, nicht auch Zeugnis ablegen? Wo ein Mensch mit seinem ganzen Wesen dabei war, ist immer eine kleine Gedenkstätte aufgerichtet, an der andere sich erbauen oder vergnügen mögen. Das braucht nicht stets auf das Grosse zu zielen; wenn es nur aus der völligen und hingeebenen Gegenwart hervorging, so wird es wohl seinen Bild- und Gleichnisgehalt in sich tragen.

Da spricht nun jene seltsame und bewegte Zeit selber zu uns durch die Äusserungen solcher, die mit Trotz oder Bangen, mit Heiterkeit oder Sammlung, zur rechten Stunde wohl auch mit jenem Übermut, der zur Lebensbejahung gehört, sie erlebt und bestanden haben. Das Verbindende liegt in der Unmittelbarkeit der Stimmung. Das gibt dem Buche den Vorzug, dass es unterhalten darf, anstatt belehren zu müssen. Und unmerklich bleibt dann doch etwas haften, das von nachdrücklicherer Art ist: vielleicht die Erkenntnis, dass der Gewinn, den das Erleben uns schenkt, sich darnach richtet, wie völlig wir dabeigewesen sind.

Oberstdivisionär Edgar Schumacher









Einige alte Männer, schmalbrüstige Burschen und viele Frauen des Dorfes standen am Kirchrain, als unsere kleine Truppe unten auf der Turnerwiese zum Schwur zusammentrat. Die Frauen hatten die Kinder zurückgerufen, damit ihre Neugierde nicht den Ernst der ausserordentlichen Stunde störe. Nun drängten Buben und Mädchen ihre Gesichter zwischen die Zaunlatten und schauten mit weit geöffneten Augen auf die Soldaten, die – Gewehr und Helm in der Hand – wortlos zuhörten, was zu beschwören sei.

Wie wenige wir waren, das Hochtal zu schützen! Nicht mehr als eine Schar Männer. Ein Häufchen. Was in alten Zeiten eben noch ein Fähnlein genannt wurde. Dazu ohne Fahne, es sei denn im Herzen.

Im August 1914 hatten unsere Väter den Eid geleistet vor uns Halbwüchsigen.

Jetzt war wieder August, und jetzt taten wir den Eid vor unseren Kindern.

Ob auch sie dereinst im August zu schwören haben würden? Ob es immer so getan werden muss, durch die Jahrhunderte hindurch, sich forterbend wie die Augustfeuer, im Namen Gottes des Allmächtigen?

«... was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert. Wer so zu tun bereit ist, der erhebe die Schwurfinger und spreche mir nach:
,Ich schwöre es/»

Wenn nun einer so sprach, der nicht gewillt wäre, so zu handeln?
Wenn einer oben an der Grenze sagen würde, ich kann nicht mehr, der noch könnte, das Gewehr wegwürfe, in dem noch Kugeln sind?
Wenn er sein Leben mehr liebte als die Augustfeuer für seine Kinder?

«Helm aufsetzen! An die Säcke! In Marschkolonne, Sammlung!»

Unter schweren Lasten steigen wir in Einerkolonne durch die Waldschlucht empor. Über uns steht der volle Mond. Vom Bergbach, der zwischen den Lärchenstämmen heraufleuchtet, weht karge Kühlung um Gesicht und Hals. Aus den keuchenden Brüsten dampft der Atem vor den offenen Mündern, wie auf alten Bildern die Seelen entschweben aus den Leibern der Geretteten und Verdammten.

Ich erinnere mich eines Abends geruhsamer Zeiten, als mein naturkundiger Freund den hauchdünnen Schwanzsaum einer lebenden Kaulquappe unter das Mikroskop schob und überdies noch auf eine weisse Wandfläche spiegelte. Vor mir sah ich, ähnlich einem Stadtplan, die Blutgefässe als ausgeklügeltes Strassennetz. Durch die vielgestaltigen Bahnen glitten zahllos und unaufhörlich die Blutkörperchen, bald geschäftig gradaus, bald gemächlich zur Seite abschwenkend, bald besinnlich vor einer Gabelung verweilend, um mit plötzlichem Ruck weiterzufahren, nicht anders, als sich der Pariser Verkehr vom Eiffelturm herab anschaut, nämlich lautlos für das menschliche Ohr. Und doch dröhnte mir das Schauspiel im Kopf, so mächtig griff es an Sinne und Verstand.

Das Erstaunlichste geschah, als mein Freund mit feinsten Messerspitze einen winzigen Schnitt tat in den Schwanzsaum des Tieres. Im Wandbild schien es für einen Augenblick wie der Einbruch einer ungeheuren schwarzen Masse – das mehrhundertfach vergrösserte Metall der Klinge! – einer gottlosesten Vernichtung über die Herrlichkeiten Babylons; dann wich die gewalttätige Messerklinge zurück, der angekerbte Saum des Schwanzes färbte sich hastig rot, und dort, wo das Feindliche eingedrungen war, schossen in kürzester Frist Hunderte und Tausende hilfsbereiter Blutkörperchen herbei, bauten sich an die Mündungsränder, fügten sich zum Wehr zusammen, türmten sich auf zum Damm, der die Flut des Unheils bannte, die klaffende Wunde schloss. Was im Körper der Kaulquappe Lebensträchtiges kreiste, blieb gerettet.

Wer jetzt von hoher Warte über die Erde schaute, der könnte die Tausende und Abertausende sehen, die gleich uns auf Strassen, Wegen und Pfaden an den Rhein ziehen und an die Rhone, in den Jura und in die Alpen. Wir sind nur Blut der Erde, das an seine Grenzen strömt.

Der Grenzabschnitt gleicht einer weit geöffneten linken Hand, hingehalten, etwas zu empfangen. Jeder ausgestreckte Finger ist ein Bergtal zum Grenzkamm hin. Uns hat der Hauptmann das Tal des Mittelfingers zugewiesen, darin der ausgediente Passweg nach Süden führt. In jedem Tal liegt über dem oberen Waldrand eine Alp. Diese Alp am Passweg ist unser erstes Ziel. Ich sehe bereits im Mondlicht den langen First des Stallgebäudes gleissen; rechts am Stall vorgebaut ein kleiner Heugaden; links, für sich stehend, die Alpküche mit dem Holzverschlag für die Schweine. Zwei Mann sind vorausgeschickt, dem Senn unsere Ankunft mitzuteilen und die Unterkunft vorzubereiten.

Hinter den Hütten, jenseits des noch unsichtbaren Alpbodens, steht der dunkle Gebirgssattel des Passes, etwas höher die Passhütte von Anno 1914. Dort hinauf muss ich noch heute Nacht die ausdauerndsten Männer schicken. Ich habe mir auf dem dritten Marschhalt die Gesichter aller meiner Leute angeschaut und weiss, wer es sein wird.

In einer halben Stunde können wir auf der Alp sein. Der Unteroffizier geht neben mir her. Bisweilen stossen wir mit den prallen Rucksäcken aneinander, aber zwanzig Jahre sind zwischen uns. Ich sondere mit ihm Mögliches von Wahrscheinlichem, und dann sage ich ihm, was ich von ihm will. Er wiederholt klar und ruhig den Befehl und die verabredeten Signale..., «das erste vor Tagesanbruch auf dem Pass.» «Ja. In einer Stunde müssen Sie abmarschieren.»

Wir sind auf der Alp. Es ist zwei Uhr nachts. Senn, Zusenn und drei Hirten erwidern vor der Hütte unseren Gruss.

Der Pass steht dunkel unter den erblassenden Sternen. Wir liegen im kleinen Heugaden der Alp, eng beisammen wie ein Wurf Mäuse, die einen in ruhigem Schlaf, die anderen bewegt vom Spiel ihrer Träume.

Zwischen die Lücken des Lattenschlages sickert erstes Dämmern, und der Frühwind weht über unsere Köpfe herein.

Ich bin wach und schaue von Zeit zu Zeit auf das grünlich flimmernde Zifferblatt der Armbanduhr. Jetzt muss es sein, muss...

«Licht auf dem Pass!» ruft die Wache vor der Hütte.

Das war es, was so sehr sein musste.

Die Hochwacht hat begonnen.

Das Bild des Generals

In der Woche zuvor hatte die Bundesversammlung Oberstkorpskommandant Henri Guisan zum General gewählt. Sein Bild erschien auf der Umschlagseite der «Illustrierten». Überall erweckte er lebhaft und echte Sympathie. Was Wunders, wenn sein Bild bald auch an der Wand unseres kleinen Kantonnements hing. Der also, der da mit seinen klugen und ernsten Augen auf uns herab sah, war unser oberster Befehlshaber. Die Tage waren ruhig und friedlich hier im Berner Mittelland. Der Dienstbetrieb war gemächlich. Allein das Bild sagte uns, dass die Schweizerische Armee einen General habe, und diese Tatsache hiess für uns: Kriegsmobilmachung. Da hing also das Bild des Generals, doch andererseits sagte uns gar nichts, dass Krieg sei. Das gegenseitige Verhältnis war entschieden zu locker. Ich wollte eine Verbindung zu diesen ungleichartigen Polen schaffen. Der Teufel fuhr in mich. Ich nahm ein schön weisses Papier (der Soldat findet immer was er braucht), schnitt es zu einem Streifen, der so lang wie das Generalbild breit war, schrieb grosse Buchstaben, zu wenigen Worten geformt, darauf und heftete es genau unter das Bild. Es stand zu lesen: «Chez Henri – Tag und Nacht geöffnet!» Damit kam ein Mehrfaches zum Ausdruck. Zwei oder drei Tage hing die Affiche unter dem Bild. Jeder, der sie sah, hatte seine stille Freude daran. Da machte der Kommandant des Mannschaftsdepots, Hauptmann Mohler, Inspektion in den Schlaf räumen. Seine Runde führte auch durch unser Zimmer; er war mit uns zufrieden und wollte schon wieder durch die Türe verschwinden. Durch den Feldweibel wurde er jedoch zart auf das Bild hingewiesen. Er betrachtete und las. Dann wandte er sich gegen die Mannschaft. Alle wussten, was kommen würde, und er fragte: «Wer hat das Bild da aufgehängt? Einer meldete sich. «Gut – wer hat die Anschrift darunter gesetzt?» Ich meldete mich im Bewusstsein, nichts Unrechtes getan zu haben. Er hatte etwas Mühe, das Lächeln auf den Stockzähnen zu unterdrücken; als es ihm gelang, sagte er: «Machen Sie bitte das weg, es könnte einer da hineinkommen, der das nicht so versteht, wie Sie und ich dies verstehen, dann wäre es lätz und es wäre für beide unangenehm.» Solche Einsicht und Haltung entwaffnete, wenn ich auch dem Spass nachtrauerte. Dieser Hauptmann, den die wenigsten von uns kannten, zeigte sich von der besten Seite, zeigte, dass menschliches Verstehen, offener Ton und Sinn für Humor mehr erreichten als militärisches Schnarren. Unsere Sympathie hatte er gewonnen.

Füs. Mutz, Füs. Kp. III/53

Schon in der Nacht des ersten Mobilmachungstages trafen bereits die ersten Auslandschweizer ein. Von stadtkundigen Kadetten und Pfadfindern am Bahnhof in Empfang genommen, wurden sie zur Registrierung ins Platzkommando und anschliessend zur Verpflegung ins Kirchgemeindehaus geleitet, um dann nachher ihren Quartieren zugeführt zu werden.

In der dritten Nacht kamen zirka 50 Mann aus Nord- und Ostdeutschland an, zu denen sich einige «Bayern» und «Württemberg» gesellten. Als sie bereits am Tische sassen, stand plötzlich einer aus der Gegend von Nürnberg auf und schrie sein Vis-à-vis an: «Woher kommst denn Du?» «Von Berlin.» «Verflucht nochmal, kommt da noch so ein verdammter Schnapspreiss sei Nas' dreinsteck'n.» Dabei reichte er ihm über den Tisch die Hand und fuhr fort: «Grüass Di Gott, Kamerad, Du bist en halbe Preiss und i en halbe Bayer, aber ganze Schweizer bleibe mer immer!» Der vorerst ziemlich erschrockene «Berliner» hatte sich bald wieder erholt, und dann klagten sie sich gegenseitig ihr Leid. Und es war bei beiden nicht gering.

Four. Graber, PL Kdo. Winterthur

Chumm jetz Frau und hol mer d'Mütze,
Bring mer s'Gwehr dert vo der Wand!
Cha nu nümme bi der sitze,
Mues halt go für's Vatterland.

Irucke

Cha nid schaffe, wie-n-i wetti,
Drüber truure hät kei Sinn,
Tänke, wie-n-i's schöner hetti,
Wär i nid, was i jetz bin.

Ga-n-i halt i Gottes Name!
Gueti Frau, briegg nid derbi!
Säg mer doch, i sei en Stramme
Und i gsäch ganz prächtig dri!

Und so gömmer euser Wäge,
Du i's Heim und ich i's Fäld,
Wöisched schtill enand de Säge
Und de Fride über d'Wält.

Kan. Fehr, Sch. Mot. Kan. Btrr. 112

Der Fahneneid Nach erfolgter Generalmobilmachung war die Funkerkompanie 1 am 1. September 1939 in Freiburg eingerückt. Am späten Nachmittag marschierten wir mit Stahlhelm und auf gepflanztem Bajonett aus dem Areal des Internates, wo unsere Einheit besammelt worden war. Wir stiegen ein Stück weit bergwärts. Hier sollten wir auf einer Anhöhe über der Stadt zusammen mit den Angehörigen einer welschen Telegraphen-Kompanie vereidigt werden.

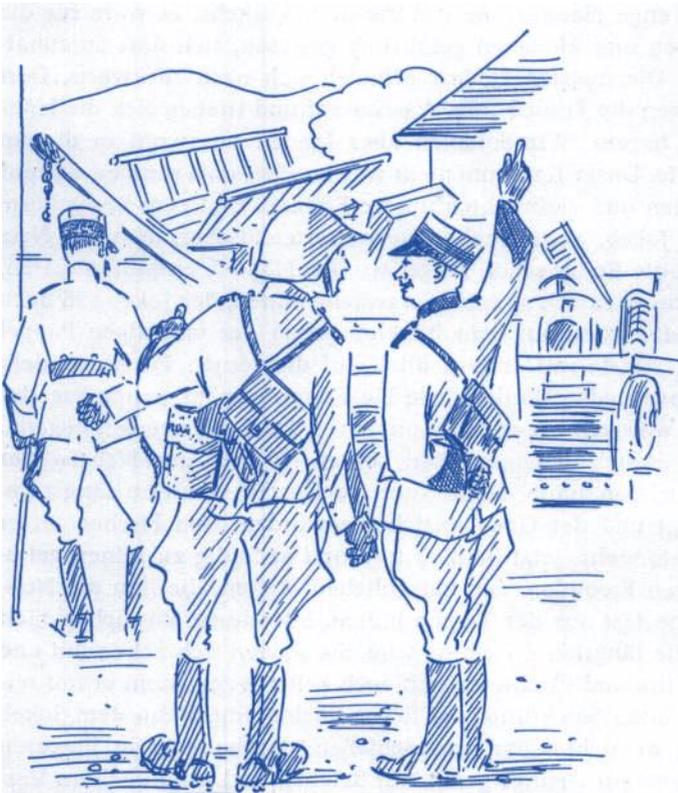
Das Schweizer Banner flatterte im Abendwind. Wir standen in Reih und Glied und schauten über das weite Land, unsere Heimat. Drüben lagen die Freiburger Berge, dahinter die Alpen. Einige Wolken segelten gemächlich am Himmel, ringsum war tiefer Friede.

Die damaligen Funkerkompanien, mit dem Mannschaftsbestande eines halben Bataillons, waren gemischte Einheiten mit Leuten jeden Alters aus beinahe allen Kantonen der Schweiz. So standen wir hier wie das Symbol der Schweizer Armee im Kleinen: junge Auszugsoldaten, gereifte Landwehrmänner, ergraute Landstürmler, die sich schon an der letzten Grenzbesetzung beteiligt hatten. Nebst unseren welschen Kameraden aus dem Waadtland, aus Neuenburg und Genf, konnte man in unseren Reihen Zürcher, Basler und Berner sehen, dann Schaffhauser, Tessiner, St. Galler, Bündner und noch viele andere. Alle waren hier eingerückt, um unsere schöne, gemeinsame Heimat im Notfall zu verteidigen, und kein Alter und keine Sprache schied uns in dieser Stunde.

Der Hauptmann verlas die Kriegsartikel auf Deutsch und Französisch. Ein Vertreter der Freiburger Regierung nahm uns den Eid ab: «Es schwören die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, der Eidgenossenschaft Treue zu halten; für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben aufzuopfern; die Fahne niemals zu verlassen; die Militärgesetze treulich zu befolgen; den Befehlen der Obern genauen und pünktlichen Gehorsam zu leisten; strenge Mannszucht zu beobachten und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert.» In der linken Hand Gewehr und Stahlhelm, erhoben wir unsere Rechte: «Ich schwöre es», ging es wie ein Rauschen des Windes über den Wiesenplan. Dann wiederholte sich das Ganze nochmals in französischer Sprache.

Wir marschierten zurück in unser Quartier. Der feierliche Akt hatte in mir einen tiefen Eindruck hinterlassen und blieb in meinem Herzen, das unter dem dicken Waffenrock erneut freudig für unser Schweizerland schlug, für immer haften.

In den ersten Tagen der Mobilmachung wurden in den nahe der Landesgrenze gelegenen Dörfern des Leimentales improvisierte Barrikaden erstellt. Brücken- und Güllenwagen, Heuwender und die alte Feuerspritze, kurz alles, was man entbehren konnte, wurde aufgeschichtet und ineinander verkeilt. Als der beauftragte Zug einer Grenzschutzeinheit mit dieser Arbeit fertig war, kam gerade das «Rössli Spiel» – der Brigadestab – zur Inspektion. Die hohen Offiziere betrachteten alles kritisch, während der Oberleutnant des Grenzschutzes unsicher wurde. Er schlich sich an einen Hauptmann mit schwarzem Kragen und dito Patten heran und wollte von diesem, dem vermeintlichen Geniechef, ein fachmännisches Urteil über die Barrikade hören. Doch der Häuptlig schüttelte den Kopf und beteuerte: «Nai, i verstand nyt vo settige Sache, i bi dr Feldprediger ... Oblt. Loeliger, Ls. Kp., Münchenstein



Grenzdienst – Grenzwacht

Aus
Grenzbeset-
zungstagen
...

Monatelang waren wir in einem kleinen Fischerdörfchen an der Grenze einquartiert. Die Häuser waren fast zu zählen. Sie lagen zusammengebüschelt an der Landstrasse und an den paar Seitenwegen, die vom See weg führten. Dorfplatz gab es keinen grossen, und das Dorf schien meistens wie ausgestorben. Die enge Hauptstrasse gehörte dem Verkehr, es wäre für die Buben und Mädchen gefährlich gewesen, sich dort aufzuhalten. Die meisten Häuser öffneten sich nach rückwärts. Dort hingen die Frauen ihre Wäsche auf und trieben sich die Hühner herum. Wir Soldaten aber fanden uns wohl in diesem Dorfe. Unser Kantonnement war am See, dort standen wir auf Posten und verbrachten unsere Freizeit. Und zum See gehörte der Jokeb, ein steinalter, verwetterter Fischer, dem das Netz und die Ruder schon längst aus den Händen entglitten waren. Wenn wir noch so frühe Tagwache hatten, der Jokeb sass doch bereits schon auf dem Bänklein unter der mächtigen Pappel und starrte mit stillem Blick auf die fernen Fischergondeln hinaus. Jeden Winkel, jede Tiefe kannte er im weiten See, der See war sein Leben gewesen, bevor das Gliederreissen begann, das er sich in ungezählten kühlen Nächten und Nebelwetter aufgelesen hatte. Seine knorrige Gestalt war nun längst gebeugt und der Gang unsicher geworden. Den Fischen tat er nichts mehr, jetzt hielt er treu und geduldig zu seinen gefiederten Freunden, den zutraulichen Meisen, die ihm die Nusskerne fast aus der Tasche holten. Mit diesen Vögelchen hielt er die längsten Zwiegespräche. Sie setzten sich neben ihn und auf ihn und fürchteten sich auch keineswegs, wenn er mit seiner alten Stockflinte auf Rebenwache ging. Denn dem Jokeb war es nicht mehr ums Schiessen, das hatte er in jüngeren Jahren zur Genüge getan, auf Belchen und wohl auch im Versteck-

ten auf die Möven, weil sie so gar keine Rücksicht nahmen auf die Fische und auf den langen Landungssteg.

Seit wir im Dorfe waren, hing er die Flinte wieder um, auch wenn die Trauben noch nicht «kochten», er gehörte zu den Soldaten, er lebte mit ihnen und lebte von ihnen. Er hatte auch einmal eine Grenzbesetzung mitgemacht, aber das war noch im vorigen Jahrhundert gewesen. Und er muss ein guter Soldat gewesen sein, der Jokeb, denn noch jetzt nahm er vor jedem Höheren Achtung-Stellung an, hob den Kopf etwas und legte zwei Finger an den grauen Haarschopf. Und dann erzählte er uns, wie es früher gewesen war und wurde dabei ganz gerührt. Aber noch näher lagen ihm seine ungezählten Erlebnisse auf dem See, die Gefahren und Anstrengungen in stürmischen Nächten, bei Überschwemmungen und beim Eisbruch. Gar manchen hatte er in letzter Minute dem See entrissen, und die vielen Geretteten hingen jetzt noch am Jokeb wie an ihrem Vater. Manchmal war es aber auch eine traurige Heimkehr gewesen, wenn sich der See als stärker erwiesen hatte. Der Jokeb hat auch das überwunden und das Leben genommen, wie es sich gab. Er hatte seine Freunde und seine Feinde, und dabei hat er nicht auf die Grenze geschaut. Jetzt an seinem Lebensende wäre er zufrieden gewesen mit einem freien Blick über den See, mit seinen Meisen und seinen Erinnerungen. Und nun waren in seine alten Tage noch einmal Soldaten gekommen und er musste ebenfalls wieder seine Flinte umhängen und Achtung-Stellungen machen, so gut es ging. Von der anderen Seite konnten seine Freunde nicht mehr herüberkommen, und die eigenen Gondeln drehten vorzeitig bei. Und dann kamen jene Zeiten, da die Soldaten Tag und Nacht wachen mussten, und da erklärte uns der alte Jokeb, man solle ihm nur am Fensterladen klopfen, wenn es so weit sei. Er werde mit seiner Flinte auch noch kommen und einstehen für sein Land. Unzählige Male, wenn er tagsüber seinen Soldaten nachging, hat er uns daran erinnert, und wir hätten den Jokeb sicher nicht vergessen, wenn es nötig geworden wäre. Eines Nachts, als es schon wieder ruhiger war und wir nicht an den Jokeb dachten, hat dann ein anderer an den alten Fensterladen geklopft, und der alte Fischer ist still mitgegangen. Am andern Morgen war das Bänklein am See leer, und die Meisen piepsten vergeblich nach ihren Kernen. Und da ist es noch einsamer geworden im kleinen Dörfchen am See, in dem wir so lange Wache stehen mussten.

Hptm. Gisiger, Gz. Füs. Bat. 276

Wir bauen. Irgendwo in der grossen Front sind wir daran, tiefe Löcher zu graben und massige Unterstände zu betonieren. Der Boden ist schwer, teilweise lehmig, die Gräben und die tiefen Schächte sind voll schlammigen Wassers. In Gummistiefeln stehen die Leute metertief im Boden, werfen die Erde hoch hinauf, sind nass und übervoll von Schmutz und Lehm. Ohne Überkleider arbeiten sie, die einen bei Tag, die andern bei Nacht, wochenlang schon. Husten, Schnupfen und Heiserkeit sind oft der Lohn für diese Mühe. Von den vielen sind kein halbes Dutzend Maurer oder Erdarbeiter. Schlosser, Mechaniker, Lehrer, Schreiner und Professoren plagen sich ab bei der ungewohnten Arbeit. Mancheiner flucht, mancheiner schlägt mit verbissener Wut den Pickel in das dreckige Erdreich. Müde und matt kommen sie zurück in die Kantonnements, zu jeder Tages- und Nachtzeit, da der Turnus der Schichten nicht immer eingehalten werden kann. Langsam nur, für manchen allzu langsam, wächst das massive Werk, Wochen, ja Monate kann es dauern, bis alles fertig ist. Werden alle durchhalten? – Nicht immer und jeden Augenblick kann man sich vorstellen, für was dies alles geschieht. Oft übermannt die Mühsal des Augenblicks den Soldaten, er wird unmutig und müde. Da können keine schönen Worte und keine grossen Gedanken mehr helfen: eine heisse Suppe, ein warmer Ofen im bescheidenen Kantonnement, ein Seil, daran der nasse Mantel getrocknet werden kann – das ist's, was dann notwendig wird. Kaum mehr zu Wünschen versteigen sich die Gedanken. Ein Bett – gewiss, das gibt es, irgendwo, nur nicht da, wo es jetzt so nötig wäre. Jeder weiss, Dienst ist nicht ziviles Leben. Doch auch der Dienst wird überstanden! Nur nicht immer so heroisch und gross, wie man das zuhause vielleicht gelegentlich meint. Es ist viel menschliche Kleinheit, viel Mühsal und auch Schwachheit, die uns begleitet. Oft plagen wir uns mit Fluchen und Seufzen durch die nassen Tage, als einzigen Trost die Hoffnung auf einen fernen Urlaubstag mittragend. Glaubt nicht, die ihr daheim im Trockenen sitzt, Soldatenleben sei nur Lustigsein. Es ist unendlich viel Überwindung, unendlich viel kleine Mühe dabei, die so sehr zermürbt. Die Romantik des Dienstes ist für den Durchschnitts-Soldaten wohl auf ein kleinstes Minimum zusammengeschrumpft. Die Wirklichkeit ist ungleich anders, als mancher sie sich vorstellt. Die Überwindung dieser «schwachen Stunden» aber braucht vielleicht mehr Kraft, als eine ganze Nachtschicht durch zu pickeln und zu schaufeln! – Eines jedoch soll deswegen niemand denken, dass wir in der Stunde der Bewährung schwach sein könnten.

Nein! Vielleicht ist alle diese Arbeit dazu da, um uns zu stählen, um uns hart zu machen, um aus dem weichen Bürger einen Soldaten zu schmieden. Darum würden wir eine gewaltige Summe von Kraft einzusetzen haben, wenn es je einmal ganz ernstlich sein müsste – wenn gleich hier einmal von den zermürbenden, kleinen Mühen unserer Tage berichtet wurde.

Fw. Scherrer, Sch. Mot. Kan. Btrr. 112

Unterhalb Rheinfeldens rastete auf ihrem Jugendriegenausflug eine grössere Gruppe zwölf- bis fünfzehnjähriger Buben. Sie hatten ein Feuer entfacht und ihre Turnerfahne mit dem Schweizer Kreuz steckte im Ufersand. Da ertönte vom nördlichen Rheinufer Trommelklang mit zackigen Kommandorufen. Auf dem Uferweg marschierte, voraus die Hakenkreuzfahne, ein uniformierter Trupp der Hitlerjugend. Die Kolonne hielt an, bildete einen Halbkreis und rief im Chor hinüber: «Stachelschweine, Stachelschweine!!!» Diese Bezeichnung kam ja in ihrem Engellandlied vor. (Und die Schweiz, das Stachelschwein, das nehmen wir im Heimweg ein!) Die Jungturner auf dem anderen Ufer zeigten sich weder erschüttert noch verlegen. Sie sprangen auf, scharten sich um ihre Fahne und brüllten was das Zeug hielt hinüber: «Ländlistähli, Ländlistähli...!»

Das Schimpfkonzert hörte erst auf, als ein erwachsener Turner erschien und seine Schützlinge zur Ruhe ermahnte.

Four. Fritschi, Stabskp. Bat. 65

Stachelschwein
und
Ländlistähli!

Es tüecht mi hüt no, i gsei si bir obere Güntere d'Simplonstrass ahecho: vorus e schlanke Uszüger vom Regiment 17, ds Chäppi e chli schreeg uf em blonde Houel, en MP über der Achsle, mit dem lenge, zügige Bärglerschritt u hinnedry, e Vierer-Reihe, prima usgrichtet, fascht im Stächschrift e Zug – e Kumpanie – es Batallion – aber ohne Waffe, ohne Packig, u wo si du bim alte Hotäll de la Poste z'Brig, won i uf der Brigadewach gsy bi, a mer verby sy, hani gseh, dass das tütsch Soldate sy – u nid Schwyzer –

Denzumalen
im
Aktivdiensch

U jetz gah miner Gedanke e lenge schtotzige Wäg zrüg; üs, zwüü, drü, vier, fuf Jahr, un i gseh d'Hojimatte z'Inderlache, gseh all myner Kamerade, e Hufe Zivilischte zringsetum u de köhrene di schicksalsschwäre Wort: «... der erhebe die rechte Hand und spreche mir nach: ich schwöre es!» U i gschpüre no hüt, wis mi worglet im Hals us mer hiiss düre Lyb fert – jetz wo mer dem Land dr höchst Eid gliischtet hi.

U du hett dr erseht Marsch vom Aktivdiensch abfange. Bis ga Brienz isch ganz ordeli gange. Meiringe zue het's du scho afah böse, u we nid ds Zwähli oder ds Möri öppen iis e träfe Witz gmacht hätte, we mer no müeder worde. Nam fufte Schtundehalt, mier sy grad eso gäbig ahglüffe gsy, chehrt si ds Möri (är het igitlich Kaspar Moor ghisse) gägmi u siit: «Du Huser, hani de Turnischer iberhöipt am Rigg? I chume-mer eso liechta vor!»

U du hett du dr Diensch abfange. Mit anderne Worte: mier hi alls das, womer 15 und meh Jahr drvor ir Regruteschuel hi glehrt ka – mier sy Landwehrmanne gsy! – widerchöiet uf Tüfel u zrugg. U wemer nid ufern Schintermätteli gsy sy, wie mer dem Üebigsplatz gsiit hi, so hiimer Schtelligi boue! Di verrücktischte Konschtrukzioni, wo allne schtatische u Schwärchraftsetze gschpottet hii, si da etschtande! Dr Mejor ischt im Zivil Bouingenieur gsy; dä hett mengischt voll Verzwyflig a Himmel uehi gluegt un es hett mi tuueht, mi gsei-n-em völlig ah, was er teechi: «Isch das möntschemügli? Wei si nid oder chöi si nid? Soli gränne u die ganz Blättere i d'Chischte keye, oder söli lachen ab dene Schtärnstonnere?»

Es mal am Huuptverläse het's ghiisse: «Mier sy de hie im Diensch u nid da, für de Pure d'Mattleni z'mischte! Morn wärde Latryni boue; Gfreite Huser –» «Hie Faldwiibel!» – «tuet morn mit 10 Ma di nötige «Sitzglägehiiten erstelle, verschtande? Yträtte!»

U dr Mejor hett dr Befähl geh, die verschidene dreiwöchige Soubärt syge de no hinecht abztue, är well de morn e kine meh gseh mit em ene söttige reglemäntswidrige Grind ume-lufe!

Am andere Morge han i myner 10 Kamerade u mi bim Fäldweibel abgemeldet u mier sy i Wald ga ds nötig Holz schlah. Wo mer mit dene Schtanglenen uf dr Achsle zrüg cho sy für ga ufzrichte, begägned is dr Mejor. Dr Befähl, z'rassiere, himmer vergässe kah; mier hi drum dr Aabe drvor ds Chuchi-

miitschi vom «Bäre» mit dem Zwähli verhüratet u ds «Hochzytässe» isch halt e chly lang gange – item, i ha mi u myner Chnabe bim Mejor gmeldet. Aber dä hett mi nume bös ahgugget, het mit dr Hand echli am sym suber grassierte Chini gchrauet u mi ahgschnouzt: «Was git de das da?» – «E Latrine, Herr Mejor!» hani gsüit u bi wyter. I ha natürlig scho gwüsst, was dr Mejor mit dem Chrauen am Chini het welle säge, nume – ja – i ha mer nid anders gwüsst z’hälfe weder drglyche z’tue, i verschtandine nid. Aber no dr glych Aabe het üse Kamerad Egger Kobi sy beschte Hegel a üsne schtachelsoumässige Barte gruniert.

Vor Grimsel us hi di zweit u di viert Kumpanie e Gebirgsmarsch gmacht: Grimsel – Oberaargletscher – Oberaarrhütte, dert Schneebiwak un am andere Tag vo dert us via Wätterlücken ids Goms. Vollpackig! Es ischt ails guet gange, numen e Mitrailleur-Büchser, wo sehe mengs Jahr nie mehr z’Bärg isch gsy, hett Härzgschichten ubercho u zrug uf d’Grimsel müesse. I wett nid säge, mier hiige die Nacht gschwitzt, womer am Bärgschrund i de Schneelöchere gläge sy – aber dr Bärgmorge voll Glanz u ne wundervolli Ussicht uf üser schtolze Oberlender Gipfel het uis alls la vergässe. Müej u Not u d’Müedi isch verflöge wie liechti Summerwölkleni ir Sunne, un i gseh hüt no das Bild, wo dr Houpe Louener vo Wengen uf en eme Pöfel uehi schtiit, i die Pracht usigugget u zuenis siit: «Gällid Manna, äs isch schi drwärt, fir das scheen Fläckli Wäld firhi z’schtahn!»

We scho dr Grenzdienst im Underland schwere gnueg gsy ischt – i de höche Bärge ischt er no viel schwerer worde. Tageleng Märsch mit Hochgebirgspackig bi jedem Wätter; Material- u Verpflegigs-Nachschueb mit Laschte bis zu 40 Kilo; ds Läben i Schnee- und Gletscherkavärne uf em Adlerpass, Feejoch etc. i fascht 4’000 Meter über Meer; MG-Stellingschrieg ir Mischabelgruppe über 4’000 Meter, Patrouille-Lüüf z’Fuess u per Ski; Summer- u Winter-Hochgebirgusbildig – alls das het aber doch si gueti Syte kah: äs het d’Truppe zemeschweisst, d’Kameradschaft ischt vertieft worde, dr Verchehr zwüsche Mannschaft, Kader u Offizier ischt menschlicher, aber dessetwäge nid weniger korräkt worde. We me zemen am glyche Siil ghanget ischt, ds Läbe der Ufmerksamkiit u de scharche Hende vom Kamerad ahvertrout u mit enander Früüd u Liid tiilt het – we me ifach uf enanderen ahgwise gsy

ischt – de het me mings Herts un Unagnehms, wo dr Diensch het mit sich bracht, vergässe un enandere glehrt kennen u schätze. U weme de ds Land vomene Gipfel us het gseh dalige amene sunnige Tag, we me all die Pracht schtill u ahndeechtig gschouet het, ghof-fet, alls das blybe üs erhalte für alii Zyt. U geng wider himmer erfahre, dass o die, wo am ergschten übere herte Diensch gheilandet hii, imene settige Moment begriffe hii, das mier all zeme ifach *müesse* da sy u müesse Diensch tue, wenn is ds Land u d'Lüt u d'Freihit sollen erhalte blybe. U erseht du no speter, womer vo dene Bärge us köhrt hii, wie die grosse Bomber stundilang über üses Land ewägg flüge, ga Italie, u dr Lärme vo de Bombenexplosioni bis zu üs uehe möge het, we me ds Für u d'Glueg gseh het, wo die grossen italienische Induschriezentre drin sy zemegschlage, gschmolze, vernichtet worde – de het doch dr Hindertsch ygseh, das mier mit üsem Diensch dem Vaterland es chlyns Opfer bringe, u menge still für sich sälber hättet: «Herrgott, tuen is das erschpare!»

Hegdoren ischt i de Granitfelsen obehär Naters gsy – e zimmlich düschteri Ahglägehiit. U wil üse Brigade-Kommandant, dr Herr Brigadier Buehler, e grosse Naturfründ gsy ischt, het er Wärt druf gliit, die Sach e chli früntlicher z'mache u Uftrag geh, vor em Brigade-Kommandoposchte so guet dass öppe gang, e Garten ahzlege. Nu eso isches cho, das i eines Tags vom Houpmme Mützebärg dr Befähl übercho ha, für Stiiblatti z'luegen u si im Garte z'verlege. Imene Bachbett hani eignets Material gfunde u mier hii si ufern Puggel vor e Kommando-Poschte trage. Zum Verlege het mer Kadi e Kamerad als Hälfer zuetiilt un i hami am andere Morge bim Adjutant gmeldet.

Es ischt e schöne, aber o ne hiisse Tag gsy, u für zum Brunne z'cho, hett me vor em Pfeeschter vo ds Brigadiers Büro dür müesse. Woni öppe afe ds dritt oder dis viert Mal zum Brunne bi, het my Kamerad lut u tüütlich gsiit, äs machi hütt unerchannt warm, aber bis jetz hiigi är geng gmiint, Wasser kenni e rächte Mitrailleur numen als Chüelwasser im MG. Gly druf ischt dr Herr Brigadier use cho, hett vo wytem zuenis dure gugget, u du chunnt er gägnis. I ha flott ds Manndli gmacht u gmeldet: «Herr Brigadier, Gfreite Huser mit iim Kamerad bim Blattilege!» – «Danke, Gfreite, ru-ehn», het er früntlich zue mer gsiit, giit zu mym Kamerad, reckt im d'Hand u grüesst ne: «Gottgrüessdich, Gottfried, so, bischt Du

o da?» Gottfried het im Hand geh u g'antwortet: «Gottgrüessdich Hans; ja, ich bin og da – un äs ischt ordeli warms hütt!» I ha vinechly glost ab der Begrüessig, i ha drum nid gwüssst kah, dass die zwee unglische Soldate Cousin sy! Nid lang drnah das Brigadier wider im Büro verschwunden ischt, chunnt en Ordonanz mitemene Liter Fendant use u sût: «Es het de no meh vo dem, wenn er öppe no Turscht hüt!»

Ja, eso isches gsy, dennzumalen im Aktivdienscht. U jetze sys scho gly 15 Jahr, das under der Bewachig vo nume zweene jungen Schweizer Tätle es ganzes Bataillon tütsch Soldate vo Gondo ubere Simplon uf Brig i d'Gfangeschaft gluffe sy. Gly druf hett's du es Endgnoh mit dem wahnsinnige Völkerorde, un amene schöne Summermorge het's z'Brig uf em Schuelhusplatz fröhlich tönt:
«Territorial-Mitrailleur-Kompanie 11, vom *letschten* Aktivdienscht – abträtte!»

Gfr. Hauser, Ter. Mitr. Kp. 11

Meine liebe Frau, nun bin ich schon einige Wochen im Aktivdienst, und ich kann Dir nicht sagen, wann ich Urlaub bekomme. Heute will ich Dir erzählen, wie es bei uns her- und zugeht. Am Rande eines Waldes steht unser Wachtlokal, umgeben von Jungholz und knorrigem Eichen. Wir haben es selbst gezimmert und das Innere wohnlich eingerichtet. An der Wand hängen die scharf geladenen Karabiner, ein aufklappbarer Tisch, zwei Bänke, ein Ofen und strohbedeckte Pritschen sind die Einrichtungen. Ein Bild des Generals hängt über dem Feldtelefon. Es ist dunkle Nacht, unsere Gruppe hat Feldwache. Scheinwerfer, Horchgeräte und Flab.-Geschütze sind bereits in Stellung gebracht worden. Die Feldwachen sind eingeteilt und aufgestellt. Eisig kalt zieht der Wind über Wald und Feld. Von ferne hören wir vereinzelt Kanonendonner. Kilometerweit ist kein Haus und kein Dorf. Mit Jassen verbringen einige Kameraden die Zeit, andere legen sich schlafen, denn ihr Wachtdienst beginnt einige Stunden später. Ich lese gerade Deinen letzten Brief, worin Du mir

Unser
Wachtlokal

so herzlich von unserem kleinen Kindlein schreibst.

Da, ein Ruf von der Wache: Achtung, Alarm, Flieger –

Die Jasskarten fliegen auf den Tisch, jäh erwachen die andern. Mein Brief verschwindet in meinem Hosensack, das Gewehr ergriffen, den Stahlhelm auf, die Gasmaske umgehängt, und im gestreckten Lauf durch den dunkeln Wald hinaus aufs Feld. An die Geräte. Wir hören das Brummen von Motoren, die Horcher verfolgen gespannt die Richtung des Schalles.

Werden sie über die Grenze fliegen? Der Scheinwerfer meldet die Bereitschaft, die Flab.-Geschütze sind gerichtet. Sekunden vergehen, sie dauern lange, diese Sekunden! – Das Motorengebrumm wird schwächer und verliert sich von der Grenze weg. Der Mitternachtsspuk ist vorbei!

In fünf Minuten ist Wachtablösung, und dann kommen der Sepp und ich an die Reihe. – Nun habe auch ich die Mitternachtswache hinter mir, doch bevor ich meinen Brief zusammenfalte, denke ich an Dich und an unsere Kleine, die wohl selig schlafen wird. Mit herzlichen Grüßen Dein Heinrich

Gfr. Schlatter, Flab. Det. 28

Schüsse über
die Grenze

Es war in dem Zeitpunkt des Aktivdienstes, als an unserer Grenze die Bauarbeiter eine fieberhafte Tätigkeit entfalteten.

Die Bunker schossen damals wie die Pilze nach einem warmen Gewitterregen aus dem Boden. Im Abschnitt unserer Grenzkompanie wurden gleichzeitig fünf kleinere, für eine Besatzung von sechs Mann bestimmte, mit einem Maschinengewehr bestückte Bunker vollendet. Sie befanden sich in einer Reihe, in Abständen von einigen hundert Metern, sich gegenseitig Feuerschutz bietend, an der Uferböschung des Rheins.

Während eines vierzehn Tage dauernden Besatzungskurses in diesen Werken galt es nun, technische, taktische und psychologische Erfahrungen für den Ernstfall zu sammeln. Zu diesem Unternehmen detachierte die Mitrailleur-Kompanie die Hälfte der erforderlichen Mannschaft: fünf Unteroffiziere und zehn Soldaten. Die andere Hälfte sollte durch unsere Kompanie ergänzt werden. Wir dazu bestimmten Füsiliere wurden vorgängig von einem Mitrailleur-Offizier im Schnellbleicheverfahren in den komplizierten Mechanismus des Maschinengewehrs eingeweiht.

Unsere Gruppe besetzte in unserem Abschnitt den am entfern-
testen gelegenen Bunker. Die Gegend war hier einsam und
idyllisch. Weder auf schweizerischem, noch auf deutschem
Gebiet war weit und breit ein Haus zu erblicken. Auf sandi-
gen, mageren Wiesen und Äckern standen zerstreut einige ver-
krüppelte Obstbäume. Die steil abfallenden Uferböschungen
waren von einem Dickicht von Sträuchern und Dornbüschen
überwuchert. Vom sanft ansteigenden Hügelzug drüben grüss-
ten die Tannen des Schwarzwaldes.

Unsere Aufgabe erwies sich in der Folge nicht als übertrieben
schwer: Wacheschieben, täglich eine Stunde Ausbildung am
Maschinengewehr, dazwischen essen und schlafen. Zum Kar-
tenspiel stand uns also ausgiebig Zeit zur Verfügung, zudem
wurde der «Frass» vom Gehilfen des Küchentigers per Velo-
anhänger ins Haus gebracht.

Gegen Ende der ersten Woche stellte «Chrigel», ein Berner
Oberländer, fest: «Ohne die blöde Ausbildung wäre es hier
ganz angenehm, jedenfalls durchaus zum Aushalten.» Der
komplizierte Mechanismus des Maschinengewehrs ging ihm
einfach nicht in seinen Berner Schädel. Im Handharmonika-
spiel dagegen erwies er sich als Meister. Bei schönem Wetter
setzte er sich auf den Grastepich des Bunkerdaches und gab
Wunschkonzerte. Auf seinem Schwyzerörgeli bot er uns beste
bodenständige Kost. Die Prunkstücke seines Repertoirs pflegte
er mit seiner angenehmen Baritonstimme zu begleiten. In sein
Lieblingslied «Im Grauholz wohl auf der Höh» legte er so viel
Inbrunst und Rührseligkeit, dass es zum Steinerweichen war.
Kamen am jenseitigen Ufer zufällig die zwei deutschen Grenz-
wächter vorbei, kargten sie nicht mit Beifall.

Einmal tauchte unerwarteterweise der Hauptmann der Mitrail-
leure bei uns auf. Er unterzog den Ausbildungsstand der Mann-
schaft einer eingehenden Prüfung. Von seinen eigenen Solda-
ten schien er sehr befriedigt zu sein. Für uns Füsiliere hätte
die Sache zum mindesten einen annehmbaren Ausgang ge-
nommen, wäre nicht zum Abschluss «Chrigel» vollständig aus
dem Rahmen gefallen.

«Zerlegen Sie das Schloss», befahl der Hauptmann. Das ging
für «Chrigel» zu hoch hinaus. Er drehte das verwünschte Stück
nach allen Seiten, würgte, zerrte und drückte daran herum –
vergebens, die Teile liessen sich nicht zerlegen; dabei schwitzte
er wie ein Bär.

Barsch wandte sich der Hauptmann an den Unteroffizier:
«Halten Sie das vorgeschriebene Programm der Waffenausbil-
dung nicht ein?»

«Doch, Herr Hauptmann, täglich eine Stunde.»
«Zu wenig. Von heute an verwenden Sie zwei Stunden.»
Der Korpis war wütend auf «Chrigel», grundlos, wie dieser fand.
«Schliesslich bin ich nun einmal nur bei den Sandhasen eingereiht.
Bei meinem Karabiner kenne ich mich aus wie in meinem Hosensack.
Ich zerlege den Karst in hundert Teile und setze diese wieder zusammen,
sogar mit verbundenen Augen. Jawohl, mit verbundenen Augen,
das habe ich in der Rekrutenschule gelernt.»

In der Morgenfrühe des darauffolgenden Tages, wir lagen auf den «Apfelhurden», wie wir die übereinanderliegenden, harten Pritschen unten im Mannschaftsraum nannten. Der Korporal versuchte mich wachzurütteln: «He du, Langer, es wird fünf Uhr. Du sollst den Chrigel ablösen!»

Im Halbschlaf kletterte ich über die Leiter nach oben und trat ins Freie. Die kühle Luft des jungen Tages liess mich augenblicklich völlig wach werden. Auf dem nahen Apfelbaum zwitscherten die Vögel. Im Strom schnellte ein Fisch auf und, ganz nahe am Ufer, noch ein zweiter. Über mir flog schimpfend eine Krähe vorbei. Erstaunt begrüsst mich «Chrigel»: «Was kommst du mich schon ablösen? Ist es schon fünf Uhr? Die zwei Stunden sind wie im Fluge verstrichen. Es war so wunderbar still.»

Noch eine gute Weile leistete mir «Chrigel» Gesellschaft. Offenbar hatte er keine Eile auf die Apfelhurden zu klettern. «Es lohnt sich nicht mehr, sich aufs Ohr zu legen. Bald wird der Küchenschang mit dem Negerschweiss anrücken.»

Schliesslich machte er gegen den Bunkereingang kehrt. Im Gehen wendete er sich noch einmal zurück zu mir: «Hab kurze Zeit.»

Ich war allein. Ich dachte an diesen netten Burschen mit der einfachen Seele und seiner schönen Liebe zur Natur. Plötzlich krachte eine Salve: Die Schussöffnung des Bunkers spie eine Feuergarbe aus! Einen Moment war ich wie gelähmt, dann überlegte ich: den Posten durfte ich eigentlich nicht verlassen. Schliesslich siegten Neugier und Angst. Ich eilte in den Bunker.

Im Kampfraum sass «Chrigel» mit verstörtem Gesicht hinter dem Maschinengewehr, umringt von den übrigen Kameraden. Er wiederholte immer und immer wieder denselben Satz: «Ich



wollte nur ein wenig üben. Offenbar vergass ich das Gewehr zu entladen.» Am Boden verstreut lagen vierzehn Hülsen. Der Korporal stiess die fürchterlichsten Flüche aus.

«Das ist eine ganz tolle Sache. Sie wird dem Bundesrat eine geharnischte Demarche aus Berlin eintragen. Und wenn du gar die deutsche Patrouille getroffen hast, dann Prost! Dann hast du den Deutschen Grund für eine Kriegserklärung gegeben!»

Die Worte des Korporals lösten heillose Verwirrung aus. Nur der dicke Karl, den nichts aus der Fassung zu bringen vermochte, behielt ruhig Blut.

«Du solltest den Teufel nicht an die Wand malen. Die Deutschen pflegen stets bei den geraden Stundenzahlen vorbeizugehen, sie kommen also erst wieder um sechs Uhr.»

Der Korporal griff nach dem Feldstecher und verliess den Bunker, wir gingen hinter ihm her. Draussen war es vollends Tag geworden. Am östlichen Horizont stand die Sonne blutig rot. «Nur ein paar Zweige hat er drüben geknickt», stellte der Korpis fest. «Kein grosser Schaden. Dennoch muss ich den Schaden melden, in Anbetracht der fehlenden Patronen.»

Der dicke Karl war anderer Ansicht: «Das darfst du unter keinen Umständen tun – es würde ‚Chrigel‘ ein paar Monate Savatan eintragen. Was die verschossene Munition anbelangt, mache dir darüber keine Sorgen, diesen Punkt werde ich ins reine bringen. Ich bin nämlich Materialverwalter im Schiessverein unseres Dorfes. Und wenn jemand sich nach diesen Schüssen erkundigen sollte, antworten wir einfach, wir hätten sie auch gehört. Das ist doch nicht gelogen – oder?» «Selbstverständlich ist das nicht gelogen! Ausgezeichnete Idee!» ertönte es in der Runde.

Der Korporal fürchte die Stirne. «Ihr habt gut reden – die Ver-

antwortung hab ich. Bestimmt hat man die Schiesserei im Dorfe gehört.»

Karl liess nicht locker. «Gewiss trägst du die Verantwortung. Chrigels Schicksal liegt in deiner Hand; ebenso steht deine militärische Karriere auf dem Spiel. Die Wachtmeisterschnüre dürften für dich nun zu hoch hängen. In diesem Falle ist es klüger nach dem Sprichwort ‚Reden ist Silber – Schweigen ist Gold‘ zu handeln. Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!»

Das waren schlagende Argumente. «Im Grunde genommen hast du recht, Dicker. Der Plan ist nicht schlecht ausgedacht. Warten wir vorerst den Kontrollgang der Deutschen ab. Lassen sich diese nichts anmerken, bin auch ich einverstanden.» Gespannt hielten wir nach dem jenseitigen Ufer Ausschau. Die Deutschen liessen sich Zeit, derweil uns zu Mute war, als sässen wir mit dem nackten Hinterteil auf einem Ameisennest. Endlich, endlich tauchten zwei hohe Schirmmützen auf. Gemächlichen Schrittes kamen die beiden Grenzwächter näher. Als sie sich auf unserer Höhe befanden, machten sie einen Augenblick Rast. Vielleicht waren sie erstaunt darüber, unsere ganze Gesellschaft vor der «Waschküche», wie sie herablassend unsere Bunker zu nennen pflegten, versammelt zu sehen. Sie winkten uns zu, der eine schwenkte sogar die Mütze, dann setzten sie den Weg fort. Lebhaft wie nie zuvor, erwiderten wir ihren Gruss. Sie hatten bestimmt nichts bemerkt.

Kurze Zeit darauf rückte der «Küchenschang» an. Der Korporal fühlte ihm auf den Zahn. «Gibt's Neuigkeiten im Dorf?» «Alles beim Alten. Im Westen nichts Neues.» «Hast du den feinduftenden Mokka da gebraut?» Geschmeichelt antwortete der Küchenmann: «Selbstverständlich. Bin schon seit vier Uhr auf den Beinen! Dabei sind die guten Leute immer in dem Glauben, der Küchendienst sei ein Flohnerposten.»

«Was sagst du? Du bist schon seit vier Uhr auf den Beinen?» «Ich möchte manchmal schon lieber Wacheschieben oder Gewehrklopfen. Es ist geradezu ein Kunststück mit dem nassen Holz, das sich der Fourrier aufschwätzen lässt, Feuer zu machen.» Der dicke Karl versicherte nachher; «Wir können beruhigt sein. Wenn dieser Kerl nichts gehört hat, wird auch kein anderer Mensch im Dorfe etwas wahrgenommen haben.» Wir machten uns mit wahren Heisshunger über das Frühstück her. Der Korpis mahnte: «Also Mund halten und Gras über die Geschichte wachsen lassen.»

Inzwischen floss viel Wasser den Rhein hinunter. Staatsmänner und Heerführer haben ihre Pläne und Untersuchungen in Memoiren aufgedeckt, und wie ich glaube, weder zum Schaden noch zu einem bemerkenswerten Nutzen der Welt. So darf ich hoffen, dass meine Kameraden es mir nicht nachträglich verübeln werden, wenn ich unseren, so glimpflich verlaufenen «Grenzzwischenfall» hier ans Licht gezogen habe.

Lmg. S. Hunziker, Gz. Füs. Kp. V/256

Der Soldat, der unweit des Grenzsteins in den grauen Nebeltag Der Überläufer hineinstarrte, horchte gespannt auf, als er das Bröckeln und Fallen kleiner Steine hörte. Schon wollte er sein lautes «Halt! Wer da?» rufen, als er das Gamszicklein erblickte, das vorsichtig schnuppernd, sich näherte. Es hatte die Witterung verloren und kam langsam näher. Wenige Schritte vor dem Soldaten hielt es an. Es musterte ihn eingehend. Da er jedoch unbeweglich dastand, mochte es ihn für einen ungefährlichen Gegenstand halten.

Plötzlich sprang es auf die kleine Steinhütte zu, in welcher die Gruppe des Grenzschutzpostens Unterkunft bezogen hatte. Wieder blieb es stehen und schnupperte herum. Dann entdeckte es das Gefäss. Der Geruch, welcher diesem entstieg, schien es zu locken. Schritt um Schritt näherte es sich dem Blecheimer. Nun war es ganz nahe, schnupperte und naschte ein paar Maulvoll. Und dann war es auf einmal verschwunden, wie vom grauen Erdboden verschluckt.

Der Soldat erzählte später in der Hütte dieses kleine Erlebnis.

Das gab Gesprächsstoff für einen ganzen Abend in der niedern Steinhütte am Grenzpass. Hunderte von Erwägungen wurden laut. Das Zicklein war von der Herde abgesprengt worden und hatte sich verirrt. Seine Mutter war in eine Lawine geraten oder von frevelnder Hand erschossen worden. Auf jeden Fall hatte der Hunger das Tierlein hergetrieben und aus dem Essgefäss naschen heissen.

«Ob es wohl wieder zurückkommt?» zweifelte einer.

«Eh sicher! Hat es einmal von unserer guten Suppe genascht, so wird es weiterhin kommen!» protzte der Küchenchef. «Ich werde ihm jeden Tag etwas vor die Türe legen.»

«Brot und Salz muss es sein, nicht Suppe!» spottete ein dritter.

«Die ist ja für uns hin und wieder fast ungeniessbar!»



«O, du Fresssack!» drohte der Küchengewaltige. «Du reibst mir ja oft Löcher in den Pfannenboden.»

Der Wachtmeister mischte sich in den Streit.

«Ja, Brot und Salz wird das Beste sein!»

Dabei blieb es. Am folgenden Tage jedoch erschien das Zicklein nicht und auch am nächsten blieb es aus.

«Die Suppe hat ihm nicht gut getan», spöttelte einer. Aber keiner lachte ob der Worte, die ein Witz sein wollten. Jeder sann darüber nach, warum wohl das Zicklein nicht mehr gekommen sei.

Am folgenden Tag sah einer der Grenzschützer, als er aus der Türe trat, wie das Gemslein weglief und im Gestein verschwand. Brot und Salz waren weg.

Fortan kam es an jedem Tag. Anfänglich sprang es furchtsam davon, wenn es irgendein Geräusch vernahm. Dann blieb es eines Tages stehen, als der Koch einen Kosenamen rief. Er hielt einige Brotstücklein in der Hand und rief ständig lockende Namen. So gern es das Brot gefressen hätte, blieb es dennoch fern. Da warf der Mann die Brotstücklein auf den Boden. Das Zicklein schaute begierig auf das leckere Brot und dann auf den grossen Mann. Dieser blieb unbeweglich stehen. Das Tierchen schien das als gutes Zeichen zu werten, trat näher und frass hastig ein paar Brotstücke. Dann lief es davon. Das Spiel wiederholte sich nun jeden Tag, und das Zicklein überzeugte sich dabei, dass die Männer ihm nicht böse gesinnt seien. Als einmal einer mit der Hand über sein feines Fell streichelte, hielt es zitternd still, und wieder ein paar Tage später guckte es gar zur Hüttentüre herein.

Als das Gemslein eines Tages wieder ausblieb, sahen alle besorgt drein und gingen mit traurigen Augen herum. Was mochte mit dem kleinen Überläufer geschehen sein? War er einem italienischen Wilderer zum Opfer gefallen?

Mitten in ihr Bangen und Sorgen hinein erklang ein lautes ängstliches Meckern. Die Männer sprangen von ihren Sitzen, und der Koch riss die Türe auf. Das Zicklein trippelte näher und frass ihm die Brotstücke aus der Hand. Auch ein Schälchen verdünnte Milch war ihm genehm.

Das Gewitter, das seit kurzer Zeit drohend den Talkessel erfüllt hatte, war näher und näher gekommen. Donner hallte von den Flühen wider, und grelle Blitze vermählten das Grau der Wolken mit demjenigen der Felsblöcke.

Das Gemslein schaute in das Toben, schüttelte sich und trat unter das schützende Dach. Einer legte seine Hand auf seinen Hals und führte es in die Hütte hinein. Ohne Zögern trippelte es neben ihm her bis zum warmen Ofen und liess sich hier nieder, wie wenn dort schon immer sein Schlafplatz gewesen wäre. Die Männer wagten kaum zu atmen, als sie das sahen, und jeder wollte dann etwas Warmes holen, um das Tierlein zuzudecken. Der Wachtmeister liess das jedoch nicht zu und schloss die Türe ab ...

Erst am frühen Morgen begehrte das Gemslein wieder das Freie aufzusuchen.

In den folgenden Gewitternächten suchte es wieder seinen Platz am Ofen auf. An den Tagen, an denen es ausblieb, waren alle wortkarg, und wenn sie etwas sagten, so war es fast immer irgendeine sorgenvolle Bemerkung, was dem Gemslein wohl zugestossen sei.

Dann nahte der Tag, den sie lange herbeigesehnt hatten und den sie nun, seitdem das Zicklein ihr Kamerad geworden war, mit Bangen kommen sahen: Der Posten wurde ins Tal zurück befohlen.

So lange das irgendwie anging, verschoben sie den Wegzug. Sie hofften bis zur Mittagsstunde, das Zicklein werde noch einmal kommen. Dann mussten sie gehen. Der Koch legte nochmals ein paar Brotresten und etwas Milch an den gewohnten Platz. Jeder der andern legte noch etwas dazu. Vielleicht sogar Sachen, die das Zicklein nie fressen konnte. Aber irgendein Zeichen wollte einfach jeder zurücklassen.

Solange sie die Hütte sehen konnten, blickten sie immer wieder zurück. Doch das Gemslein liess sich nicht blicken.

Ob es wohl je wieder einmal vor der Hütte stand und mit fragendem Blick und kläglichem Meckern die verschlossene Türe anstarrte? Ob es auch den Männern nachgetrauert hat, wie sie es taten? Wer weiss das?

Oblt. Imesch, Bat. Adj. Geb. Gz. Füs. Bat. 210

Füsilier
Raggenbass

Füsilier Raggenbass ist einer der «Tifigsten» beim Graben. Der Hauptmann schaut ihm während einiger Zeit zu und ruft ihn dann zu sich. Der Füsilier chraxlet aus dem Graben und meldet sich beim Hauptmann: «Herr Hauptma, Füsilier Raggebass.» «Isch guet, chöned wieder witer mache.» Nach einiger Zeit wird er abermals vom Hauptmann gerufen. Er chraxelt erneut aus dem Graben. Der Hauptmann: «Füsilier Raggebass, wo sind Ehr dehei?» «Z'Onderegge, Herr Hauptma.» «Isch guet, chöned witer mache.» Nach kurzer Zeit erneutes Heraufrufen: «Sind Ehr ghürote, Füsilier Raggebass?» «Jawohl, Herr Hauptma.» «Isch guet, mached witer.» Nach einer Weile: «Hend Ehr Chind, Füsilier Raggebass?» «Jawohl, vieri, Herr Hauptma.» «Guet – witer mache.» Nach zwei Minuten Arbeit muss der Füsilier zum fünftenmal aus dem Graben klettern: «Gönd Eui Chind scho in d'Schuel?» «Erst zwei, Herr Hauptma.» «Isch guet, chönd wieder abe!» Kaum ist er drunten, ruft ihn der Hauptmann. Raggenbass wird endlich ärgerlich und sagt, es würde ihn nun doch interessieren, warum er so schikaniert und immer wieder hin und her gejagt werde. Der Hauptmann: «Wil i feststellt ha, dass Ehr a de Schuehne meh Dreck us em Grabe bringed as mit der Schuufle.»

Wi. (Nebelspalter)



Soldatenfreud – Soldatenleid

Das Tessiner Dörfchen, am Berghang einer unserer steilen Alpentäler gelegen, beherbergt seit einigen Tagen eine Kompanie der Grenzbesetzungstruppen. In dem kleinen Schulhaus ist der Dachboden zum Schlafsaal der Truppe geworden; und unten vor der Eingangstüre stehen Tag und Nacht – einander ablösend – Füsiliere mit geladenem Gewehr Wache. Vor und nach den Schulstunden kommen zögernd neun kleine Schüler und schauen die Männer an, welche hier Wache stehen; bald ist es ein grosser Jüngling, des Jahrgangs 1920 mit der verlegenen Miene eines naiven Knaben – bald ein Vater vom Jahrgange 1892, mit tiefen Runzeln und grauen Haaren, der nachdenklich und traurig unter dem Stahlhelm hervorblickt.

Eines Nachmittags kündigt die junge Lehrerin den Schülern an, dass am folgenden Montag die Schlussexamina stattfinden werden und teilt diese frohe Nachricht, verbunden mit einer spontanen Einladung, auch den vier Kollegen mit, die durch die Mobilmachung ins Dorf gekommen sind. Bei der feierlichen Prüfung im grossen Schulzimmer, das mit Tannenzweigen geschmückt ist, in welche man Bergwiesen- und Waldblumen eingeflochten hat, sind die Lehrer-Soldaten anwesend, um der Bergschule mit den kleinen Freunden und der tüchtigen Kollegin die Ehre zu erweisen: es sind der Hauptmann, der Feldweibel, ein Unteroffizier und ein Gefreiter. Ein jeder sieht in Gedanken seine ferne Schule wieder und auf diesen kleinen Gesichtchen hier die eigenen Schüler, die er nicht ohne Bedauern vor einer Woche verlassen hat, da er dem gebieterischen Aufruf des sich in Gefahr befindenden Vaterlandes folgen musste.

Die Examina sind zur Zufriedenheit der Kleinen und Grossen beendet worden, und die winzige Schülerschar ist im Begriffe,

Lehrerherz,
Soldatenherz

fröhlich in die steilen Gässchen des Dörfchens auszuschwärmen. Aber der Hauptmann-Lehrer hat eine liebenswürdige Überraschung vorbereitet und lässt den Schülern Süssigkeiten verteilen. Der Soldat, welcher diesen Befehl ausführen muss, ist gerührt und spricht zu den Kindern von der grossen Herzensgüte des Gebers; er macht sie darauf aufmerksam, dass diese Tat umso bewundernswürdiger ist, als der gütige Spender vor Kurzem ein schweres Leid erfahren hat, über das sein Vaterherz nie hinwegkommen wird.

Diese Episode geht von Mund zu Mund und wird zeitlebens in den Herzen dieser kleinen Bergbewohner eingepägt bleiben.

Alle schenken dem pflichtbewussten Kommandanten hohe Achtung und herzliche Bewunderung, und die rührende und sympathische Geste wird für alle Soldaten der Kompanie zu den liebsten Erinnerungen des Dienstes gehören. Dieser Hauptmann-Lehrer ehrt die Schule und ehrt das Heer. Seine Soldaten haben über diesen schönen Tag ins Kompanie-Tagebuch geschrieben und als Motto hinzugefügt:

«C'est le grand cœur qui fait les braves!»

App. De Giorgi, Cp. fr. fuc. mont. III/228

Auf
Brückenwacht

Ich war Feldprediger bei einem Territorial-Regiment. Schwyzer, Unterwaldner und Luzerner bildeten die Mannschaft, vom im Ticino Leben gereifte Mannen mit Frau und Kindern daheim. Sie bewachten Brücken, Strassen und Bahn am Sankt Gotthard und im Tessin. Jede Woche einmal ging ich, zu Fuss oder per Velo, den kleinen Wachtposten nach: als Fürsorger, Tröster, Briefschreiber, Rater und Kamerad. Und was ich erlebte, schrieb ich in ein Notizbüchlein ein, das ich verschwitzt und verklebt allzeit in der Rocktasche trug. Manches der kleinen Erlebnisse hätte ich auch ohne Notiz nicht mehr vergessen.

Der Äpler in Feldgrau. Das niedere, blitzsaubere Haus stand wie ein verträumtes Glück weitab von Weg und Verkehr am Waldrand auf mattigem Hügel. Hier lebten 21 Unterwaldner in einer Gemeinschaft, wie sie nur im Dienst und auf ganz einsamen Posten zu finden ist. Was einen freute, das freute alle;

was einen bedrückte, das drückte sie alle. Dass einige in Heuerurlaub heimfahren durften, tat den andern schier weh, weil sie ihnen nun fehlten.

Wünsche oder Bitten an den Feldprediger hatten sie keine.

«Mier hend's ja scheen! Aber da ussen isch einä, dä drickt eppis heimli; mid dem settid 'r redä.»

Hinter dem Haus, mit kleinem Vordach an den Felsen geklebt, war die Küche. Am Herd stand ein hagerer, hemdärmlicher Äpler mit langen Schnäuzen, Schütz Amstutz. Ohne umzuschauen, ohne Gruss rührte er mit langer Holzkelte im brodelnden Kessi. Wir standen ganz allein miteinander. Ich konnte das Wort nicht recht finden; er auch nicht. Einmal, während der gleichmässigen Handbewegung, schaute er mich an. Die Augen funkelten wie verglimmende Feuer.

«Wo drickt's?» frug ich zaghaft.

«Es isch verbii!» knurrte Schütz Amstutz.

«Nei, 's isch nid verbii. Und 's tät ech wohlä, wenn'r chenntid rede.»

«'s isch z'spat, Herr Haipme!»

«Hend'r welle hei?»

«Ja», sagte er kurz.

Dieses kurze, eiskalte Ja klang wie eine harte Anklage. Es war nicht Zorn, sondern Wehmut. Endlich fügte er bei:

«Es isch es Urächt, asi nid ha chenne hei ga, es Urächt!»

«Hend'r Land drheime, Amstutz?»

«Nid vil, i bi Alphiät. Hitt triibids 's Veh uif. Und da hätti seile derbie sii, wils de allig uuseed uwillig sind, d'Chiä us dene vile Gäden im Tal. Da mues es Mannevolch häre! – Etz mues es d'Fraimache, d'Muetter... und i drii Manete hed si es Chliis, 's isch de das sibet! – I ha nur fir drii Täg wellä hei. Me hätt mi miesse la ga. Wenn's dr Frai... oder am Chind eppis tued – Herrgott, es wirgt mi! – de chennti de nimme gued da uf dr Wacht sta, Herr Haipme!»

Es lag unendlich viel Soldatenleid und Vatersorge in diesen Worten.

«Hend'r das esoo gseid, won'r s Gsuech iiggä hend?»

«Nei, das hani nid chenne säge. Aber me hätt's miessä wisse, as dr Amstutz nur hei gaad, wen'r ubedingt mues. I ha nu kei uneetige Tag Urlaub verlangd.»

«Sol i am Haipma eppis drvo säge?»

«Nei, 's isch etz z'spat. Hitt fahrids uif!»

«Und etz sind'r taib über die ganz Arme?»

«Taibe?» – Er sah mich mit grossen, fremden Augen an. –

«Taibe? ... Nei, ich bi Soldat! – Weder, dricke tued mi eppis,

usinnig dricke. Ich ha vo jedem vo miine Chinde es Briefli ubercho gha – sächs Briefli – has all Tag im Tschoopä mimmer umet Reid, bim Choche, bim Wache, all Tag – geschter hanis da is Fiir inäggriert! – I hätts nid seile mache. Weder äbe, es hed mer halt z’weh ta!»

Der hagere Mann liess die Kelle fallen. Zwei Tränen rollten über das stoppelige Gesicht. Er wandte sich um und ging ins Haus. Ich folgte ihm nicht. Aber ich trug die geteilte Last mit mir heim.

Der Tod auf der Brücke. Die Baracke war eng, der Boden holperig, die Strohlager zweistöckig und schmal. In der sehr kleinen Stube stand ein einziger Tisch. Vierzehn Wachtmänner hausten darin und acht Mineure. In der Ecke sass ein schweigsamer Soldat. Er spürte meinen Blick und gab die Antwort grad selber: «I mues echli z’vil heidänke, Happtme. D’Muetter und die vier Chliine megid ’s Heimetli ai schier nid bsorge.» Als die Dämmerung über die Kastanienwälder einbrach, begleitete der Stille mich vor die Hütte. «Gsehd’r, Herr Happtme, det uf derä heechä Brugg obe miimmer Wacht sta, Tag und Nacht. Duireds ächt nu lang? Ich wär so gäre die nächst Wuchen einisch hei goge luege.»

Fünf Tage später fuhr ich mit der Bahn vom entferntesten Bataillon meinem Regimentsquartier zu. Vor dem Bahnhof der ersten Station nach dem grossen Tunnel patrouillierte die Wache, einer unserer Leute. Als er mich am Wagenfenster sah, kam er herzu, salutierte sehr ernst und sagte: «Herr Happtme, hitt isch de einä vo iis da vorne uf dr lisepahnbrugg veruglickt!»

Ich starrte hinaus, und der Zug fuhr ab. Einer von uns? Da vorn auf der Brücke? ... Erschossen? ... Erdrückt? ... Von der Brücke gefallen?

Beim nächsten Halt stieg ich aus und eilte zurück. Die holperige Baracke war in eine Totenkammer verwandelt. Von Lärchenästen bedeckt, lag der Sarg in der Ecke. Eine Nidwaldner Fahne neigte sich über ihn.

«Wer isch es?» fragte ich den Bärtigen, der dabei sass.

«Dr Still! Dä, wo vor fiif Tage det im Egg gsässen isch. Etz chan er doch hei; er hed ja eister eso fescht planged druif!»

Meine Ahnung war richtig. Genau an dem Ort, hoch oben auf der Brücke, die er mir vor fünf Tagen gezeigt, hatte der Tod sich ihm als Wachtablösung gestellt. Nach der Kreuzung

zweier Züge hatte ihn eine Lokomotive von hinten erfasst und über die Brücke geschleudert. Vielleicht, dass er zuviel an sein Daheim gedacht hatte!

Im Traubengarten. Weitab von der Strasse war der Posten, hoch in den Felsen, umrankt von Reben und Traubenspalier. «Traubengarten» nannten sie diesen Posten.

Es wohnten merkwürdig stille Leute dort oben. Und sie hatten zu wenig zu tun. Einige von ihnen musste ich im Strohlager wachschütteln, als ich sie besuchte. «Hier fehlt ein Mann, dem der Schalk unterm Stahlhelm sitzt!», dachte ich bei mir.

Draussen vor einem glutstrahlenden Bahnbrückenmast fragte ich die Wache: «Was macht ech ai eso schwär da obe? Tiend'r niä lache, niid jasse, niid singe?»

Da schaute mich der Unterwalner gross an, blickte den Bahnschienen nach in die Weite und sprach:

«Herr Haipme ... diä lisäpähn, won all gäge heizue fahrid!... Und eister het's es par Soldate am Feischer, eister ander!... Wemenä z'nacht eso nacheluegt, stundelang nacheluegt, de wird's eim eso gspässig, as me nimme mag juize. – Wissid ier, Herr Haipme ... ich bi halt huerisch ä lindä!»

Hptm. Fpr. Scheuber, Ter. Rgt. 78

Wenn es jemals einer meisterhaft verstanden hat, auf Kosten Schadenfreude anderer zu leben, dann war es Füsilier Delaprez. Er bettelte seinen Kameraden Tabak, Zigarren, Rasierklingen, Schuhcreme, Zahnpasta, kurz alles, was ein Soldat so täglich braucht.

Er suchte sich immer wieder neue Opfer aus und fing dann wieder von vorn an, wenn die ganze Kompanie durchgekämmt war. Er trieb es sogar so weit, dass in seiner Gegenwart niemand wagte, Rauch- oder Esswaren hervorzuholen.

Wieder einmal hatten wir in einer Hostatt Waffenausbildung und Gefechtsübungen. Es war im Spätherbst und das Laub fiel bereits von den Bäumen. Kein Wunder, dass in der Pause alle den Bäumen nach schlichen, um eventuell einen vergessenen Apfel zu finden. Plötzlich entdeckte einer zuoberst in einem hohen Apfelbaum noch einen ganzen Ast voll rotbackiger Sauergraech. Im Nu war der Baum umstellt,

und allerlei Wurfgegenstände wurden hinaufgeworfen, jedoch ohne Erfolg.

Endlich kam einer mit dem Stahlhelm daher und warf ihn zwei-, dreimal hinauf. Alle schauten gespannt dem Helm nach, bis dieser einmal hart am Ast aufprallte und die Äpfel herunterkollerten. Als erster war natürlich Füsilier Delaprez unter dem Baum und raffte soviel wie möglich von den schönen Äpfeln zusammen.

Inzwischen blieb der Helm an einem Ast hängen, baumelte einige Male hin und her und fiel schliesslich durchs Geäst hinunter, wo er mit einem dumpfen Aufschlag auf Füsilier Delaprez' Glatze landete. Wenn unsere Kompanie einmal einig gewesen ist, dann war es in diesem Moment. So haben wir vor- und nachher nie mehr gelacht. Nur mit Mühe brachte der Sanitäts-Soldat seine Tasche auf, um für Füsilier Delaprez ein Pflaster hervorzuholen.

Schadenfreude ist halt doch die grösste Freude.

Gfr. Wegmüller, Freiw. Gz. Kp. 4



Es begab sich zu jener Zeit, die Diktatoren und Generäle die Der glückhafte «Grosse» nennen, die das einfache Volk aber als die «mageren Fischzug Jahre» bezeichnet.

Unsere Division befand sich «irgendwo in der Schweiz» in einem Kurort mit Bergsee und zahlreichen leeren Hotelkassen. Die vollen Fleischtöpfe des Friedens waren durch graue Gamellen, Kochkisten und Rationierungsmarken ersetzt worden. Man schrieb das Jahr 1944, und selbst die grössten Heldenverehrer kümmerten sich wieder mehr um die einfachen Dinge des täglichen Lebens, wie Essen und Trinken. Siegesmeldungen und Absetzbewegungen wurden nur noch am Rande vermerkt. Auch der Heerespolizeiposten der Division ruhte sich von den aufregenden Tagen der falschen und echten Spionagealarme, mit dem Kalten Kriege zwischen Gesandtschaften, Hochstaplern und unserer Neutralität aus. Gemäss Geheimbefehl Nr. X Y kümmerte man sich vermehrt um Disziplin, Ausgangszeiten, kleine Diebe und andere Tiefstapler.

Es war an einem schönen Vorwintertag, als die vereinigten Hüter des Gesetzes beim Kaffeejass am warmen Kachelofen der «Taube» sasssen. Wie gewöhnlich spielten Ernst und Albert, die Amateure der Heerespolizei, gegen die Ortpolizisten Hans und Meinrad. Die letzteren waren eben am Gewinnen, als Meinrad nebenbei von zusätzlichen Fleischportionen, Bergforellen blau und gebacken, die angeblich hinter dem See in der MSA (Militärsanitätsanstalt) auf den Tisch kämen, erzählte. Da die Lieferanten sicher unter den Zivilisten zu finden seien, einigte man sich auf gemeinsames Vorgehen. Dies auch ein wenig, um der Ortpolizei (die hier weiter leben musste) die Feindschaft der Bevölkerung zu ersparen.

Froh über die Abwechslung im eintönigen Bürobetrieb, verbrachten wir die nächsten Tage als harmlose Fischer am See oder an einem der Zuflüsse. Als dann Ernst von einem der Zuschauer darauf aufmerksam gemacht wurde, dass mit Sprengstoff viel einfacher und mehr herausgezogen werden könne, merkten wir, dass die Fische nicht vergeblich gefüttert wurden. Ebenso viel Glück hatte Hans, der in Zivil einen Abend im «Paradies» verbrachte, das mehr Serviertöchter als Tische aufwies (kein Wunder bei 100 leeren Hotels und dem Kurgästestemangel). Hier wurden unter anderem Geheimnisse der MSA-Küche, Spezialmenüs für den engern Stab usw. an die grosse Glocke gehängt. Eine Woche später waren die Gastwirte in der grossen Stadt nicht wenig entrüstet, als die gewohnte zusätzliche Fleischration ausblieb. Albert hatte seine Nase in verschiedene Körbe, die am Bahnhof

herumstanden, gesteckt und die Fische kurzerhand beschlagnahmt. Nachdem Absender und Empfänger der Sendungen im Netz zappelten, galt es noch den ganzen Fischzug einzubringen. Meinrad berichtete uns, dass nur zwei Fischpächter mit einer Bewilligung existierten, darunter die Fischzuchtanstalt, die hauptsächlich zu Schaden kam.

«Nun, wie haben Ihnen die gestohlenen Fische geschmeckt?» fragte Ernst am nächsten Freitagmittag den verdutzten Kommandanten der MSA. Der schwor Himmel und Hölle und wollte alsogleich die gesamte Küchenmannschaft einsperren. Erst als wir ihn darauf aufmerksam machten, dass doch eigentlich auffallend viel Fischgerichte über die normale Zuteilung hinweg und speziell für den engeren Stab des Kommandanten in der MSA zubereitet worden seien, beruhigte er sich rasch. Besonders als er merkte, dass es uns nicht um den Tod der Sünder, sondern als rechte Amateurpolizeier nur um die wirklichen Fischdiebe ging.

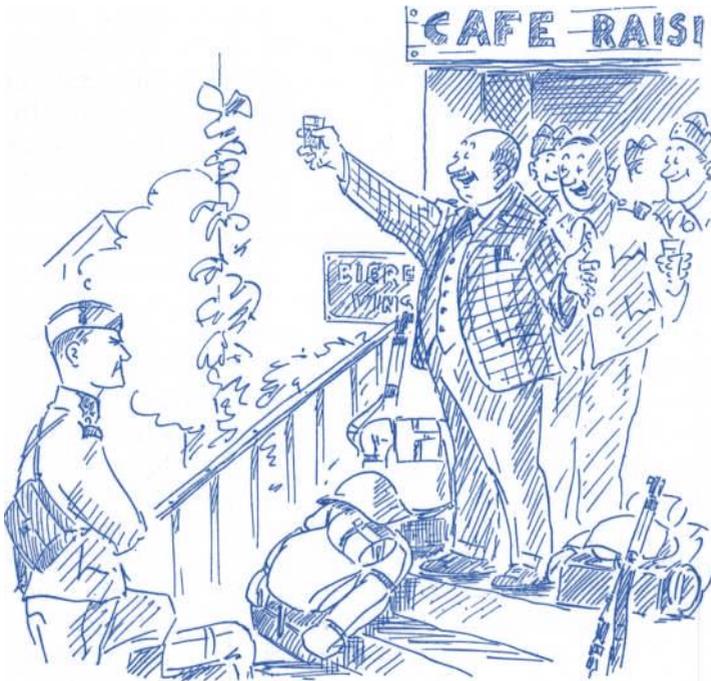
Diese waren denn auch am meisten überrascht, als am andern Tages die vereinigte Heeres- und Ortspolizei hochhoffiziell in Uniform Haussuchungen rund um den See veranstaltete. Sie sammelte Fischgeräte ein, beschlagnahmte Sprengstoff, der noch vom Bunkerbau her stammte, und im Vorbeigehen wurden noch einige Stacheldrahtrollen entdeckt und vergessene Armeewoldecken ans Tageslicht gezogen.

Mit stolzgeschwellter Brust fuhren wir am Abend mit dem voll und bunt geladenen Lastwagen der Division ins Quartier zurück. Den anschliessenden Kreuzjass bei der Taubenwirtin wundermild gewann die Heerespolizei knapp mit einem Match im letzten Augenblick, und damit war der Fischzug eigentlich beendet. Abgesehen von diversen Aktenstücken, Verhören, Bussenverfügungen, Disziplinar-massnahmen und harmlosen Sticheleien über die «berühmten Fischer».

Warum es ein glückhafter Fischzug war? Einmal der äusseren Umstände wegen; das reichhaltig gespendete Fischessen der Fischzuchtanstalt, eingeschwemmt mit viel und köstlicher Kraft aus Walliser Sonne. Die Fischkörbe für die lieben Daheimgebliebenen aus gleicher Quelle. Das persönliche Dankschreiben des kantonalen Polizeidirektors mit Gruss und Handschlag. Dann aber für uns Amateurdetektive die innere Befriedigung und glückhafte Erfüllung aller Knabenträume vom «berühmten Sheriff im wilden Westen bis zum Rächer der Enterbten».

Wm. Ritter, Hepo.

In Frankreich war 1940 der Widerstand zusammengebrochen. Unser Auszugs-Regiment wurde aus dem Land der 150 Täler herausgenommen und in Chur versammelt. In der Nacht sollte es abtransportiert werden, zum Einsatz irgendwo im Unterland. Zurück blieben die Grenzschutzsoldaten im Landwehr- und Landsturmalter. Niemand wusste wohin die Fahrt ging, und ein jeder machte es sich in unserer SBB so bequem als möglich. In den frühen Morgenstunden hielt der Zug an, Befehl zum Ausladen wurde gegeben. Auf dem Bahnhof in Moudon kochten wir das Frühstück und sahen uns die völlig unbekannte Gegend an. Wir erhielten Auftrag, nach Carrouge (Vaud) zu marschieren und uns dort einzurichten. Wo war das? Karten hatten wir keine. Also fragen wir den Stationsvorstand, der uns wenigstens die Richtung angab. – Eine Kantonnements-Patrouille pro Einheit und der Bataillons-Adjutant wurden vorausgeschickt, und nachdem Pferde und Fuhrwerke ausgeladen und bereitgestellt waren, der Marsch ins Ungewisse angetreten. Ein heftiges Gewitter durchnässte uns bis auf die Haut, als unsere Kolonne sich einem Dorfe näherte. Es musste Carrouge, unser Ziel sein. Ich ritt voraus,



um mit meinen Kantonnementsleuten Verbindung aufzunehmen. Niemand fand sich. Im Schulhaus schaute unser Adjutant, seinen runden Kopf mit der Policemütze bedeckt, zu einem kleinen Fenster hinaus. Wo sind meine Leute, rufe ich ihm zu. Nach mehrmaligem Kopfschütteln zeigte er mit dem Finger weiter ins Dorf, «Café Raisin» wiederholte er immer wieder. Ich ritt weiter und hörte immer stärkeren Lärm. Vor dem bezeichneten Lokal traf ich ein buntes Durcheinander von Karabinern, Tornistern, Helmen und Zelten. Solche «Ordnung» war jedoch nicht gebräuchlich bei uns. Ich sass ab, band mein Pferd vor dem Café an und trat in das mit Rauch und Lärm erfüllte Lokal. «Potz chog, lueg do üsen Haupma!» «Voilà, mon capitaine, bonjour!» hörte ich rufen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Schon marschierte die Spitze der Kompanie in Carrouge ein. Unterkunft war keine eingerichtet und die Kantonnementspatrouille in der «Gewalt» des Gemeinderates. Nun war guter Rat teuer. Die Kompanie wurde angehalten und der Park erstellt. Da nirgends etwas bereit war, wurden die durchnächsten und müden Leute kurzerhand in die Kirche geschickt und die ganze Einheit fand dort Platz. Die Säumer und Führer kümmerten sich um ihre Pferde, und ich begab mich wieder ins Café Raisin, wo auch mir der gemeinderätliche Willkommtrunk kredenzt wurde. Meine Leute befahl ich unverzüglich in die Kirche, mit der ausdrücklichen Weisung zu schlafen! Nach einem Rundgang durch das Dorf machte ich eine Kontrolle im Gotteshaus. Die Truppe lag in tiefem Frieden auf den Bänken, nur einige chronische Schnarcher «sägten» um die Wette. Da hörte ich irgendwo ein summendes Geräusch und stellte fest, dass dieses von der Kanzel herunter kam. Dort sass einer meiner Trompeter, der in aller Ruhe einen Kameraden mit seinem elektrischen Apparat rasierte. «Das hier ist der einzige Stecker, den ich in diesem Raum gefunden habe», meinte er etwas verlegen. «Gut», sagte ich, «nun möchte auch ich hier rasiert werden», und so wurde ich in dieser einmaligen und würdigen Atmosphäre von meinem feldgrauen Figaro behandelt. Am andern Tag begannen wir dann mit dem Einrichten der Kantonnements. Den Unteroffizier der «verunglückten» Patrouille des Vortages liess ich kommen. «Wa isch denn au los gsi mit eu. Ihr sid denn alli schön voll gsi.» «De G'meindrot het e Saufreud gha, wo mir cho si und hät üs grad z'ersch zuma Trunk i'glade. Mir hend g'meint, si gäbe üs Moscht und scho isch es halt lustig worde u do si grad Sie cho», antwortete der Korporal.

Hptm. Braschler, Stabskp. Geb. Füs. Bat. 91

Gönd hei
go brüele!

Auf dem Vorstadt-Bahnhof stieg er ein, sozusagen in letzter Sekunde vor der Abfahrt unseres Militärzuges, der am zweiten Mobilmachungstag im September 1939 seeaufwärts zum Sammelplatz fuhr. Gleich beide, Mann und Fahrrad, kamen in den Personenwagen herein. Man war nicht empfindlich, obwohl der Platz im Coupé ohnehin knapp genug war. Schnaufend und schwitzend setzte er sich ans Fenster, wo ihm einer Platz machte. Kunterbunt gemischt sassen untereinander Infanterie, Artillerie, Genie, Dragoner, alte und junge. Nach Alter und Aufschlägen zu schliessen, war er Landstürmler, Telefonsoldat in einer Artillerie-Einheit. Eine Hünengestalt.

Am nächsten Bahnhof standen andere, neue, die mitfahren wollten. Viele hatten ihre Angehörigen bei sich, Frau und Kinder, Vater oder Mutter, von denen es Abschied zu nehmen galt. Tränen flossen aus vielen Augen bei jenen, die zurückblieben. Ich erinnerte mich dabei plötzlich wieder an den 2. August 1914. Als Jüngling hatte ich in jenem geschichtlichen Moment mit Mutter und Geschwistern an der Hauptstrasse gestanden, als die Landbataillone mit Musik und Fahne vorüber an die Grenze marschierten. Die Mutter und die Schwester weinten. Mir aber schlug das Herz höher, war ich doch schliesslich Aktiver in der jüngst gegründeten Pfadfinder-Organisation, die ihr Aufgebot zum Hilfsdienst in den nächsten vierundzwanzig Stunden erwartete. Am Vorabend jenes Tages war der Vater als Landsturmmann eingerückt, nachdem ihm ein alter Vetter, der von auswärts kam und der mit meinem Grossvater zusammen 1870 an der Grenze gestanden hatte, mündlich verschiedene Verhaltensmassregeln empfohlen und auseinandergesetzt hatte.

Der Zug hielt überall, die Szene auf dem Bahnhof wiederholte sich. Auf einmal stand der Stämmige auf, liess das Fenster ganz herunter und rief laut zu den dort stehenden Frauen und Kindern hinüber: «Gönd hei go brüele!» Er meinte es offensichtlich nicht spasshaft. Niemand hielt ihn zurück, als er es in den nächsten Ortschaften noch einige Male tat.

Am Tage darauf habe ich ihn wieder gesehen, beim Fahnenschwur auf der Seewiese, angesichts der Berge. Er stand im vordersten Glied mit seiner Einheit, vis-à-vis unserer Kompanie. Als das Vaterlandslied verklungen und die Schwörhände sich wieder gesenkt hatten, das Kommando «Helm auf, Waffe in die rechte Hand» ertönte, schaute ich zufällig hinüber. Er fuhr, während er mit seinen grossen Händen den Helm aufsetzte, mit der flachen Hand blitzschnell zweimal über die Augen. «Gönd hei go brüele», dachte ich.

Einige Wochen später machte ich dann seine nähere Bekanntschaft. Seine Einheit war in unser Arbeitsgebiet verlegt worden, unsere Kompanie hatte die Führung bei der gemeinsamen Aufgabe. Willi hiess er. An der Arbeit sind wir in der Folge oft zusammengetroffen, im kalten Herbstwetter, am Lagerfeuer im Bergwald oder nachts auf Patrouille. Schneisen wurden durch den jungen Buchenwald geschlagen, so viele, dass es dem Revierförster ob dem Anblick fast den Magen umkehrte. Die Leitungen, die man durchzuziehen hatte, erforderten harte Mannesarbeit, die an uns untrainierte Kinder der Ebene nicht geringe körperliche Anforderungen stellte. Willi war überall dabei; meist der Vorderste, wenn es brenzlige, gefährliche oder sonst unangenehme Arbeit zu verrichten galt. Er tat es freiwillig und ohne Murren. Nur einmal habe ich ihn erschöpft und knurrend gesehen: es war an einem übermässig warmen Föhntag, wo wir beim Probealarm in die Stellung zu gehen und neben der ordentlichen Ausrüstung, dem «Christbaumschmuck», noch eine Partie Material mitzutragen hatten. Willi hatte die doppelte Last sich aufgebürdet, mehr als anderthalb Zentner. Oben angekommen, warf der Gute den ganzen Plunder auf den Boden, dabei einen lästerlichen Fluch auf die Deutschen ausstossend. Sein riesiger Körper schwitzte so stark, dass die Arbeitsuniform auch äusserlich nass geworden war. Wir haben ihn zu trösten versucht, aber er schlug die Zigarette und den Schluck aus. Ursache und Zusammenhang blieben im Dunkel.

Im späten Herbst, kurz vor Advent-Beginn, haben sie ihn den Berg hinunter getragen, vier Sanitäter an der Bahre, der Truppenarzt voraus. Ein fallender Baum hatte ihn getroffen. Drei Tage später haben sie ihn in seiner Wohngemeinde mit militärischen Ehren begraben. Der Feldprediger erzählte aus seinem Leben. Von Beruf Baumaschinist, hatte er als Mensch viel Übles erfahren. Die Frau war ihm vor Jahren mit einem andern durchgegangen, darauf starben die Eltern vor Gram, der einzige Sohn war seit zwei Jahren im Dritten Reich verschwunden. So begleitete ihn von den Familienangehörigen niemand zum Grabe als eine alte Tante und neben der Batterie ein paar anhängliche Berufskollegen vom Bauplatz. Ob jemand weinte? Ja, ausser der Tante wir alle, seine Kameraden. «Gönd hei go brüele.»

Kpl. Hinden, Lst. Tg. Kp. 33

In Biwak und Kantonement

Bissig kalt pfiß der «Oster», das blaugrüne Thermometer am Schildwachhäuschen vor unserm Wachtlokal zeigte minus 18 Grad. Wahrlich kein Vergnügen, Schildwache zu stehn! Der ekelhafte Wind – das eintönige Rauschen des Rheins... der Stunden-schlag vom Rathaus war beinahe eine Abwechslung. Die Stimmung meiner zehn Wachtsoldaten war nicht besonders rosig und wurde durch die Ankunft der «Verstärkung» von acht HD-Soldaten noch schlechter. Der Empfang dieser HD war denn alles andere als freundlich, offenbar hatten sie einige Becher hell genossen, eh sie sich «vorstellten». Ein baumlanger magerer Kerl reihte seine sieben Genossen auf und meldete: «Wachtmeister, HD-Soldat Ehrensperger meldet sich mit sieben Mann.» Ich konnte beim Anblick dieser «Elite» das Lachen kaum unterdrücken und wies ihnen sofort ihre Plätze an. Dieses Lächeln hat offenbar Minderwertigkeits-Gefühle wachgerufen, denn eine halblaute Bemerkung: «Dä meint wohrschynli mir seied Halbtubel!» kam im Allgemeinen Geschnorr an meine Ohren. Ich versuchte raschmöglichst Ordnung herzustellen, gab kurze Anweisungen – Befehle waren dies kaum – und orientierte die ganze Mannschaft über unsere Aufgabe. Da lärmt einer: «Sechs Stunden Ruhe – zwei Stunden Wache! – Nein, Korpis, das macht der Süess nicht!» Schlägt die Türe zu und ist draussen. Totenstille!

Einer der Neuangekommenen warnt mit dem Zeigfinger: «Mit em Süess muescht verdammt ufpass, dä suuft wie ne Loch und fürcht de Tüfel nid. Dä isch sechs Jahr lang i de Fremdelegion gsi! Psst, er chunt!»

Natürlich starrte nun alles auf Süess, was den «Legionär» in rasende Wut versetzte, und gleich fing er wieder an zu schimpfen und zu lamentieren. «Aili sechs Stund zwei Stund uf d'Wacht! – Chunnt gär nid in Frog! – Lieber i Kische!» –

Überlistet

Ich erstelle die Ablösungsliste. «HD Süess 03.00-05.00 auf Posten 2.»

Dies passe ihm gar nicht. Er zog eine überaus grosse Taschenuhr aus dem Hosensack, kniff beide Augen zu. «Jetzt isch es nüüni. Vorem morgue am feufi stoht de Süess nid Wach! Jetzt weisch es!» Die grosse Stuben-Uhr in der Ecke des Wachtlokals zeigte 0255. Alles schläft. Ich sitze am Tisch und warte.

03.00 verkündet die Rathaus-Uhr. Nun heisst es aber handeln! Die grosse Stuben-Uhr stelle ich auf 0455. Die Sackuhr des «Legionärs» erwische ich beim ersten Griff: 0455! Auch den alten Wecker auf dem Tisch stelle ich auf 0455!

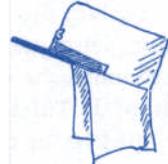
«Süess, Süess!» Ich rüttle ihn wach! «S'isch Zyt!» Überraschend schnell steht Süess auf, sein erster Blick galt seiner Uhr! Der Kerl konnte ein teuflisches Lächeln nicht unterdrücken. Ohne ein Wort zu wechseln, löste ich die Wache ab.

Ich legte mich auf die Pritsche, gab meinem Stellvertreter Ordre, mich um 05.00 wieder zu wecken, damit ich Süess von der Wache holen konnte. 05.00! Ich nahm die neue Ablösung mit und näherte mich gespannt unserm HD Süess. Bissig kalt war's und stockdunkel. Übungshalber liess ich den Schildwachbefehl wiederholen. Alles ging wunschgemäss. Wortlos gingen wir ins Wachtlokal. Kaum hatten wir dieses betreten, meint HD Süess lachend: «Wachtmeischer! I ha bimeid scho viel Vorgesetztzi gha – aber so en Gauner wie Du bisch no käne!»

«So, häsch es gmerkt!» Mehr musste ich nicht sagen, denn ich war überzeugt, dass ich HD Süess besiegt hatte.

Tatsächlich wurden wir sehr gute Kameraden. Viel hat er mir erzählt von seinen Erlebnissen in Afrika und Indochina. Nie hatte ich mehr für Disziplin und Ordnung zu sorgen. HD Süess tat immer seine Pflicht.

Wm. Kocherhans, Gz. S. Kp. 11/261



«Bei einer Schneeschicht von mindestens zwei Meter Höhe ist die Schneehöhle die bequemste, einfachste und taktisch günstigste Unterkunft.» So steht es im Gebirgsreglement A30d. Diese Schneeschicht fanden wir im Val Maighels vor, nicht weit von der Alphütte und den Ställen, die aber heute Tabu sind, denn das Thema lautet Schneebiwak. In zwei Stunden soll der ganze Kurs im weissen Mantel des Geländes verborgen sein. Von weitem sieht das aus wie ein Käfervolk, das verzweifelt im weissen Mehl herumkrabbelt, aber tritt man näher, so spürt man den ordnenden Geist hinter dieser kollektiven Maulwurfsarbeit. Jede Patrouille hat sich mit der Sondierstange stochernd einen geeigneten Standort ausgesucht; die einen haben schon zwei Stollen in den ziemlich festen Schnee vorangetrieben und stechen mit der Lawinenschaukel tüchtige Quadern, die, auf flink zupackenden Händen weitergeboten, aus dem Halbdunkel der wachsenden Höhle herauswandern und als Bausteine der Windschutzmauer «neuen Zwecken zugeführt werden». Jetzt zeichnet sich schon die architektonische Idee unserer Klause ab; es ist nicht die erste, die wir bauen, und dann haben wir erst noch zwei Sappeure in der Gruppe. Die Decke wird kuppelförmig emporgezogen, vorn kommt der Laufgang, worin man stehen kann ohne sich zu ducken, und an den Enden des fünf Meter langen Gemachs bringen wir Nischen an für das Material. Da drin ist es dunkel; das Tageslicht darf nicht durch die Decke scheinen, sonst ist sie zu schwach. Nun kommt das Lager. Die Skier, mit Zelten überspannt, werden auf die zwei Meter breite Schneestufe gelegt, mit Pickeln und Skistöcken verrammt, und es ist so weit. Eine Handlaterne erleuchtet das kristallen funkelnde Gemach. Die Anstrengung des Bauens und die körperliche Nähe in der aus vereinten Kräften gewachsenen Katakombe mit ihrer düsteren Intimität wecken in uns ein eigentümlich vertieftes Gemeinschaftsgefühl; ein frühchristlicher Schauder fährt uns über den Rücken und vermischt sich mit der ersten Kälte, die sich unsern erhitzten Leibern anmeldet. Das Thermometer zeigt 10 Grad unter Null; «jetzt Leibchen wechseln, in den Schneeanzug schlüpfen und verpflegen!» befiehlt der Patrouillenführer.

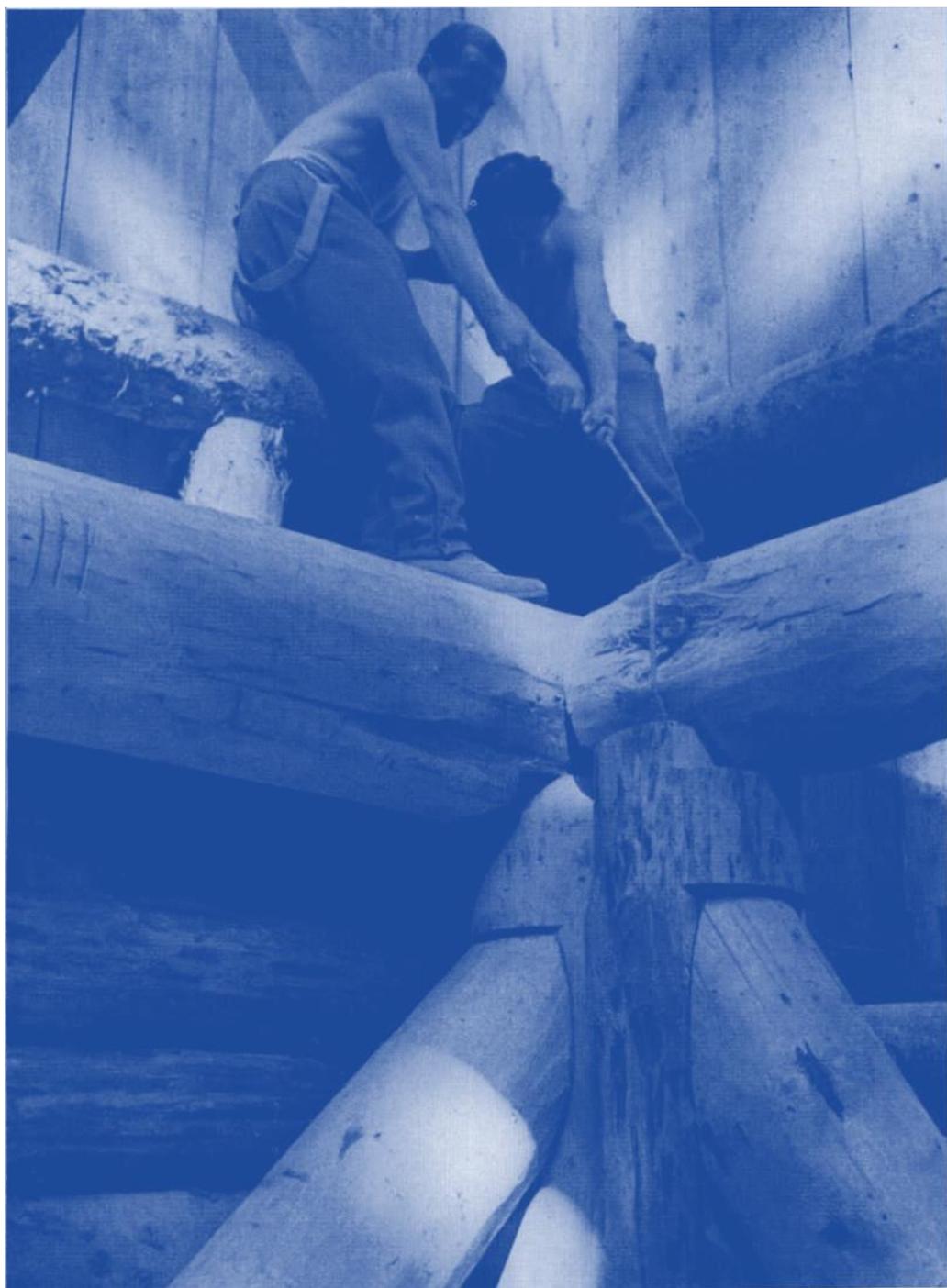
Und schon dämmert es. Auch unsere Nachbarn sind unter Dach. Nur da und dort sieht man im Lager noch einige weisse Gestalten herumstapfen. Der Kursleiter und die technischen Chefs machen schmunzelnd Inspektion. Wir verwischen die Spuren unseres Bauens, markieren den Eingang mit einer Stange und verstopfen ihn luftdicht mit dem Kanadier. Dann

geht die warme Flasche von Mund zu Mund. Jeder hat für die Biwakübung einen Leckerbissen aufgespart, einige Engadiner Würste von zuhause, eine Büchse Oliven, einen Kuchen von Mutters Backbrett. Den Cognac werden wir erst beim Aufbruch kursieren lassen. Dann ver mummen wir den Kopf und verpacken uns in die Schlafsäcke, hübsch versandbereit liegen wir da, und könnte uns einer von oben photographieren, so sähe das aus wie ein Ofen voller Lebkuchen. Der Komfort der Pritsche aus Skiern, Zeltblachen und Fellen ist nicht übertrieben. Der Atem raucht vor dem Mund, die Kerze flackert auf der Lawinenschaufel und das Reglement sagt, dass wir jetzt warm haben. Wir plaudern noch lange: keine Witze, keine nichtigen Dinge, denn diese Crypta-Stimmung verbietet das Frivole. Einer erzählt eine Dolomiten-Sage, ein anderer gibt Rätsel auf, und immer die Frage: «Hast du warm genug?» Wir merken, dass wir noch nicht recht abgehärtet sind. Im Ernstfall würde es bald anders werden, sagen wir uns tröstend. Dann der feste knabenselige Soldatenschlaf. Lange vor Morgengrauen schlägt man Alarm, wir sind fast froh, die Glieder zu regen, und verschütten undankbar das schnell erstellte Haus. Weiter geht's in strebenden Kolonnen, geradewegs zur Scharfschiessübung am Piz Pazolas.

Lt. Peer, Stabskp. Geb. Füs. Bat. 93

Waschen Wir retablieren. Zu deutsch: Wir üben Parkdienst. Der Heiri ohne Seife hält eben seinen nicht mehr hundertprozentig sauberen Grind unter die Brunnenröhre und wettet dabei wie ein Rohrspatz über sämtliche eidgenössischen Behörden, weil ihm die Seife ausgegangen ist und er keine Coupons mehr besitzt. Im Eifer achtet er nicht darauf, dass die blonde Gefahr, unser Oberst, im Anzug ist, und da wir andern selber dessen Kommen nicht rechtzeitig bemerkten, haben wir keine Gelegenheit mehr, den Heiri zu warnen. Eifrig putzend und fegend, machen wir uns auf ein Unglück gefasst. Der Oberst hört sich die schmeichelhaften Ausdrücke unseres Kameraden geraume Zeit an, und als dieser, erstaunt ob der eingetretenen gewitterschwülen Stille, immer noch pustend und räsonierend aufschaut, fährt er in den Senkel und verstummt. Dagegen lässt sich nun die schneidende, militärische Stimme unseres Obersten vernehmen, und es entlädt sich ein Donnerwetter, das über den ganzen





Kasernenhof dahinbraust. Unser armer Heiri ist so sehr überrascht, dass er in Achtungstellung stehen bleibt, als der Oberst den Schauplatz längst verlassen hat. Er erwacht erst aus seiner Versteinigung, als ihm unser Kompanie-Kalb, der Röbi, in heuchlerisch-gemeiner Kameradschaftlichkeit anspricht mit den Worten: «Gsehsch, Heiri, däm seit me jetz: Waschen ohne Seife.»

San. Kpl. Feller, Ter. Bat. 187

Es war in der Neujahrsnacht 1944/45. Wir, die Fünkeler und Telephonier des Regimentsstabes 17, waren in einer Turnhalle in Baden einquartiert. Der Krieg rund um unser Land ging seinem Ende entgegen. Dies, ein verlängerter Ausgang bis Mitternacht und wohl auch ein redliches Mass genossenen Weines versetzten uns in eine Stimmung, in der wir gut und gerne noch einige Stunden länger ausserhalb unseres Kantonmentes hätten verbringen können. Aber Ordnung muss sein, und so suchten wir denn unser Nachtquartier zur befohlenen Zeit auf. Nun, war es wohl Zufall, Unglück oder die Dienststörung, dass ein Feldweibel die Kontrolle auszuüben hatte, der nicht gerade zu den Lieblingen der Kompanie gehörte? So trug denn sein Anblick keineswegs dazu bei, die latente Resistenz gegen den «vorzeitigen» Abbruch des Neujahrsfestes zu beseitigen. Ganz im Gegenteil. Halb im Spass und halb im Ernst drangen einige auf ihn ein mit dem Begehren, den Ausgang zu verlängern, was er natürlich nicht bewilligen konnte. Und alsobald regte sich der Trotz, und der Zorn richtete sich gegen den in diesem Fall ganz gewiss Unschuldigen. Was er da an Freundlichkeiten einstecken musste, ging nicht nur nicht mehr auf die berühmte Kuhhaut, sondern musste sein an militärische Disziplin gewohntes Gemüt aufs Tiefste erschüttern. Zuletzt wurde ihm klipp und klar kundgetan, dass die beiden Züge wieder ausziehen würden, und dass es besser sei, wenn er nun schleunigst von der Bildfläche verschwinde. Das klang so drohend, dass die also missachtete Verkörperung der militärischen Gewalt es vorzog, sich wenigstens in den dunklen Vorraum der Turnhalle zurückzuziehen. Dort traf denn auch Fredel, der Spassvogel der Kompanie, der eben aus dem Urlaub zu seiner Einheit zurückkehrte, den Feldweibel. Dieser erklärte ihm die Situation, und Fredel erkannte wohl, dass die Sache schlecht ausgehen musste, wenn die rebellierenden Ka-

Vom Meutern
und
vom Singen

meraden ihre Drohung wahr machen würden. «Bleiben Sie hier», sagte er zum Feldweibel, «und überlassen Sie mir das Weitere.» Darauf betrat er das Kantonement. Mit riesigem Hallo wurde er begrüsst und von der Absicht unterrichtet, wieder ins Städtchen zu gehen. Darauf Fredel: «Ja klar, festen wir weiter. Aber zuerst singen wir jetzt noch eins!» Und schon standen wir (wenn auch nicht gerade den Felsen gleich) im Halbkreis um Fredel herum, der sich, wie schon oft, als Dirigent produzierte. Nun, schön und erhebend mag es nicht geklungen haben. Dafür dauerte das Konzert auch nicht gar zu lange. Schon bei der zweiten und dritten Strophe des wehmütigen «Luegid vo Bärg u Tal» beruhigten sich die eben noch erregten Gemüter. Dann sank einer nach dem andern still und leise ins Stroh, und bei den Worten: «Schtärnli, liebs Schtärnli guet Nacht» standen nur noch zwei vor Fredel. Die drei sangen den Schluss nun mit soviel Gefühl und Inbrunst, dass es wirklich wie ein inniges Schlaflied im Raume erklang. Eine Viertelstunde später dröhnte dann die Turnhalle vom gleichmässigen, kräftigen und so friedlichen Schnarchen der Truppe, und kein Mensch hätte ahnen mögen, welch trotzige Rebellen da den Schlaf der Gerechten schliefen.

Fk. Häslar, Geb. Na. Kp. 17

D'Schwabe
chöme!

Im Januar 1940 waren wir in Höri bei Bülach eingesetzt. Das Kantonement hatten wir in einem kleinen, alten Bauernhaus. Die Lagerstätte war im ersten Stock. Für die Tornister, Kleider, Schuhe und alles übrige mussten wir die Stube des Bauern belegen. Die Waffen hatten wir immer bei uns, weil es ja zur selben Zeit sehr brenzlich war.

Nun, eines frühen Morgens wird Alarm geschlagen, und einer ruft: D'Schwabe sind ibroche!» Alles stürmt im Dunkeln, die Waffe in der Hand, in die Stube hinunter. Da steht einer und lacht, dreht das Licht an, und was müssen wir sehen: Tatsächlich, die Schwaben sind eingebrochen, aber zum Glück nur die Käfer. Ich glaube, soviel Schwaben hat es nie gegeben, wie es hier Schwabekäfer hatte. Alles war voll von diesen Grenzgängern, die Schuhe, Tornister, Hosen und Socken. Nun ging der Kampf über eine Stunde, bis der Feind hinausgeworfen war. Es war noch einmal gut gegangen.

«So, da wären wir» hatte unser Hauptmann gesagt. Wir sahen nichts, als dicken Nebel. Dann aber, nach einer letzten Wegbiegung, tauchte eine Baracke auf. Sie lehnte sich, tief geduckt, an einen Felsen an, grau und fast unsichtbar. Der Nebel tropfte vom Dachgebälk, die Fensterladen waren geschlossen, unfreundlich, verlassen und öde erwartete uns eine neue «Heimat». – Das war vor wenigen Tagen.

Heute ist uns die weit abgelegene Baracke, irgendwo hoch am Gotthard oben, zum gemütlichen, fröhlichen Quartier geworden. Da hausen wir nun, fern dem Tiefland, wohin wir gehören, nahe den Gletschern. Morgens, wenn die Sonne noch tief hinter dem Oberalp-Pass steckt, schaut schon des Galenstocks blendender Firnschild durch die Fenster und leuchtet zur Tagwache. Dann kommt Leben in unsere Bude. Zuerst klettern die Unteroffiziere aus ihren Horsten die Hühner-treppen hinunter und beginnen das Tagwerk mit der Früh-Toilette am Waschtrog vor der Baracke. Nachher wagt sich Mann für Mann der Batterie hinaus unter den kalten Strahl des Bergwassers, um meistens schlotternd wieder in die warmen Kantonemente zu fliehen. Beim Frühstück gucken uns die gegenüberliegenden Zacken frech in die Tassen. Wir aber grinsen! Warum? Weil wir daran denken, was mancher Kur-gast für solche Nachbarschaft in einem teuren Hotel bezahlen muss – und wir? Wir bekommen alles – fast hätte ich gesagt, umsonst – und noch zwei Franken Sold pro Tag dazu ...

Dann wird es stiller im Haus. Die Mannschaft zieht zur Arbeit. Maurern gleichen unsere Soldaten. In blauen Überkit-teln, mit umgehängten Brotsäcken, mit Holzscheitern und Zelten, auf Reffen die Kochkisten, so geht's in ein entlegenes Tal zum Wegbau. Mühsam ist das Tagwerk und ungewohnt hoch oben in einsamer Gegend. Nachbarn sind Gletscher, Firne, wilde Bergzinnen und steile Geröllhalden. In der Tiefe braust die Reuss und von den Hängen perlen gleich Silber-fäden Bächlein und Bäche. Mittags wird abgekocht, dann wei-tergepickelt, bis der immer gern gehörte Trillerpffiff Arbeits-schluss gebietet und der Heimmarsch angetreten wird.

Jetzt beginnt erst unser Hüttenleben. Zuerst wird geputzt. Die schweren Marschschuhe müssen wieder sauber werden, dann kommt die grosse Wäsche. Da wird rasiert, geriebelt, einge-seift und gegurgelt, dass es nur so spritzt und platscht. Ist das überstanden und reicht die Zeit noch aus dazu, so wird auf der Pritsche kurze Rast gehalten, bis das Hauptverlesen noch einmal die ganze Mannschaft versammelt. Dann endlich ist Feierabend. – Unser Küchenchef, ein ganz besonderes Lob

sei ihm hier noch gespendet, hat sicher wieder etwas Gutes, um uns zu überraschen. Was denn, möchten Sie wissen?! Staunen Sie nur, gestern gab's Suppe, geschnetzelte Leber und Nieren, Rösti und Salat. Glauben Sie mir, das weiss jeder Mann zu schätzen! Und wiederum schaut der Galenstock frech in unsere Teller, diesmal ein wenig neidisch... Bald wird es Nacht. Die schweren Schuhe haben Pantoffeln weichen müssen, die Exerzierblusen sind abgelegt, mit ihnen die Grade. Die ganze Einheit sitzt beisammen, alle Mann, wie eine grosse Familie. Es ist Zeit, die Festwirtschaft zu eröffnen. Unsere Barmaid ist ein gewiegter Motorfahrer. Man muss schon sagen, mit dem Fourier zusammen führt er beinahe so etwas wie eine Animierbeiz. Erschrecken Sie nicht, die beiden animieren uns nur zum Süssmost trinken. Daneben aber verstehen sie ihr Geschäft! Was wir nur wünschen, alles ist zu haben: Süsswaren, Zigaretten, Schokolade, Bier, Kaffee mit und ohne..., Wein, o, ich sage Ihnen, vom feinsten Auvernier geht unsere Karte über den Waadtländer zum Fendant, zum Dole und, auf über 2'000 m Höhe geht das nicht anders, auch zu dunkelrotem Veltliner. Alles ist erhältlich, was Kenner und Laien nur begehren können. Damit überängstliche Gemüter aber nicht denken, wir ergäben uns, der Armee zum Schaden, dem stillen Trunk, sei ihnen verraten, dass die Kollektion von «Blöoterli-Wassern» sich mindestens ebenso grosser Beliebtheit erfreut, wie die aufgezählten, schweren Kaliber und, dass unsere Mannen sehr solid leben, trotz der reichen Auswahl.

Zur Unterhaltung haben wir auch einen Radio. Allerdings, der gehört nicht zum Inventar! Aus einem unserer Personautos haben wir ihn herausgenommen, sorgfältig hier heraufgebracht und Jules, der «Todesstrahler», hat ihn glänzend eingerichtet. Und, wenn der Radio schweigen muss, weil wir mit dem Batterie-Strom sparsam umgehen müssen, dann sorgt ein flinker Handörgeler für die notwendige, musikalische Unterhaltung.

Ich wollte, Sie könnten einmal unseren Hüttenbetrieb mitansetzen. Die grosse Familie hat sich aufgelöst in allerlei kleine Gruppen. Da wird geschrieben, gelesen, geplaudert, gejasst und geraucht, was das Zeug hält. Blauer Dunst erfüllt den Raum. Geisterhaft tanzen die Schatten der Köpfe und Körper an Wänden und Decken. Kerzen sind unsere Beleuchtung und ein paar Stallaternen scheinen uns schon Luxus zu sein. Unser Chef arbeitet im Büro oder sitzt mit den beiden Zugführern unter uns. Franz, unser Motorfahrer-Wachtmeister;

«Flammenwerfer »-Ernst, der Grimmige; Ischi-Billy, der Ischiasgeplagte und der Sanitätskorporal, der immer die saftigsten Witze weiss – sie sind eine Dauerjassgesellschaft. Marcel, der Bibliotheker, ist in ein Buch vertieft oder registriert die Ereignisse des Tages. Der Feldweibel schreibt, das scheint seine ausserdienstliche Passion zu sein. Der Fourrier betreibt seinen, nein, unseren Saffladen. Die Küche ist die Konzerthalle, dort sind die Männerchörer versammelt – und unversehens wird es 2130, Zimmerverlesen. Nun steigt männiglich in die Klappe. Vom Hauptmann bis zum jüngsten Kanonier liegen wir alle auf Strohsäcken und schlafen königlich darauf. Eine Kerze nach der anderen erlischt. Da und dort sägt schon einer an seinem Klaffer Holz. Es wird still und ruhig. Vielleicht glänzt drüben am Galenstock die riesige Gipfelwächte im Mondenschein – wir sehen sie nicht mehr. Fernes Rauschen der Bergwasser zaubert uns hinüber in tiefen, traumlosen Schlaf... Schlaft wohl daheim! Auch so sind wir bereit für euch und für unsere Heimat, hoch oben am Gotthard.

Fw. Scherrer, Sch. Mot. Kan. Btrr. 112

In einer Scheune zu W. ruht die Wachmannschaft. Es ist rabenschwarze Nacht. Vor dem Tore steht der Propellerruedi als Schildwache. Wachestehen heisst höchste Verantwortung tragen. Das weiss er ganz genau, und er erstarrt vor Pflichterfüllung. Plötzlich wedeln seine Ohren, als wären es Kabisblätter, vom Winde erregt. Was ist das für ein seltsames Flüstern und Knarren? Was schleicht da gefahrvoll heran? Kaum hat er sich das überlegt, als auch schon Schritte näher kommen, und unerwartet wird er von der Seite angepackt. Eine Schulter stösst an die seine. Will ihn da jemand angreifen und überwältigen? Aber zugleich schimmert es golden im Dunkel auf. Der Herr Bataillonskommandant, der die Wache und ihre Geistesgegenwart prüfen will, ist es in höchsteigener Person!! Aber der tapfere Propellerruedi hat nur noch die Abwehr im Sinn, und kurzerhand fasst er nun seinerseits den Angreifer an. Der Herr Oberstleutnant, über eine solche Art der Reaktion verdutzt, herrscht ihn an, um ihn auf die richtige Fährte zu bringen: «Herrgott, warum rüefed Sie dann nüd ,Wache heraus?» «Mit Dir wird ich alleige fertig!» belehrte ihn da der tapfere Propellerruedi.

Die tapfere
Schildwache

G. H. H. (Nebelspalter)



Chum füre!

Sonntagnachmittag. Draussen regnet es in Strömen. Passiv sitzen einige Soldaten im kahlen Kantonnement – die Stimmung sinkt langsam unter Null. Wenn nichts geschieht... doch, plötzlich herrscht fieberhafte Tätigkeit. Stroh, Papier, Uniformstücke werden gesammelt, und nach kurzer Zeit verschwindet das Werk unter einem Bett. Kaum ist dies geschehen, betritt der strenge Feldweibel das Kantonnement, um eine Meldung zu überbringen. Mitten in seinen Ausführungen verstummt er und glotzt die Gestalt an, die unter dem Bett liegt. «Chum füre!» befiehlt er. Keine Reaktion. Langsam läuft das Gesicht des Feldweibels rot an. «Söllsch füre cho!» ruft er lauter. Wieder keine Reaktion. Ein Fusstritt an einen Schuh des auf dem Boden Liegenden bewirkt nur, dass sich dessen Fuss flach auf den Boden legt. Nun wird der Feldweibel ernstlich zornig. «Ich cha dr ja scho ä chli nahälfe», brüllt er und reisst mit aller Gewalt am Ceinturon des Daliegenden. Ein solches Fliegengewicht hat er nun allerdings nicht erwartet, fast fällt er rücklings um. Fassungslos starrt er auf die lebensgrosse Puppe, wird langsam bleich und verlässt unter homerischem Gelächter der Zuschauer wortlos den Raum.

Kan. Larice, Fest. Art. Kp. 13

Polizeistunde

Ein Bundesrat macht Visite bei der Truppe. Er möchte unsere Soldaten bei der Arbeit sehen und trifft sich deshalb bereits am Vorabend mit dem Korpskommandanten. In einem einfachen Gasthof auf dem Land wird Unterkunft bezogen, und niemand weiss, dass diese Zivilperson einer unserer höchsten Magistraten ist. Nach dem Abendessen wird bei einem Glas Bier ein Skat ausgetragen. Um 23.00 Uhr erscheint der Ortspolizist und bietet Polizeistunde. Der Korpskommandant macht den Hüter des Gesetzes darauf aufmerksam, dass das kleine

Spiel gerade zum Abschluss komme und dass übrigens Männer-Betrieb sei. «Ja, ja, Herr Oberst», meinte der Polizist, «das ist für Sie absolut in Ordnung, aber dieser Zivilist muss das Lokal verlassen.»

Oblt. Schwarz, Stab 3. AK

In meiner HD-Bewachungskompanie hatte ich einen Coiffeur, war das nicht ein Glücksfall? Der Kompanie-Coiffeur

Die Coiffeure sind bekanntlich eine besondere Zunft. Sie kommen mit allerhand Leuten in nahe, ja in sehr nahe Berührung, lassen sich nicht so leicht verblüffen und sind der Situation gewachsen, erst recht, wenn einer, wie dieser da, von welschem Einschlag ist. Der Gruss, das Melden und was da so zum guten soldatischen Auftreten gehört, sind so einem bald beigebracht. Von einer Inspektionsstreife unverhofft gestellt, hat er sich dann später auch nicht ins Bockshorn jagen lassen. So war es ausgemacht, dass er zum Kompanie-Coiffeur gestempelt wurde. Mit seinem etwas ordonnanzwidrigen Köfferchen mit den nötigen Requisiten reiste er da unten im Tessin von Posten zu Posten mit dem Lokalbähnchen, per Camion oder Velo, und oblag seinem Handwerk.

Da war auf einem Posten auch einer mit so einem richtigen Schweizer Schnauz; er wurde deswegen etwa viel gezäpfelt, aber er war nun einmal stolz darauf, und so waren es seine Frau und seine Buben daheim. Als die Visite durch den Kompanie-Coiffeur wieder einmal fällig war, unterzog auch er sich einer Kur und nahm Platz. – «Dym Schnutz tät's au nid schade, we me dä e chly würd behandle», meint der Coiffeur nebenbei beim Einseifen. «Du chasch ne ja mynetwäge halb abhau», war die Antwort. Der Coiffeur zog das Messer, verschmitzt auf sein Opfer schielend, am Lederriemen ab und machte sich mit handwerklicher Fertigkeit an die Arbeit, schabte Kinn und Backen, zirkelte geschickt um die Ohren und machte, so nebenbei zur Ablenkung, nach Art der Barbieri seine Sprüche und Spässchen und – weg war der «halbe» Schnauz. Jetzt noch den Nacken sauber geputzt, dann mit dem feuchten Schwamm und dem Tüchlein darüber, den Seifenschaum am Hals und um die Ohren – zuerst links, dann rechts – schön abgewischt – etwas Schmöckwasser über das ganze Gesicht verstäubt – sooli – und mit dem «Stein» leicht eingerieben – zum Schluss auch

noch etwas Puder – mit dem Tüchlein abgetupft. – «So, mir wäre so wyt.» – Der Soldat steht auf, fährt sich, wie das bei den Beschneuzten der Brauch ist, mit dem Zeigfinger unter der Nase durch ... da ... da stimmt... wo ist der Spiegel? – Fassungslos starrt er hinein – das soll mein Spiegelbild sein? Und der Coiffeur scheinheilig: «Was isch de nid rächt, he? Du hesch mer ja gseit, i soll der halb Schnutz abhoue.» Man kann sich vorstellen, wie da noch die Register gezogen wurden, potz Hagel. Zum Überfluss hatten die Kameraden noch die ganze Prozedur mit verhaltenem Grinsen, doch ohne auch nur zu mucksen, verfolgt. – Was nun? Da musste wieder Symmetrie ins Gesicht. Ob gern oder ungern, man musste noch einmal unter das Messer.

Was unserm Soldaten während der zweiten Session durch den Kopf gegangen ist, wissen wir nicht. In einer Woche war die Entlassung, da überkam ihn wohl wieder die Trauer um seinen schönen Schnauz, und in Gedanken sah er sich weit änet den Bergen am Brienersee. – Was werden die daheim sagen? – «So, d'Sach wär wieder i der Ornig, bisch geng no töibe über mi? – doch eppe nid. – Wele chunt dra?

Hptm. Nil, HD Bew. Kp. 36, BE

Im Strau Scho wider dräiht si eine
Und chräschlet lut im Strau,
Im Traum foht är a süfzge
Un brichtet mit dr Frau.

Dä näbe dra tuet schnarchle,
Versagt die gröschte Britt.
Dr Nochber foht a wueschte
Un rysst die angre mit.

Isch das bigoscht ne Schlofe!
Me macht eim s Läbe schwer ...
Un doch stöh uff dr Ärde
Vill töusig Better leer!

Me chehrt si umme – ane,
Denn niggt me sälber y,
Un träumt vom sibte Himmel,
Wo d Mensche gscheiter sy.

1940. An einem Maienabend. Man weiss, in welcher Gefahr sich unser Land zu jener Zeit befand; beängstigend nahe an unsere Grenzen hatte sich die Kriegsmaschine geschoben, und keiner konnte wissen, ob sie am Rhein Halt machen würde. Obwohl unser Bataillon zur Gotthard-Südfront gehörte und wir unseren Dienst fast immer im Tessin taten, befanden wir uns diesmal in einem Dorf zwischen Zürich und Baden.

Es war ein warmer Abend. Unaufhaltsam kroch die Dämmerung ins Tal. Sie legte sich über das Dorf und auch über uns, die wir, von einem völlig neuen Gefühl beherrscht, fast lautlos auf dem kleinen Dorfplatz die Maschinengewehre, Lafetten und Munitionsräfe bereitlegten.

Als wir einige Zeit später, versammelt und zum Abmarsch bereit, flüsternd mehr als redend und in einer ungewissen, schier ängstlichen Verlorenheit herumstehend auf unseren Hauptmann warteten, meinte ich, dieses Ungewisse und Ängstliche auch im dunklen Wasser des langgezogenen Brunnentroges und in den saftigen Blättern und kugeligen Blüten der Geranien, die dort auf den Fenstersimsen standen, zu erkennen, meinte es in den fragenden Kinderaugen, die unserem Tun und Warten wortlos zuschauten, zu sehen, und mir schien, es liege dieses Ungewisse auf allen Gesichtern und in allen Bäumen. Ja selbst aus dem Muhen der Kühe, die rund und pralleutrig in den Ställen standen, glaubte ich es zu hören: Die Nachricht vom Fall «N» ging von Mund zu Mund.

Dann kam der Hauptmann. Die Zugführer gesellten sich zu ihm. Die Offiziere wirkten ruhig, nur der «Schweizer Meister», wie wir unseren Zugführer nannten, da er Inhaber eines Landesrekordes war, schien wie in einem Fieber glühend. Mit breitgegrätschten Beinen wiegte er sich in seinen Stiefeln, dass es knarrte, und es blitzte aus seinen zusammengekniffenen

Augen unter der hochgestellten Schirmmütze hervor in einer Art Kampfeserwartung, dass wir uns unserer Ängstlichkeit schämten.

Nach einigen kurzen und in gedämpftem Ton gehaltenen Befehlen unseres Feldweibels ergriffen wir die Lasten. Da es bis zu unseren Stellungen, die in wenigen Tagen in die Erde gegraben worden waren, nicht weit war, liessen wir die Pferde in den Stallungen und trugen Maschinengewehre, Lafetten und Munitionsräfe selber.

In unseren «Höhlen» richteten wir die Waffen sogleich ein. Die Wachablösung wurde angeordnet, und dann war es uns freigestellt, hockend oder liegend, wie der Raum es gerade gestattete, zu schlafen oder zu schwatzen und rauchen.

Manchmal flackerte ein Streichholz auf. Für Augenblicke wurde das Gesicht eines Mannes sichtbar, hart, vorsichhinsinnend und nur mühsam Furcht und Ungewissheit versteckend.

Einmal tauchte ein Offizier auf, er beugte sich übers Stangenvisier, schaute nach, welche Distanz wir eingestellt hatten, fragte den Gewehrchef nach seinem Auftrag und entfernte sich wieder.

Alles vollzog sich leise. Es war, als läge draussen, rings um die Unterstände, der Feind. Die Nacht kroch wie ein Gespenst über die Felder. Dann und wann rollte unten ein Zug vorüber, oder wir vernahmen den Stundenschlag aus dem Kirchturm des Dorfes und wussten: Dort oben stand auch einer von uns, der Ausschau hielt nach einem bestimmten Punkt, wo im Falle eines plötzlichen Angriffes ein Feuer auflodern und uns benachrichtigen sollte.

Das Geflüster in unserer «Höhle» verstummte allmählich, die letzten Zigarettenstummel wurden ausgedrückt, dann schliessen wir ein.

Dann, mit einem einzigen Ruf stürmte der «Schweizer Meister» zu uns: «Alarm!» schrie er und: «An die Fliegerlafetten!» Von Stellung zu Stellung rannte der Angriffige, riss die schlafenden Soldaten aus dem Erdinnern an die Oberfläche und brüllte ihnen die Befehle zu.

Wir eilten an die langbeinigen Fliegerlafetten, wo wir in aller Hast die Maschinengewehre montierten. Die Sirenen heulten, bald darnach vernahmen wir ein tiefes Brummen. Mit erschreckten, weit offenen Augen starteten wir in die Dunkelheit.

Wie ein rauher Wind jagte unser Zugführer unter den Bäumen hindurch. «Verdammich», sagte er, «alles herunterholen,

auf alles schiessen, wenn es losgeht!» Er knirschte mit den Zähnen und stampfte wild durchs hohe Gras.

Die Bomber brummten. Krampfhaft umklammerten wir die Griffe an den Maschinengewehren. Mit verbissenem Mund horchten wir in die Nacht. Jeden Augenblick erwarteten wir unten auf der Hauptstrasse oder auf der Bahnlinie die Einschläge. Wir hielten den Atem an, den Kopf starr nach oben gerichtet, den Rand des Stahlhelmes im Nacken spürend.

Ich weiss nicht mehr, was mir in jenen Minuten durch den Kopf ging. Eines aber dachte ich ganz fest: Nach dieser langen Nacht, wenn es wieder Morgen wurde, wollte ich an meine Mutter jenen Brief schreiben, den ich ihr schon lange schuldete.

Das Brummen über uns liess sich immer schwächer hören. Langsam lösten sich die Finger aus ihrer Verkrampfung. Die Arme fielen uns schlaff herab. Die Gefahr war vorüber. Wir suchten unsere Unterstände auf, liessen uns wortlos oder mit einer geflüsterten Bemerkung über das eben Vorgefallene nieder, schiefen bald wieder ein und erwachten erst, als über uns ein neuer Tag heraufzog. Wundervoll kam er uns an jenem blanken Morgen entgegen. Mit einem, wie uns schien, noch nie gehörten Vogelgesang, mit einer Kraft und Neuheit, mit einem unfasslichen Duft und Geruch und Glockengeläute. Unten rollten die Züge zur Stadt. Die Menschen durften ungehindert ihrer Arbeit nachgehen; nichts war zertrümmert, nichts zerstört.

Wir aber begegneten einander wie Neugeborene. Erstaunt standen wir im taunassen Maiengras und sogen die Luft, in der verströmend der Hauch letzter Apfelblüten lag, mit starken Lungen in uns hinein. Ich glaube: Es waren an jenem Morgen viele, die den Wert des Lebens und die Schönheit unseres Landes in einer Deutlichkeit spürten wie noch nie zuvor.

Gfr. Kloter, Geb. S. Mitr. Kp. IV/10

Keiner, der dabei gewesen, wird je diese Nacht vergessen. Es war im Mai 1940 – die Nacht der zweiten General-Mobilmachung. Zufällig standen wir zu diesem Zeitpunkt gerade im Ablösedienst an Ort und Stelle. Die Kompanie wurde alarmiert und begab sich in den befohlenen Abschnitt in Bereitschaft.

Es war eine helle Nacht

Die Sorge um das verlassene Heim, die uns tagsüber noch erfüllt, hatte eine bitteren Entschlossenheit Platz gemacht. Die Tatsache, den Kameraden an seiner Seite zu haben und viele Tausende im Grosseinsatz zu wissen, hatte unsern Abwehrwillen gestärkt – der tote Punkt war überwunden! Nicht einer war in der Einheit, von welchem ich nur den geringsten Zweifel seiner vollen Pflichterfüllung in mir trug!

Es war eine helle Nacht – der Himmel voller Sterne. In kleine Gruppen aufgeteilt, hinter Hecken und Gebüsch, hielten wir uns bereit – ganz nahe der Gotthardstrasse.

Ein dumpfes Rollen erfüllte die Luft – ein Rollen, das immer stärker wurde! Und plötzlich – wie ein grosses Ungetüm – so hob es sich von der Strasse ab und kam auf uns zu: zwei abgeblendete Lichter sandten ihre Strahlen zu Boden – dahinter eine unförmige Masse! Hierauf weitere unheimliche Schatten – wie Schemen – eine endlose Kolonne von Lastwagen und Geschützen – schwere und leichte Batterien, ohne Unterlass!

Dunkle Silhouetten waren auf Wagen und Kanonen sichtbar: Soldaten im Stahlhelm, das schussbereite Gewehr in der Hand! Die Atmosphäre erzitterte vom Geräusch der starken Motoren! Hin und wieder flitzte ein Meldesoldat an der Kolonne vorbei!

Es war der gewaltige Aufmarsch der Armee, welche ihre neuen Stellungen bezog.

Und immer wieder kommen uns die schicksalsschweren Stunden des Mai 1940 in den Sinn!

Hptm. Meister, Kdt. Lst. Kan. Kp. 17

Entschlossenheit

Durch ein Geräusch wachte ich auf. Ein Pferd hatte sich bewegt, und ich hatte schon geglaubt, im nächsten Augenblick den Ruf «Alarm» zu hören. Ich drehte mich in der engen Krippe, konnte aber nicht mehr einschlafen und hing meinen Gedanken nach. – Wir hatten Mai 1940. Die politische Lage war ernst; infolge deutscher Truppenzusammenziehungen an unseren Grenzen war die zweite Mobilmachung verfügt worden. Unsere Batterie war in der Nähe der Festung Sargans in Feuerstellung. Während des gestrigen Tages hatten wir Artilleriefahrer bei der Evakuierung von zwei Dörfern mitgewirkt, die zwischen der Grenze und der Festung Sargans und damit in deren Feuerbereich liegen. Mit Ross und Wagen hatten wir

vielen Familien die ganze Fahrhabe in vorläufige Sicherheit gebracht. Überall hatte man ernste Gesichter gesehen. Man war auf das Schlimmste gefasst. Die Gefahr war auf dem Höhepunkt angelangt. – Während ich noch die Geschehnisse des gestrigen Tages an meinem inneren Auge vorüberziehen liess und versuchte, die heimliche Angst, die wohl jedem Soldaten vor seinem ersten Einsatz zu schaffen macht, zu unterdrücken, dröhnten von der Festung her dumpfe Detonationen. Dort wurde jetzt bei Tag und Nacht ausgebaut und befestigt. Oder war am Ende schon die Festungsartillerie im Einsatz? Die Ungewissheit zerrte an den Nerven. – Draussen ertönten eilende Schritte. Unser Korporal trat in den Stall: «Alarm!» Im Nu war der ganze Stall mit Leben erfüllt. Befehle ertönten, Kameraden wurden geweckt; die ruhenden Pferde wurden aufgejagt und in einem Tempo eingeschrirt, das wir vorher kaum jemals erreicht hatten. In wenigen Minuten stand der ganze Zug zur Abfahrt bereit. Eine seltsame Ruhe und Entschlossenheit hatte plötzlich von mir Besitz ergriffen. Ich glaube, meinen Kameraden erging es ähnlich: ihre entschlossenen Gesichter verrieten keine Gefühle. Wir waren überzeugt, dass es nun zum Kampfe kommen würde, und ich darf wohl behaupten: Wir waren bereit. Ein gütiges Schicksal hat uns dann diese Prüfung erspart.

Fhr. Basler, F. Hb. Bttr. 161

In den kritischen Tagen des Monats Mai 1940 erlebte ich zwei Fälle, welche der Wachsamkeit unserer Bevölkerung und unserer Soldaten ein gutes Zeugnis ausstellen, wenn auch beide Male die gemachten Anstrengungen, einen Spion dingfest zu machen, zu einem Fehlschlag führten.

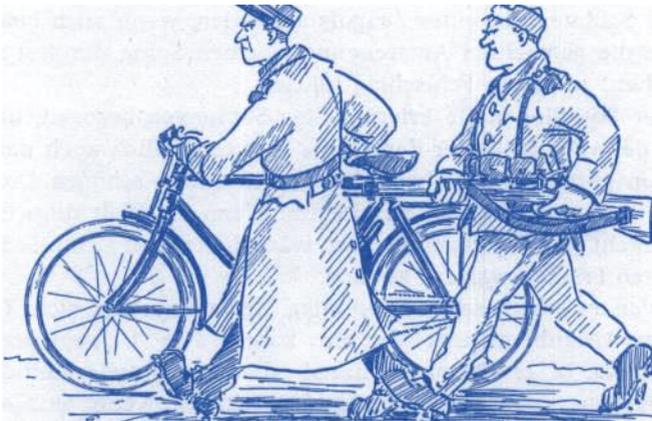
Unser Bataillon hatte kriegsmässige Stellungen bezogen, und nur der «Dienst hinter der Front» war tatsächlich auch nach hinten gestaffelt. Wir befanden uns in einem schönen Dorf, im äussersten Zipfel des Baselbietes. Wenn die Welt rings um uns nicht so kriegerisch gewesen wäre, hätte man sich hier im tiefsten Frieden wännen können.

Es war an einem schönen Sonntag, der aber leider nicht für einen Urlaub benützt werden konnte, da Urlaubssperre herrschte. Ja, es war nicht einmal erlaubt, sich ausserhalb des Dorfrayons zu bewegen. So suchte ich mir wenigstens am Dorfrand auf einer kleinen Anhöhe ein sonniges Plätzchen,

Zweimal
«Spionage»

um meiner Frau zu schreiben. Die Frühlingssonne veranlasste mich, meinen Waffenrock auszuziehen. So sass ich hemdärmelig da und schrieb auf meinen Knien. Ich war hier herrlich ungestört; nur einmal ging unweit von mir ein Einheimischer vorbei. Wenig später hörte ich aber hinter mir ein verdächtiges Rascheln. Ich schaute zurück, um dessen Ursache festzustellen. Da sprangen drei Mann aus unserem Tross auf, die sich an mich angeschlichen hatten, und – brachen in schallendes Gelächter aus. Was war geschehen? Der Bauer, der vorher in einiger Entfernung an mir vorbeigegangen war, hatte auf der Wache gemeldet, es sitze auf der Höhe ein unbekannter Zivilist, der anscheinend von der Gegend eine Skizze mache und bei dem es sich vermutlich um einen Spion handle. Als bald machten sich drei Beherzte mit dem geladenen Karabiner auf den Weg, um den vermeintlichen Verräter zu fangen.

Wenige Tage später ereignete sich Folgendes: Es war bekannt, dass sich tatsächlich Elemente auf Schweizer Gebiet herumtrieben, die offensichtlich den Auftrag hatten, alle Angaben über unsere Stellungen und anderes zu sammeln. Gelegentlich wurde ein solcher Spion sogar erkannt und abgefasst. Bei andern wurde deren Existenz nur als wahrscheinlich angenommen. Die Truppe wurde auf die Gefahr von Sabotage und von Spionage aufmerksam gemacht, wobei hie und da auch nähere Hinweise gegeben wurden. So bekamen wir u.a. einmal die Meldung, es treibe sich vermutlich ein Ausländer in Schweizer Uniform herum, der bei Antreffen zu fassen sei. Signalement: Oberleutnant, führt Fahrrad mit Mantel mit sich, spricht Hochdeutsch.



Auf einer Fahrt unseres Fassungstrains vom Fassungs- zum Verteilungsplatz begegnete der Tross bald nach Durchgabe dieser Meldung einem Offizier mit Velo. Ein Mann der Wagenwache erinnerte sich des bekanntgegebenen Signalementes und sprach den Oberleutnant an. Dieser gab auf Schriftdeutsch die Antwort, er gehöre dem und dem Stab an und sei der Oberleutnant soundso; ausweisen konnte er sich offenbar nicht. Das war nun für unseren «Dätel» ein triftiger Grund zur Annahme, er habe den gesuchten Spion erwischt. So befahl er dem Offizier, indem er auf sein geladenes Gewehr verwies (wir hatten damals immer scharf geladen), ihm bis zum nächsten KP zu folgen, d.h. zu Fuss und das Fahrrad schiebend vor ihm herzugehen. Was blieb dem Gefassten anderes übrig, als zu gehorchen? An Ort und Stelle erwies sich dann aber die Verhaftung doch als ungerechtfertigt. Der Offizier war ein Welschschweizer, weshalb er Schriftdeutsch sprach. Seine Identität war natürlich bald festgestellt. Erfreulicherweise war er durchaus nicht erbost über das Erlebnis, sondern zollte im Gegenteil dem wackeren Soldaten sein Lob für dessen Verhalten.

Wm. Schimpf, Stabs-Kp. Füs. Bat. 99

Es sei zugegeben: Der Monat Mai 1940 brachte uns allen aufregende Stunden, und es lohnt sich, einen kleinen Rückblick auf die kritischen Tage und Stunden zu tun.

Wie es bei uns Soldaten aussah. – Der Einmarsch der deutschen Armeen in Holland und Belgien berührte uns tief. Mehr als das, das anfänglich unfassbare Geschehen erschütterte uns. Jener Freitag vor Pfingsten war für uns ein schwerer Tag, weil sich uns allen brennende Fragen auf drängten: Besteht für unser Land ebenfalls unmittelbare Gefahr? Werden auch wir, vielleicht innert weniger Stunden, im Feuer stehen, wie die Soldaten der schon angegriffenen Länder? – Man sprach mit den Kameraden, man mutmasste dieses und jenes, man erwartete die nächsten Nachrichten und zog allerhand Schlüsse. Wir blieben nicht unberührt. Die allgemeine Stimmung war gedrückt. Es lastete etwas Schweres auf uns allen, auf jedem Einzelnen. Aber wir blieben bei allem Geschehen ruhig.

Bald drängte sich sogar an jenem Tag eine andere Frage auf, die für uns wichtig war, wenn sie heute auch lächerlich erscheinen mag: Werden wir am Abend, wie jeden Freitag, in

Aus düsterer
Zeit

der nahen Stadt – das Kino besuchen können? Der erwünschte Befehl kam: Wir gingen hin. Und bei dieser Fahrt, die zum grössten Teil über eine Hauptverkehrsstrasse nach der Innerschweiz führte, beobachteten wir zum ersten Male, was für einen verheerenden Eindruck die Nachrichten aus dem Ausland auf unsere Zivilbevölkerung gemacht zu haben schienen. Auf der Rückfahrt in unsere Quartiere begegneten wir an diesem Freitagabend merkwürdig aussehenden Zivilfahrzeugen. Autos, vollbeladen mit Koffer, Schachteln, Paketen, Kinderwagen, sogar mit einzelnen Möbelstücken, fuhren auf der grossen Durchgangsstrasse an uns vorbei, Richtung Innerschweiz. Zuerst verwunderten wir uns, lachten, dann dämmerte uns, was hier geschah: Freiwillige Evakuation. Und wir lachten nicht mehr.

In den darauffolgenden Tagen mehrten sich die Zeichen der Erregung im Hinterlande. Die Wogen der Aufregung brandeten bis hinauf in unser kleines Dorf. Verschiedene Frauen unserer Soldaten telephonierten, was sie tun sollten, fragten um Rat. Das war begreiflich. Aber was sie von «drunten» erzählten, das war uns unbegreiflich.

Wie es dort aussah, bei der zivilen Front? – Sich davon ein klares und gerechtes Bild zu machen, war für uns Soldaten schwer. Die wildesten Nachrichten darüber drangen zu uns. Wir wussten bald nicht mehr, was wir glauben sollten. Vieles aber wirkte alarmierend. – Zuerst waren es die Mitteilungen der ratsuchenden Frauen, die uns überraschten: Die Frau Huber unten und die Frau Müller oben im Haus seien samt Familien ausgezogen. Die Schulen seien geschlossen worden, die Kinder wurden mitten im Nachmittag heimgeschickt. Die Firma Schnellschnell habe soeben ihr Domizil ganz plötzlich nach der Westschiweiz verlegt. «Alles» ziehe aus...! Schöne Geschichten! -Dann kamen Mitteilungen von Augenzeugen, von Soldaten, die auf Dienstfahrten die grosse Hauptstrasse befahren hatten: Auto um Auto rolle schwerbeladen der Innerschweiz zu. Taxis seien keine mehr erhältlich, Cars und Camions würden in wilder Hast gemietet, beladen und an «sichere Orte» dirigiert. Man begegne ihnen drunten auf der grossen Strasse längst nicht mehr vereinzelt. – Dann kamen Briefe, besonders aus den Grenzgebieten: Was sollen wir tun? Halbe Strassenzüge seien leer! Aber man könne doch nicht einfach fortrennen und alles irkötlich lassen. Die Rucksäcke seien wohl gepackt, man wolle sie aber auf später, auf den noch «dringenderen Fall» aufbewahren. Man warte ab. Da war doch neben der Erregung noch einige Ruhe zu beobachten. – Dann





aber kam die Welle der Gerüchte: Es stehe eine grosse Armee im Norden, bereit zum Einmarsch in unser Land... In einer bestimmten Nacht, haargenau zu vorausgesagter Stunde, wolle der südliche Nachbar den Kanton Tessin besetzen... Andelfingen sei soeben von einem Feinde genommen worden... Von irgendeinem anderen Nachbar sei dem Bundesrat ein drohendes Ultimatum zugegangen ... Jedermann wollte seine Nachricht aus «sicherer» und dann aus «noch sicherer» Quelle erhalten haben. – Dann aber ward un[^]zur Gewissheit: Die zivile Front hatte angefangen zu zittern. JAuf den Banken holten die Leute Geld. Die Lebensmittelgeschäfte hatten mehr als Hochbetrieb. Die Bahnen wurden überlaufen. Überall war Aufregung, Nervosität und Unsicherheit. Aus freiwilliger Evakuierung schien Flucht geworden zu sein[^]J

Von allen denen, die da so geschäftig dies und jenes in Sicherheit brachten, dachten wohl wenige daran, was wir Soldaten über *sie* denken mochten. Wir aber fragten uns: Wie weit mochte alles das, was geschah, nötig sein? Unvermeidlich? Zu rechtfertigen? Muss nicht der eine oder andere «freiwillig Evakuierte» zugeben, dass es auch mit etwas weniger Angst, Schrecken und Aufregung abgegangen wäre? Liess sich nicht mancherorts die halbe Bevölkerung geradezu ins Bockshorn jagen? Wer alles verlor nicht «ein wenig» den Kopf? Hätte nicht etwas mehr Ruhe und Besonnenheit notgetan? Gab es nicht manche, die kühl ausharrten? Die ihrer Pflicht nachgingen und sich nicht beirren liessen?

Und waren denn nicht auch noch die Soldaten da? Konnten die auch freiwillig evakuieren? War da nicht noch eine militärische Front, die von der zivilen Front hätte gestützt werden sollen? Hat das Hinterland seinen Soldaten in den vergangenen Tagen das Gefühl der Sicherheit gegeben? Leistete es den Beweis der Besonnenheit und Ruhe? – *Unsere* Antwort darauf sei verschwiegen.

Und noch eines war es, das uns sehr beschäftigte: Es könnte da und dort zu Differenzen führen, wenn die einen in einem solchen Falle Weggehen *können*, die anderen aber an Ort und Stelle bleiben *müssen*. Das könnte auch so ausgelegt werden, als ob es zweierlei Schweizer gäbe. Es ist dies eine Seite der ganzen Angelegenheit, die besonders unter den Soldaten viel zu denken gab. Mögen auch die Daheimgebliebenen einmal darüber nachdenken.

Ehrlich gestanden, das Verhalten der Zivilbevölkerung hat manchen Wehrmann, sagen wir, enttäuscht. Viele von uns fühlten sich innerlich merkwürdig berührt, um diese Gefühle nicht genauer zu

umschreiben. Wir haben das Zittern der zivilen Front deutlich verspürt. Es hat uns nicht wenig beeindruckt. Es hat uns sehr überrascht. – Mögen diese Zeilen recht verstanden werden. Sie wollen nicht Vorwurf sein. Sie wollten nur einen kleinen Ausschnitt geben aus dem Denken manches aktiven Wehrmannes, stand er nun an der Grenze draussen oder auf seinem Posten im Innern unseres Landes.

Fw. Scherrer, Sch. Mot. Kan. Bttr. 112

Die Brücke

Am 10. Mai wurden Holland und Belgien überfallen, und der Einmarsch in Frankreich begann. Die Schlacht im Westen entbrannte.

Die Grenz-Brigade ist seit zwei Tagen alarmiert. Heute, am 16. Mai 1940, wurde der Bereitschaftsgrad erstmals etwas herabgesetzt. Das hatte zur Folge, dass die Horch- und Beobachtungsposten sowie die Einsatzdetachemente am Rhein teilweise reduziert und aus ihren Löchern und Unterständen in die normalen Quartiere zurückgenommen werden können. So sieht man denn überall die Männer gruppen- und grüppchenweise aus den Wäldern treten und dem Dorfe zu marschieren.

Irgendwie herrscht eine dumpfe Stimmung. Der Himmel ist tief-schwarz. Unwirklich weiss stehen die Blütenbäume da. Die ersten Tropfen spritzen in den bleiernen Wassern des Flusses. Dann setzen auch schon Blitz und Donner ein, und das blütenschwere Land erzittert.

Ich gehe auf das Kompaniebüro. Seit ich vor zwei Tagen den Unterstand im Walde oben bezog, hat sich hier unten allerlei angehäuft. Bereits steht der Feldweibel im Gefecht mit Urlaubs-Optimisten. Ich habe mich kaum hingesezt, da donnert es zweimal kurz hintereinander dumpf und gewaltig. Das Haus erzittert, die Möbel verschieben sich und krachend fällt die halb offene Türe ins Schloss.

«Heiliges Gewitter!» sagt der Feldweibel und schaut bestürzt auf die sauber geschriebene Mannschaftskontrolle, über die sich das umgestürzte Tintenfass ergiesst.

Dann aber streckt auch schon der würdige Wachtmeister Rapold seinen Kopf zwischen den Geranienstöcken durch das Fenster und meldet aufgeregt: «Herr Hauptme, ich glaube, eusi Brugg isch i d'Luft gfloge!»

Wir eilen auf die Strasse und rennen in den Obstgarten hinter dem Haus. Die Sicht zur Thurbrücke ist durch Wald verdeckt. Von dort aber, wo sie liegen muss, treibt eine schmutzig-gelbliche Wolke träge dem Rhein zu.

Glücklicherweise ist ein Auto bei der Hand. Wer gerade da ist, steigt ein. Dann fahren wir los, der Brücke zu. Der Wagen saust durch den grünen Auwald. Keiner spricht ein Wort, aber alle denken das gleiche: Die Brückenwache! Ihre Baracke ist in den ersten Bogen der Brücke eingebaut! Sieben Mann sind es, die Ältesten der Kompanie, alles Bauern, alle verheiratet: Meisterhans, der Kirchenpräsident von Flaach – der zufriedene Frei – der dürre Jucker – Joost und Sigg, die beiden Unzertrennlichen – der rotbackige Huber – der stille Keller

Während ich so denke und nicht glauben mag, was ich fürchte, kommen wir zum Fluss. Wahrhaftig – die Brücke ist weg. Das heisst, sie liegt in mehrere Stücke zerschlagen im Wasser. Der Pfeiler aber, in welchem die Unterkunft der Brückenwache eingebaut ist – dieser Pfeiler ist stehen geblieben!

Wie ich aussteige, kommt mir einer entgegen. Es ist der Joost. Das Blut läuft ihm über das Gesicht, mitten drin aber brennt der oblige Stumpfen. Sorgfältig nimmt er ihn aus dem Mund und grüsst. – «Die andern?» frage ich hastig. – «Aili gesund!» sagt Joost und strahlt. Dann kommt es, dass wir uns plötzlich die Hände schüteln. «Herrgott –» sagt Joost, und «Herrgott!» sage ich.



Damit ist diese Seite der Angelegenheit erledigt. Jetzt kommen auch die andern aus der Baracke. Etwas hinkend der eine, mit blutendem Kopf der andere. Doch alle mit heilen Gliedern. Nur einer liegt noch auf der Pritsche, schaut mit grossen Augen nach der Decke und ist vorläufig noch nicht zu sprechen.

«Der Chlapf ist ihm in die Knochen gefahren!» meint einer entschuldigend. Weiss Gott, es ist auch nichts Alltägliches, wenn einem sozusagen über dem Kopf einige hundert Kilogramm Trotyl explodieren ...

Wie es eigentlich gekommen sei, frage ich. Alle reden jetzt durcheinander, können aber eigentlich nicht mehr sagen, als dass sie in der Baracke sassen und jassten – dann blitzte und krachte es, und sie flogen mit Stuhl und Karten unter den Tisch und erlitten durch die herumsausenden Splitter der Fensterscheiben mehr oder weniger harmlose Schnittwunden. Im übrigen wurden sie durch den stehen gebliebenen, massiven Brückenpfeiler vor dem Druck der Detonation und den Sprengsplittern geschützt.

«Aber der Posten auf der Brücke?» frage ich.

«Ja – der Huber», sagt einer, «der stand anfänglich, wie gewohnt, auf der Brücke; als aber der Regen kam, verzog er sich an das andere Brückenende ins Schilderhaus. Dann krachte es auch schon, und die Brücke stand nicht mehr.»

Huber, das ist Glück! Nun sehe ich ihn auch auf der andern Seite des Flusses und winke. Er grüsst mit einem vollendeten Gewehrgriff zurück. Nur das Gewehr kommt mir etwas sonderbar vor. Wie ich den Feldstecher nehme, sehe ich, dass die obere Hälfte der Waffe entschäftet ist. Druck oder Splitter haben die Holzteile weggefegt. – Wir haben uns nachher das von Beton- und Eisensplittern durchlöchernte Wachhaus angesehen und konnten uns kaum vorstellen, wie der Huber da drinnen heil geblieben ist.

Nun ist auch der Arzt gekommen und verpflostert die Gesichter der Verletzten.

«Inzwischen wird sich beim einen oder andern wohl auch eine Schockwirkung einstellen», meint er, «sobald den Leuten die Gefahr, der sie entronnen sind, richtig zum Bewusstsein kommt, dürfte sich die Reaktion bemerkbar machen.» «Wie könnte man dem begegnen?» frage ich.

«Die Leute sollen ins Dorf zurück, sich hinlegen und ruhen!» meint der Arzt.

Hinlegen und ruhen? Ich weiss nicht – vielleicht gibt es etwas Besseres. So lasse ich denn die Männer antreten und befehle ihnen: «Jetzt geht sofort ins Dorf und ins »Schiff; dort

bestellt ihr auf Rechnung der Kompanie einen Doppelliter Flaachermer

und dann noch einen – und so. Dazu lasst euch die Fische braten, welche die Explosion in den Reusen getötet hat; Vater Nägeli wird sie euch gerne spendieren. Prost und guten Appetit!»

Vater Nägeli, der Seniorfischer von Eilikon, der daneben steht und «seiner Brücke» nachjammert, spendiert gerne den Fischbraten. Dann marschieren die sieben Männer los, ihren Auftrag vor Augen.

Mir aber kommt der unangenehme Gedanke, dass ich nun gelegentlich einen Rapport schreiben muss. Nachdem die nötigen Absperrmassnahmen getroffen sind, fahre ich zurück aufs Büro. – Vorher werfe ich noch schnell einen Blick in die Wirtsstube. Da sitzt die Brückenwache beim Wein, mit roten Gesichtern, um welche die Rauchschwaden ziehen. Die Diskussion ist in vollem Gange, und wer eben frei hat, sitzt neben den Helden des Tages, die sich in lärmenden Schilderungen übertönen. Daneben steht der Fourier und sieht etwas beklommen zu, wie soeben ein neuer Doppelliter aufmarschiert.

Wie ich dann im Büro sitze, höre ich, wie unsere neue und reichlich naive HD Büro-Ordonnanz dem Feldweibel respektvoll erzählt, er habe in der Wirtschaft drüben gehört, wie der «Herr» Sigg berichtet habe, dass er durch die Explosion mitsamt den Jasskarten unter den Tisch geflogen sei, er habe aber die Karten nicht aus der Hand gelassen und noch unter dem Tisch die Stöcke gewiesen – und der «Herr» Joost habe erzählt, dass noch gute fünf Minuten nach der Explosion ein kastengrosser Betonklotz vom Himmel herabgesaut sei, woraus man sich von der Wucht der Sprengung ungefähr ein Bild machen könne.

Der Feldweibel hustet und blinzelt mir fröhlich zu und ich blinzle fröhlich zurück. Ich weiss jetzt, dass sich meine Brückenwache endgültig ausser jeder Schockgefährdung befindet. An der Strasse, welche nach Flaach zur Thur führt, etwas unterhalb des alten, efeuumrankten Fährhauses, ist in das ehemalige Flussbord der Unterstand der Mineure eingebaut. Unter den vielen Neugierigen, die aus den nahen Dörfern zur Explosionsstelle wanderten, befand sich auch eine Frau aus Flaach. Sie sah ihrer Niederkunft entgegen und wäre eigentlich besser zu Hause geblieben – aber eben. Wie nun diese Frau sich der gesprengten Brücke näherte, spürte sie plötzlich, dass es nun so weit war. – Sie wandte sich in ihrer Bedrängnis an die Mineure. Diese sassen vor dem Unterstand und kauten

schossen und sie hatten vorläufig Feierabend. Die Mineure glaubten der Frau die Sache aufs Wort und dirigierten sie kurz entschlossen in den Unterstand. Dann schickten sie die Ledigen hinaus und legten Hand an, so gut sie eben konnten. – Und bald darauf strampelte unter dem gelben Licht der Petroleumlampe im Mineur-Unterstand ein junger Flaacher Gemeinderat ...

Soweit die Geschichte der Explosion der Thurbrücke zwischen Flaach und Ellikon am Rhein. Sie ist, wie man sieht, eigentlich noch glimpflich abgelaufen.

Hptm. Kollbrunner, Kdt. Gz. Kp. 11/267

Die sterbenden Bäume Die deutschen Armeen waren in Holland und Belgien eingebrochen. Dieser Überfall auf die beiden neutralen Staaten

hatte in der Schweiz die zweite Mobilmachung zur Folge. Der letzte Urlauber unserer Grenzkompagnie war zurückgekehrt. Die Wachtposten wurden verstärkt, die Bunker besetzt. Die Situation war ernst, die Haltung der Truppe aber ruhig und gefasst.

Ein prachtvoller Pfingstmorgen lag über unserem Abschnitt, einem kleinen, idyllischen Dorfe zwischen Rhein und Jura. Schillernd glänzte der Tau an den blühenden Obstbäumen und über dem satten Grün der Wiesen.

Der Rest der Kompanie trat auf dem Schulhausplatz zum Morgenappell an. Vorne, zur Rechten des Hauptmanns, lag wohlgeordnet eine Menge Werkzeuge, Äxte und Waldsägen, die der Feldweibel tags zuvor im Dorfe requiriert hatte. Die Werkzeuge wurden auf die Gruppen verteilt. Die geladenen Karabiner umgehängt, schritten wir in verschiedenen Richtungen zum Dorfe hinaus. Argwöhnisch blickten uns die Bauern nach.

In unserer Gruppe befand sich ein Bauernknecht, ein stämmiger, wortkarger, nach innen gekehrter Bursche, der den Dienst schlecht und recht leistete. Den Drill hasste und verachtete er, bei Schanzarbeiten aber leistete er Vorzügliches. Er war sparsam bis zum Geiz, nur sonntags leistete er sich ein Glas Bier und einen Stumpfen. Er brachte das Kunststück fertig, einen Teil des Soldes auf die Seite zu legen, was ihm von neidischen Kameraden die Bezeichnung «Kriegsgewinnler» eintrug.

Man hielt ihn für dumm und gemütsarm. Ich aber wusste es bes-

ser, denn er öffnete mir einmal auf einem Marsche seine verschlossene Seele.

«Schau einmal, wie schön dort drüben der Weizen steht! Welch gute, satte Erde. Hier möchte ich arbeiten. Du kannst mir sagen, was du magst, es gibt keinen schöneren Beruf als den eines Bauern. Du siehst, wie die Saat aufgeht und wie die Früchte wachsen. Gewiss, die Arbeit ist oft schwer, aber sie macht frei und stark.»

Er erzählte mir von der abwechslungsreichen Arbeit des Bauern, von seinen Meistersleuten und den Tieren im Stall. «Anhalten!» befahl der Wachtmeister. «So, und nun spuckt in die Hände. All diese Bäume hier müssen umgelegt werden.» Und zu dem Bauernknecht gewandt: «Los, Rebmann, das ist etwas für dich.»

Rebmann blickte den Unteroffizier fassungslos an.

«Du bist ja wahnsinnig. Diese gesunden, blühenden Kirschbäume willst du morden?»

«Es muss sein. Sie stehen im Schussfeld jenes Bunkers dort.»

«Und ich sage dir, Befehl hin oder her, ich werde nicht Hand bieten zu dieser Freveltat.»

«Mach doch keinen ‚Mais‘, Rebmann, für die Bäume erhalten die Bauern eine Entschädigung. Man könnte glauben, sie wären dein Eigentum.»

Rebmann strafte den Wachtmeister mit einem vernichtenden Blick. «So einfältig kann nur ein Städter reden.»

Derweil der Disput der beiden weiterging, bahnten sich die scharfen Zähne der Säge unter unseren Händen tief in den Stamm des Baumes. Wutentbrannt sprang Rebmann auf uns zu und versuchte, uns das Werkzeug zu entreissen, was ihm mit seinen Riesenkräften auch sicher gelungen wäre. Plötzlich aber stand, wie aus dem Boden gestampft, der Major vor uns.

«Zum Teufel nochmal, was soll denn diese Streiterei bedeuten?» herrschte er den Unteroffizier an.

Dann geschah etwas völlig Unerwartetes: Rebmann, der sonst gegenüber höheren Vorgesetzten so gehemmte Soldat, meldete sich korrekt an.

«Herr Major, Füsilier Rebmann; ich werde mich gegen jeden Feind, so gut ich es vermag, zur Wehr setzen, ich werde meine Soldatenpflicht bis zum Letzten erfüllen, aber diese blühenden Bäume, die in ein paar Wochen herrliche Früchte tragen, kann ich nicht sterben sehen. Dieses Bild müsste mich Tag und Nacht verfolgen. Herr Major, tun Sie mit mir, was Sie wollen, ich kann es nicht, ich darf es nicht tun.»

Seine Stimme war erregt, in seinen Augen flackerte Zorn. Mit einer Handbewegung forderte der Major den Erregten auf, ein paar Schritte beiseite zu treten.

Wir setzten unterdessen das Zerstörungswerk fort, nicht ohne verstohlen nach den beiden zu blicken.

«Der Major versteht keinen Spass, er wird den dummen Kerl einsperren», raunte mir ein Kamerad zu.

Der Offizier aber schien ruhig und verständig auf den Kamerad einzureden. Dann legte er gar die Rechte auf dessen breite Schulter. Ein wenig später sahen wir Rebmann gesenkten Hauptes dem Dorfe zustreben.

Krachend und stöhnend stürzte der Baum zu Boden. Alsdann kam auch der Major nachdenklich auf uns zu.

«Wachtmeister, ich habe den Rebmann zum Küchendienst abkommandiert. Er scheint etwas ermüdet zu sein, die Arbeit hier ist zu schwer für ihn. Offenbar hat er sich im Urlaub überarbeitet. Ich weiss, leider können wir den Bauern nicht den erforderlichen, langfristigen Urlaub gewähren. Und können sie endlich für einige Tage nach Hause gehen, haben sie oft übermenschliche Arbeit zu leisten. Seien wir froh, wenn dieser Krieg von uns Schweizern nicht höhere Opfer fordert, als diese Bäume hier.»

Die noble Geste und der warme, menschliche Ton des Offiziers und die Liebe unseres Kameraden zur Natur halfen uns in jenen düsteren Zeiten, den Glauben an das Gute im Menschen nicht zu verlieren.

Lmg. S. Hunziker, Gz. Füs. Kp. V/256

Zum erstenmal sah ich sie, wie sie hart aufgeschlossen und ganz nach vorn gebeugt am verharsteten Steilhang vorüber-sausten. Sie rissen Schwünge, dass es knirschte und wie Funken sprühte. Das wogte, walzte und wiegte ganz unwahr-scheinlich, als wären hier fliegende Zwerge am Werk; schwer bepackt, ganz weiss von den Skiern bis zur Kapuze. Nur da, wo man das Gesicht vermutete, war ein brauner Fleck. Plötzlich fuhr ein heillosler Respekt in mich. Dass man so sicher und selbstverständlich auf dem Hartschnee skifahren konnte, hatte ich mir nie geträumt. Gewiss, bei den Pisten-fressern geht's auch im Schnellzugstempo. Aber eine Piste ist meist so ausgefahren und so breit wie eine Autostrasse und in den Kehren überdies so ausgehobelt, dass ein Wippen in den Hüften genügt, um wie von selbst herumzufliegen. Hier aber war die Schneedecke so hart, dass die Fahrt von vierzig Mann keine Spur zurückliess. Das waren die vom Hochgebirgs-detachement, die gleichsam als Auszeichnung die weissen Überkleider tragen durften. Die meisten kamen irgendwo aus einem Hochtal, wo sie schon als Kinder sechs Monate des Jahres auf Skiern standen. Mancher von ihnen ist von Beruf Berg-führer und patentierter Skilehrer. Man nennt sie auch die «Fortgeschrittenen», ein Ausdruck, der die obere Grenze des Könnens tiefer setzt und aus den «Mittelmässigen» tüchtige Zivilfahrer macht, und wonach die «Anfänger» alle schon einige Skisemester hinter sich haben. Wir merkten gleich, dass hier ein ganz anderer, der militärische Massstab galt. Das war die erste Überraschung, diese Einteilung in drei Klassen, wobei diese wiederum in verschiedene Patrouillen von etwa zehn Mann zerfielen. Es berührte mich äusserst sympathisch, als man gleich zu Beginn desurses jeden vertrauens-voll fragte: «Fortgeschrittener, Mittelmässiger oder Anfänger?».

ohne nachzuprüfen. So war man sozusagen Herr über sein Schicksal. Damit traute man einem zu, ein sachliches Urteil über sein eigenes Können zu fällen. Also keine mehr oder weniger sinnvolle – oder wenn man will: sinnlose – Examenfrage, sondern gleichsam eine ernste Gewissensfrage. Wie schätztst du dich ein? Wieviel traust du dir zu? Ich muss gestehen, es war gar nicht so leicht, darauf zu antworten. Und man begreift es, dass einige unsicher zu werden begannen und nach einem Halt, nach einem Massstab suchten. «In welche Klasse melden Sie sich?» hörte ich einen mir noch unbekanntem Kameraden einen Obersten fragen, der ausser der imposanten Statur nichts «Oberstliches» mehr an sich hatte, da er, wie wir alle, das Arbeitskleid für den Skidienst im Gebirge trug. Der Oberst machte ein schlaues Gesicht und sagte bestimmt und überlegen: «Das werde ich Ihnen nachher sagen!» Mir imponierte diese Antwort gewaltig. Es gibt Menschen, die im gegebenen Augenblick gerade die bestmögliche und folglich richtige Antwort geben können. Sicher und schlagfertig; man könnte sie darum beneiden. Mit einemmal war mir der «Oberst» sympathisch. War es Zufall oder Bestimmung: Wir kamen nicht nur in die gleiche Klasse der «Mittelmässigen», sondern sogar in die gleiche Patrouille, in denen die verschiedensten Grade bunt durcheinander gewürfelt waren. Es zeigte sich bald, dass «er» nicht nur ein ausgezeichnete Kamerad, sondern ein ebenso vorzüglicher wie bescheidener – militärisch gesprochen zwar nur ein «mittelmässiger» – Skiläufer war.

Cap. Tappolet, Cdt. Cp. fus. ter. 1/122

Die Sonnen-
anbieter

Eine einfache Feldbefestigung auf einem benachbarten Berggipfel der, zirka 2'000 Meter hoch, mit Drahtseilbahn erreichbar war, schien es einer Tarnungsgruppe besonders angetan zu haben, denn die Arbeit wollte und wollte nicht fertig werden. Immer waren noch weitere Büsche anzupflanzen oder die Tarnfarben befriedigten nicht. Des Rätsels Lösung? Spätherbst, seit zwei Wochen hängt eine trübe, undurchdringliche Nebeldecke bis fast auf den Unterkunftsart herunter; laut Meldung des Wetterdienstes Obergrenze des Nebels auf zirka 1'000 Meter. Die Gruppe, die «emsig» auf dem S... horn tätig ist (sein sollte), übernachtete einfachheitshalber im nächst dem Bunker gelegenen Hotel, um die täglichen Bahnfahrten bis

zur Beendigung der Arbeiten zu vermeiden. Aber eben, das Ganze dauert verdächtig lange! Am Morgen des dritten Tages telefonischer Anruf: «Ein Mann starkes Nasenbluten, Arzt sofort heraufkommen.» Mit auffallender Geschwindigkeit besorgt sich unser HD Arzt einen Transportgutschein, lässt Nebel Nebel sein und entschwindet selig lächelnd im grauen Dunst, um erst zum Nachtessen gebräunt wieder aufzutauchen. Frage: «Was machen eigentlich der Patient und die übrigen vier Mann?» Antwort: «Es geht allen ausgezeichnet, sie strotzen vor Gesundheit und Ferienbräune und fanden, auch mir könne ein Tag Höhenluft nicht schaden!»

Dass auf dieses Intermezzo hin die weiteren Arbeiten an dem ominösen Bunker bald beendet waren, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen.

Es war im abgeschiedenen Binntal. Auf allen Pässen und Übergängen wachten die braven Grenzschilder, wochenlang, monatelang. Nicht nur den Landstürmern, die Frau und Kind und ein Gewerbe zuhause hatten, wurde das oft zu lange, auch den jüngern Jahrgängen und oft gar den Offizieren. Besonders einer, der Kompanie-Kommandant, klagte oft seinem Freund, dem Bataillons-Adjutant, es sei wirklich mehr als anstrengend, ständig auf über 2'500 m Höhe Dienst zu leisten. Der Bataillons-Adjutant tröstete ihn so gut er konnte und liess eines Tages die Bemerkung fallen: «Vielleicht bekommen du und deine Kompanie dafür einmal eine Extra-Belohnung!»

Diese Bemerkung fiel bei den Ordonnanzen des Bataillons-Büros auf fruchtbaren Boden, und eines Tages leisteten sie folgendes: In Abwesenheit der Offiziere (diese waren an einer taktischen Übung!) telefonierten sie an die besagte Kompanie, es sei soeben ein Telegramm vom General eingetroffen, in welchem dieser mitteile, er werde am nächsten Tage bei der Kompanie eintreffen, um ihr in Anerkennung der guten Dienste auf so hohen Höhen das «Hochgebirgs-Abzeichen» zu überreichen. Im Kompanie-Büro verursachte diese Meldung begreiflicherweise eine helle Aufregung. Der Kommandant und die Offiziere wurden erst gegen Mitternacht erwartet. Und morgen – morgen kommt der General! Sofort hielten der Feldweibel, der Fourier und Küchengewaltige eine Art Kriegsrat ab. Dieses und jenes wurde vorgeschlagen, wieder verworfen

Die
Hochgebirgs-
kompanie

und neu in Erwägung gezogen. Der Fourrier wollte mit einem «zümpftigen» Hochgebirgs-Mittagessen aufwarten, der Feldweibel dachte mit Besorgnis an die mehr als miesen Unterkünfte, und ein Büro-«Tiger» erklärte, dass sofort ein neuer Stempel angefordert werden müsse mit der Bezeichnung «Hochgebirgs-Kompanie», usw. usw. Erst als die Offiziere zurückkamen und der Bataillons-Adjutant vom Streich seiner Ordonnanzen Wind bekam, wurden die armen Kerle droben am Grenzpass von ihren Nöten befreit. Die Büro-Ordonnanzen des Bataillons-Büros «durften» dann an einem freien Sonntag mit Sturmpackung hinauf zur Stellung der betreffenden Kompanie «pilgern». Bei einigen Flaschen Fendant kam es anscheinend bald zu einer ausgiebigen Versöhnung...

Oblt. Imesch, Bat. Adj. Geb. Gz. Füs. Bat. 310

Säumer
in den Ferien

Als stämmige Landwehrmänner standen wir im Oberengadin, in Maloja, im Aktivdienst; es war im sonnigen Monat August des Jahres 1941. Wir hatten als Säumer-Detachement bereits schon in Pontresina unsern strengen, aber schönen und interessanten Dienst geleistet. Tag für Tag beluden wir unsere treuen Helfer, unsere Pferde und Maultiere, um unsern Elite-Truppen, die in Eis und Fels ausgebildet wurden, Post, Verpflegung, Sanitäts- und Rettungsmaterial nachzuschicken. Die würzige Engadiner Luft und nicht zuletzt der herbe Veltliner formten aus uns sonnengebräunte und etwas rohe Burschen. Zwei kleinere Detachements waren im Bergell stationiert, die jeden Tag die überaus steilen Pfade der 500 bis 600 m höher gelegenen Albigna- und Sciora-Hütte erklimmen mussten. Gute Kondition und flotte Kameradschaft waren stets die Träger des sichern Gelingens.

Die Tiere und die Leute waren sich schon daran gewöhnt, ja so gewöhnt, dass es unser fröhlicher Kaspar für unnötig hielt, die Saumtiere vorschriftsgemäss zu führen. Kaspar ging seinem schwer beladenen Tier 30–50 m barfuss und hemdärmlich voraus, Beeren pflückend und singend, als plötzlich einer der zwei zu Tale steigenden Offiziere in Gebirgtenue, ohne Gradabzeichen, ihn barsch und hart anfuhr, was er sich eigentlich erlaube, wie ein Wilheuer, barfuss und ungepflegt, ohne jegliche Fühlungnahme mit dem Saumtier diese gefährliche Route zu passieren. Prompt tönte es von Kaspar zurück:

«Das goht Euch doch e Dräck a, wenn Der das besser chönnid, so machits sälber, mir send jetz nid s'Thun i de Kasärne». Ebenso prompt und scharf genug kam die Antwort, dass Kaspar ob dem ungewohnten Ton in dieser Gegend kleinlaut zusammenfuhr, sich aber sofort wieder auffing und lakonisch zurückgab: «Legid Euch a, dass mer s'Grad au gseht, söscht sind Der sälber gschul, wenn Euch öpper fräch chonnt.» Ich hatte mich dann am Abend beim Herrn Hauptmann, Chef des Gebirgskurses, zu entschuldigen und der Vorfall war damit erledigt.

Wm. Muri, Geb. Tr. Kol. 1/6

Man hat uns in Camions verladen. Die Ungetüme erzittern im fauchenden Erwachen der Motoren, die mächtigen Räder zermalmen den Schlamm und zeichnen breite Muster auf dem nassen Dorfplatz von Trun. Dann drehen sie die Schnauze talabwärts gegen Zignau. «Die Batterien gehen in Stellung bei Lags und Flims, Feuerräume hinter Alp Crap und zwischen Piz Segnes und Piz Dolf, Koordinaten so und so.»

Der Morgen graut bald. Die Nacht erschauerte im Dröhnen der Motoren, und wenn du hinten unter die gewölbte Blache hineinguckst, erkennst du schon die Umrisse der Soldaten im Helm und Zeltumhang. Sie sitzen auf Munitionskisten; verschlafen und steif dösen sie vor sich hin, den Karabiner zwischen die Knie geklemmt. Sie sind sich gleich in ihrem Soldat-Sein: Gefährten und Gefährdete scheinen sie eine dumpfe Verschwörung zu brüten. Eine aufgezwungene Ähnlichkeit, nach aussen sichtbar gemacht durch das Wehrkleid und doch echt in der Stunde der Prüfung. Denn in grossen Augenblicken werden sie beieinander sein, in der Angst, in der Gefahr, in der Selbstaufopferung und im Sieg.

Und plötzlich sah ich mitten unter diesen Artilleristen das Bild Guillaume Apollinaires, umkreist von seinen Euphorien und Pyrophorien, ganz verzückt im Widerschein der sich kreuzenden Flugbahnen. Aus der Höllenmusik der Schlacht erhebt er sich über schlammige Schützengräben, berstende Kasematten, schimmliges Brot und verwesende Leichen, und die Nächte erblühen seinem trunkenen Auge wie lichte Feste, tödliches Feuerwerk. Im Sausen der Granaten, im Krachen der Schrapnells hört er noch die Rhythmen des Verses, die Zuckungen einer brennenden Schrift, die wächst und wächst, über die Grenzen hinweg, vom Freund zum Feind, eine gemein-

Fahrt in den
Stellungsraum

same Botschaft, die Hass und Rache und alles Trennende versengt. Und im Reigen der Mündungsfeuer steht er da, der Kanonier Apollinaire, und murmelt Zahlen wie Zaubersprüche, während das Schicksal mit feurigen Krallen die blutende Haut der Erde aufreisst.

Soldat und Dichter, wie weit können sie eins werden? Der Soldat ist ganz der dynamische Mensch, ganz nach vorn gerichteter abstrahierender Realist, er erstickt alle Zweifel, die ihn am Handeln hindern. Empfindlich, nicht empfindsam, rasch zupackend, geradlinig und sehr wach. Auf Wirkung bedacht, jede Gebärde todbringend, todnahe. Wie verwebt sich mit solchem harten Stoff die Lust des Nachdenkens und das Schwerblütige des lyrischen Seins, das sich in einen Anblick versenkt oder in einen Gedanken, wenn das vorandrängende Handeln in der Wucht nachlässt, wenn die Zügel sich lockern? Die Schlucht von Tavanasa, in der wir jetzt einmünden, taucht unsere Blicke noch einmal in frühmorgendliches Dunkel. Die Tannen am Strassenrand fahren langsamer vorbei in schmierigem Dunkelgrün, und die Mannschaft wankt, wenn die Motorbremse dort vorn stöhnend einsetzt, wie ein Harass voller Flaschen hin und zurück. Dann knirscht wieder der Gang; durch den Spalt sieht man schmutzig-graue Häuser vorbeiwischen, bunte Kleckse von Reklametafeln, Telegraphenstangen, windverbogene Signaltöne bleiben zurück. Manchmal rückt die Motorhaube des nächsten Camions etwas näher, so dass man den Fahrer sieht, wie er bleich und gespannt sich über das Lenkrad beugt. Die Kolonne leiert Dörfer herunter am Rosenkranz der Landstrasse: Rueun, Schnaus, Strada, dann ein längerer Schlauch mit Häusern zu beiden Seiten, schummrige Licht in den Wirtschaften, Menschenstimmen: Ilanz.

Jetzt klettert die Kolonne schon gegen Lags hinauf. Wie ein Schauer durchfährt mich die Wollust, zu spüren, dass dieser Boden meine Heimat ist. Und dass er mir Kraft gibt zu leben, auszuharren. Es ist nicht nur die Lockung, diese Landschaft nochmals zu erschaffen, in den geneigten Zügen der Schrift, sondern überhaupt Lust zum Schaffen, die sich ungestüm anmeldet, sobald ich Bündner Boden betrete. Ein Gefühl der Genesung, der Frische, als ob ich aus einem Tunnel herausträte. Jetzt durchqueren wir den Wald oberhalb Sagogn. Der Wagen keucht gegen die Steile, die Lärchen biegen sich in ihrer grünen Seide, und der weisse Kirchturm grüsst von seinem Hügel herauf, männlich keck inmitten blühender Obstbäume, wie ein Ritter umringt von weissen Bräuten.



Die Gebirgs-Füsiliier-Kompanie 11/36 war im Sommer 1940 im Walliser Dorfe Termen einquartiert. Seit Wochen arbeiteten wir an einem steilen Saumweg, der von der Simpionstrasse hinauf nach dem Rosswald führen sollte. Beizeiten stiegen wir am Morgen mit allerlei Waren beladen etwa eine Stunde bergwärts. Auf dem Arbeitsplatz angekommen, wurde uns von den Vorgesetzten die Arbeit zugewiesen. Mit Pickeln, Schaufeln, Steinspalten und Pausenmachen verbrachten wir den Tag. Für die meisten von uns war es ein hartes und ungewohntes Schaffen. So kam es gelegentlich etwa vor, dass sich der eine oder andere hinter einem Busch oder einem Stein eine kleine zusätzliche Ruhepause gönnte. – Nachdem wieder einmal am Hauptverlesen der uns längst bekannte Tagesbefehl verlesen war, bemerkte der Hauptmann: «Heute Nachmittag fand ich abseits des Arbeitsplatzes drei Schläfer. Die Schuldigen treten vor! – Wie staunte die ganze Kompanie, als ein Dutzend Faulpelze in raschem Lauf vortraten. Für den Spott brauchten die Überzähligen nicht zu sorgen, und der Küchenchef hatte Freude, einige Hilfskräfte zum Kartoffelspitzen zu bekommen.

Lmg. S. Grossniklaus, Geb. Füs. Kp. 11/36

Es Blüemli rot
und wyss ...

Es wurde dennoch eine schöne Bundesfeier, obschon Zeit und Wetter die übelsten waren, die man sich denken kann: Manöver, Regenwetter, sogar Schnee. Wahrhaftig. Schnee am ersten August; wir befanden uns nämlich als Festungstruppen so hoch oben, dass es in nassen Fetzen herabfiel und als glitschiger Brei auf der Alp liegen blieb.

Endlich am späten Nachmittag wurde die Übung abgebrochen, freilich der Bundesfeier und nicht etwa des launigen Wetters wegen, und wir zogen uns erschöpft und durchnässt auf das bisschen Stroh in den niedern Ställen zurück, beneidet von den Kühen, die draussen in der kalten Nässe brüllten.

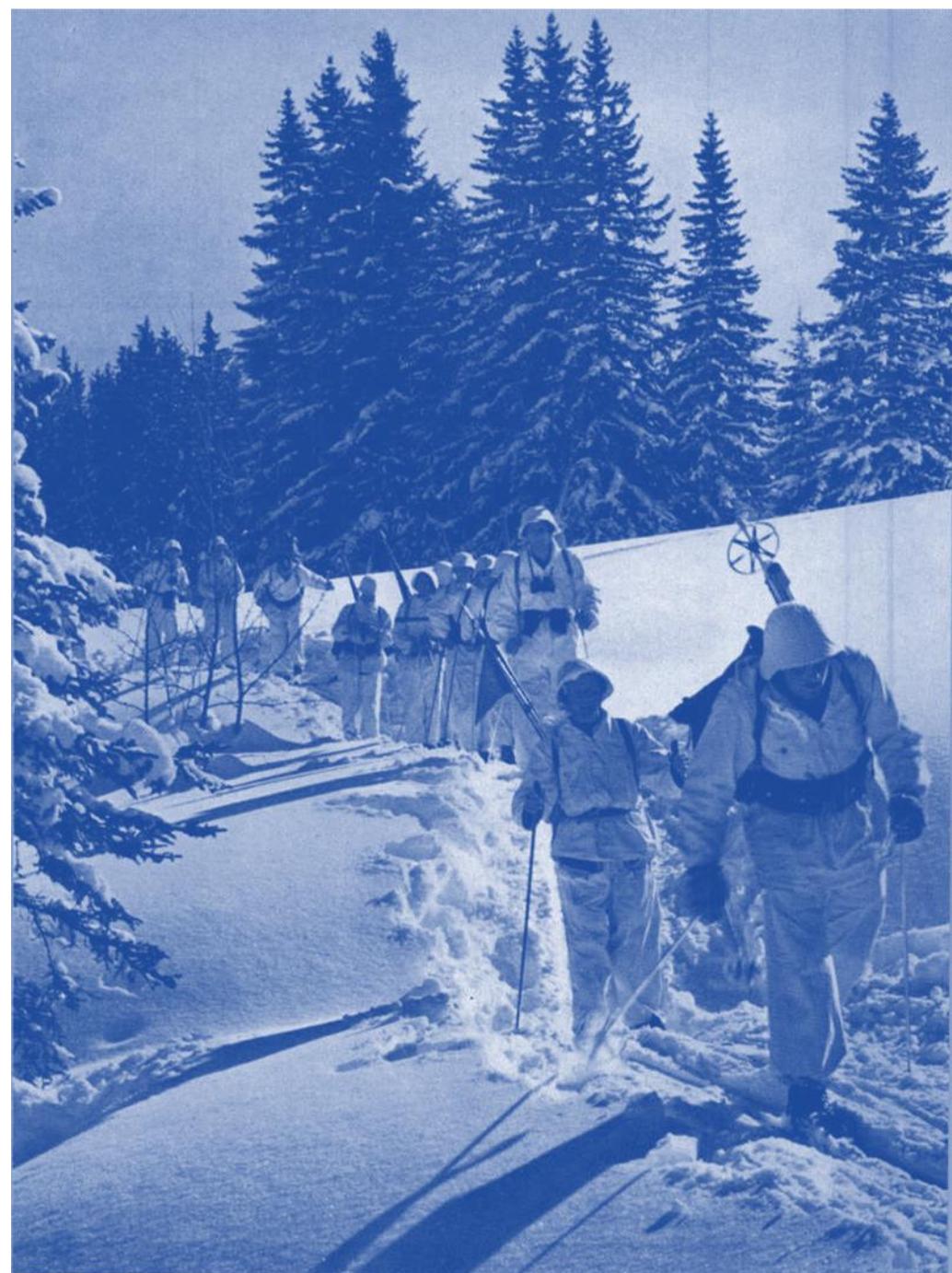
Gegen den Abend hellte der Himmel überm Rheintal etwas auf, und gleich begannen einige von uns, auf der weitläufigen Alp dürres Holz, Stauden und Farnkraut zu sammeln und auf einer felsigen Anhöhe zu einem Haufen zusammenzutragen. Bei Einbruch der Dämmerung marschierte dann der ganze Zug zur Feier auf den Felskopf hinaus. Noch immer hielt der Himmel dicht, und wir umstanden fröstelnd den armseligen Holzstoss. Jetzt bemühten sie sich, den Haufen anzuzünden, umsonst. Das Zeug war tropfnass. Wir opferten unsere Meldeblöcke und kramten liebe, zerknitterte Briefschaften aus den Innern Brusttaschen der Waffenröcke; ich steuerte einige Seiten aus dem Taschenbuch der Alpenflora bei, nur Text, keine Bilder. Alles vergeblich! Ein Zischen, ein höhnisches Räuchlein – und aus.

Da kamen in der Not einige auf den verwegenen Einfall, zu den Hütten hinabzusteigen und von unserem ohnehin spärlichen Lagerstroh zu holen. Niemand widersprach. Ganze pralle Zeltbahnen voll schleppten sie auf unsern Felskopf hinaus ... bis endlich die Flammen zu züngeln begannen, das nasse Holz sich ergab und der eidgenössische «Funken» loderte.

Der Wachtmeister hielt eine rührend unbeholfene, männliche vaterländische Rede; wir rieben uns dazu die Augen, des beissenden Rauches wegen, und sangen dann: «Han am en Ort es Blüemli gsee, es Blüemli rot und wyss...» und entdeckten, jeder für sich, dass das Blümchen, das einem so Heimweh und anderes Weh machen kann, die Landesfarben hat.

In der Nacht drauf schliefen wir auf den harten, beinahe kahlen Steinböden der Kuhställe; aber keiner gab zu, dass er hart liege oder gar friere; denn das ertrotzte Feuer wärmte lange nach.

Four. Vogel, Ter. Füs. Kp. 1/159





Ein biederer Oberländer steht in einer stürmischen Nacht auf
«Wie liecht, Posten. Etwas regt sich im Dunkeln und gibt auf Anruf
keine wie liecht...» Antwort. Da schiesst er einmal in die Gegend.
Darauf bekommt

er Antwort und schliesslich löst sich aus der Dunkelheit – sein
Zugführer. Der Posten meldet (nicht ganz soldatisch):

«Ja zum Tüfel, sit dir das, Herr Oberlüttenant? Jitze bin ich bim
Tonner froh, das i nech nid preicht ha. Wie liecht, wie liecht
überchäm mer nachär no vil der Tümmer!»

Ka. (Nebelspalter)

Gemächlich kletterte Füsilier Abderegg auf der Schutthalde, die
sich am Fusse der Silberplattenköpfe steil gegen die Schwägälp
hinunter senkt, herum. Unter buschigen Augenbrauen spähten
seine kleinen, grauen Äuglein hinter jeden Felsblock, in jede
Runse. Hier könnten nach den Aussagen des ehemaligen Kano-
niers und jetzigen Inhabers des Spezereilädelchens auf der Pass-
höhe, namens Meier, einige Blindgänger vom letzten Artillerie-
schüssen herumliegen. Auf dessen mit allerlei Reiseandenken be-
deckten Ladentisch hatte Abderegg jene mit herrlichen Alpenblu-
men gefüllte Granathülse gesehen. Wie würde seine Frau Augen
machen, wenn er beim nächsten Urlaub eine solche Granathülse
als Andenken an den Aktivdienst heimbringen könnte. Die würde
in diesen kriegerischen Zeiten ausgezeichnet als Blumenvase auf
seinen Stubentisch passen.

Unwillig blies er den Rauch seiner Appenzeller Pfeife von sich. Seit
zwei Stunden stolperte er schon in dem losen Geröll umher, und
noch hatte er keine Spur eines Geschosses gefunden.

Missmutig schaute er zur Passhöhe hinunter, wo seine Kameraden
vor dem Hotel hockten und den freien Sonntagnachmittag mit
Jassen verbrachten. Die würden ihn sicher schon längst bei seiner
Kletterei entdeckt haben. Nur gut, dass sie nicht wussten, warum
er hier im Gestein herumkraxelte. Die hätten aus ihrer Schaden-
freude gewiss kein Hehl gemacht, wenn er mit leeren Händen zu-
rückgekehrt wäre.

Plötzlich stutzte er. War jenes graue, längliche Ding, das unter ein
paar losen Steinen hervorguckte, nicht eine wahrhaftige Granate?
Vor Aufregung rutschte er aus und wäre fast hingefallen. Dann
stand er schweratmend vor seinem Fund.

Der
Blindgänger

Er hatte wirklich Glück. Wohl fehlte der Zündkopf des Geschosses. Doch war der Mantel noch ganz. Sein Herz frohlockte. Nicht eine gewöhnliche 7,5-cm-Granate, sondern eine dicke 12-cm-Granate lag friedlich vor ihm im Geröll. Wohl wusste er, dass es verboten war, einen Blindgänger zu berühren. Aber dieser da war sicher ungefährlich, wenn man nicht zu grob mit ihm umging. Einige Jahre mochte er schon in Wind und Wetter dagelegen haben. Und wenn ein Tourist ihn fand oder ein Hüterbub von der nahen Alp, dann war erst recht Gefahr da, dass ein Unglück geschehen könnte.

Lange kämpfte der wackere Füsilier Abderegg mit sich selber. Dann richtete er den Blindgänger sachte auf, nahm ihn in seine von zäher Arbeit krummgewerkten Hände und drückte ihn gegen seine Brust. Nur nicht fallen lassen! Wie ein Wickelkind trug er ihn, vorsichtig einen Fuss vor den andern setzend, zu Tal. Wie würden seine Kameraden auf dem Posten staunen!

Seine geliebte Pfeife war ausgegangen. Kalt hing sie zwischen seinen Lippen.

Als Abderegg auf der Passhöhe ankam, zeigte sich zu seinem Verdross niemand. Nur die Schildwache ging, das Gewehr unter dem Arm, mit regelmässigen Schritten auf und ab.

Doch jetzt trat der Wachtkommandant unter die Türe des Wachtlokals. Ein kleiner, untersetzter, etwas aufgeregter Wachtmeister. Der wurde plötzlich lebendig, als er das Geschoss in Abdereggs Armen erblickte. «Halt!» schrie er dem Appenzeller Hinterländer entgegen, «was bringst du Verfluchtes?» Triumphierend wollte ihm Abderegg seinen Fund unter die Nase halten.

Der Wachtmeister aber wich voll Entsetzen einen Schritt zurück. «Bist du eigentlich verrückt? Weisst du nicht, dass das Berühren eines Blindgängers verboten ist?»

Abderegg aber lächelte nur. Dann brummte er im ruhigsten Ton, während seine kleinen Äuglein boshaft funkelten: «Ich glaube, dass der Blindgänger am besten bei euch im Wachtlokal aufgehoben ist. Wenn man ihn nicht gerade fallen lässt, ist er harmlos!»

«Zum Teufel mit deinem Blindgänger! Glaubst du, ich lasse mir das Wachtlokal von dir in die Luft sprengen? Melde überhaupt deinen Fund erst einmal auf dem Kompaniebüro!» Das klang nach einem Befehl, und Befehle hatte Füsilier Abderegg bisher immer befolgt. Dieser passte ihm zwar durchaus nicht. Wenn der Hauptmann ihn auch so anpöbelte und er gar noch bestraft würde!



So stapfte er, schon etwas weniger siegesbewusst als vorher, gegen das Haus, worin das Kompaniebüro untergebracht war. Klopfen konnte er nicht, denn beide Hände umfingen seine Granate. So schlug er halt mit dem Schuh gegen die Türe. Auf das barsche «Herein!» drückte er mit dem Ellbogen die Klinke herunter und stiess die Türe auf.

Gottlob, der Hauptmann war nicht da. Nur der Fourrier und zwei Büro-Ordonnanzen starrten ihm entgegen.

«Fourrier! Füsilier Abderegg! Der Wachtkommandant schickt mich mit einem Blindgänger in das Kompaniebüro. Er meint, so etwas wäre hier am sichersten aufgehoben.» Dem Fourrier, einem Glarner, verschlug's vor Schreck anfänglich die Sprache. Dann aber prasselte es nur so über den unglückseligen Abderegg nieder, dass dieser fast den Schlotter bekam und beinahe seinen Blindgänger hätte fallen lassen.

«Machen Sie, dass Sie verschwinden! Werfen Sie das verfluchte Geschoss ins nächste Tobel hinunter! Überhaupt, scheren Sie sich endlich zum Teufel samt Ihrem Blindgänger!» war der Schluss des fourrierlichen Wutanfalls.

Füsilier Abderegg gelang es noch einigermaßen, die Haxen zusammenzuschlagen; dann zog er sich behutsam gegen die Türe zurück, den Kopf eingezogen, denn er glaubte, der tobende Fourrier könnte ihm in seiner Wut das Tintenfass oder gar die Soldkiste nachwerfen.

Doch nichts dergleichen geschah, und Füsilier Abderegg stand wieder draussen. Aber nun fing es auch in ihm an zu kochen. Am liebsten hätte er seinen Blindgänger gegen die nächste Mauer ge-

schmettert. Er konnte seinen Fund doch nicht ewig mit sich herumschleppen.

Da fiel ihm sein Freund, der Spezereihändler Meier ein. Der würde als ausgedienter Kanonier nicht soviel Wesens machen mit seiner Granate. Ein paar geübte Griffe und Drehungen. Dann war dieses Furcht und Schrecken einjagende Ding aufgeschraubt, und er konnte die Hülse in Empfang nehmen.

Wie er den Laden betrat, stand der Besitzer hinter dem Ladentisch. Abderegg blinzelte Herrn Meier bedeutungsvoll zu, indem er ihm sein sonderbares Wickelkind entgegenhielt.

«Sie werden wohl schon so gut sein», meinte Füsilier Abderegg leichthin, «und mir das Zeug da aufschrauben, damit ich die Hülse meiner Frau heimbringen kann.» Der Spezereihändler trat näher, besah sich den Blindgänger. Da bemerkte er, dass dieser noch geladen war. Abderegg stellte mit Erstaunen fest, dass auch der ehemalige Kanonier unruhig wurde.

«Stossen Sie mit der Granate nicht an meinen Ladentisch, sonst bleibt von uns zweien und meinem schönen Geschäft nicht mehr viel übrig!»

Er kratzte sich in seinem grauen Barte. «Da habe ich mir ja eine schöne Suppe eingebrockt. Ich glaubte natürlich, dass Sie Sprengstücke oder leere Hülsen von der Wand herunterbrächten, aber nicht eine noch geladene Granate. Von Aufschrauben kann natürlich keine Rede sein. Das ist lebensgefährlich und war uns ehemals streng verboten!»

Füsilier Abderegg seufzte vernehmlich: «Ja, kann ich den Blindgänger nicht da irgendwo abstellen? Meine Hände sind schon ganz steif!»

Herr Meier hob beschwörend seine hageren Arme. «Damit meine Ladentochter, die ihr wegen ihrer Tollheit nur den «Kompanie-Peter» nennt, ihn beim Herumzwirbeln noch von einem Gestell herunterfegt. Legen Sie ihn, wohin Sie wollen, nur nicht in mein Haus!»

Ohne Gruss und ohne den Mann, dem er nun kein Wort mehr von seiner ehemaligen Kanonierlaufbahn glaubte, eines Blickes zu würdigen, verliess Abderegg den Laden. Unschlüssig stand er draussen. Die Schildwache grinste spöttisch zu ihm herüber.

Da bemerkte er nebenan einen kleinen Garten, der rund herum durch einen Gitterzaun abgeschlossen war. Er öffnete mit vieler Mühe das Gartentor und legte seinen Blindgänger behutsam ins Gras unter eine kleine Tanne. Erleichtert atmete er auf.

Da sah er gerade den Hauptmann des Weges kommen. Zuerst

wollte er sich hinter den Spezereiladen drücken; dann aber fasste Füsilier Abderegg sich ein Herz, ging stracks auf ihn zu, meldete sich an, so laut er konnte, und berichtete, dass er einen Blindgänger gefunden, ihn zur Verhütung eines Unglücksfalls gleich mitgenommen und in Meiers Garten niedergelegt habe.

Jetzt wird das dritte Gewitter niedergehen, dachte Abderegg, als er sah, wie der Hauptmann die Stirne runzelte und eine senkrechte Falte wie ein Schnitt zwischen den Augenbrauen stand. «Zeigen Sie mir diesen Blindgänger!»

Geschäftig ging Abderegg voran. Im Garten angekommen, wollte er seinen Findling aufheben. Doch barsch befahl der Hauptmann, das Geschoss liegen zu lassen.

Nachdem er an Abderegg verschiedene Fragen gestellt hatte, schaute er seinen Soldaten mit ernstem Blicke an.

«Füsilier Abderegg, wissen Sie auch, dass Sie mit Ihrem Leben gespielt haben?»

Dieser zwang sich zu einem verlegenen Lächeln und knurrte beschwichtigend: «Aber der Kopf, der Zündkopf, fehlt ja!»

«Ihnen scheint der Kopf auch gefehlt zu haben, als Sie das geladene Geschoss von der Wand herunterbrachten», schnitt ihm der Hauptmann jedes weitere Wort ab. «Wie das für Sie ablaufen wird, werden Sie noch erfahren. Auf alle Fälle wird es noch einen Haufen Scherereien absetzen!»

«Herr... Herr Hauptmann», stotterte Abderegg, als sich sein Vorgesetzter schon entfernen wollte, «aber die Hülse darf ich dann wohl behalten!»

«Meinetwegen alles, was von der Granate übrigbleibt», antwortete der Hauptmann mit einem Lächeln in den Mundwinkeln, indem er gegen das Wachtlokal zuschritt.

Füsilier Abderegg frohlockte: «Das lief bei Gott noch besser ab, als ich geglaubt hatte. Und alles von der Granate, also auch das Pulver, darf ich behalten!» Und fröhlich vor sich hinpfeifend, stapfte er gegen die Skihütte hinauf, wo sein Zug untergebracht war.

Unterdessen hatte der Hauptmann allerlei zu tun. Zuerst musste eine neue Schildwache vor dem Gartentor aufgestellt werden. Diese hatte den strengen Befehl, niemand in den Garten hinein zu lassen. Jegliches Berühren des Blindgängers sei strenge verboten.

Dann wurde der Fund dem Bataillonskommando gemeldet. Dort grosse Aufregung! Der Major kam selbst ans Telephon, fragte an, wo der Blindgänger sich befinde. Es müsse ein Hag errichtet und eine Schildwache davor aufgefplant werden.

Als der Kompaniekommandant meldete, dass er dies alles schon angeordnet habe, wollte der Major wissen, wieso der Blindgänger eigentlich in den Garten geraten sei und verlangte einen ausführlichen Rapport darüber.

Füsilier Abderegg wurde ins Kompaniebüro geholt und musste ein regelrechtes Verhör über sich ergehen lassen. Ein umfangreiches Protokoll wurde ans Bataillon geschickt. Schliesslich mussten noch Sappeure von der Festung Sargans angefordert werden, die den Blindgänger unschädlich machen sollten.

Hundsmüde, abgehetzt und wütend darüber, dass er nicht nur sich selbst, sondern auch dem Hauptmann, für den er nämlich durchs Feuer gegangen wäre, den ganzen Sonntagabend verteufelt hatte, legte er sich aufs Stroh.

In den folgenden Tagen geschah nichts. Um den Wachtposten herum machte Füsilier Abderegg einen grossen Bogen. Denn die Wachtmannschaft hatte geschworen, sie werde ihn bei der nächsten Gelegenheit durchbleuen. Wegen seines blöden Blindgängers musste jetzt Tag und Nacht eine zweite Schildwache vor dem Gärtchen stehen, und man kam deshalb kaum mehr zum Schlafen.

Der Spezerei- und Reiseandenkenhändler Meier fluchte, sobald er des Füsiliers Abderegg ansichtig wurde. Nicht einmal mehr seinen eigenen Garten durfte er bei diesem schönen Herbstwetter betreten. Sogar auf das Suppengrün und sein Gemüse musste er verzichten. Der Kerl, der an dieser ganzen Geschichte schuld war, sollte es wagen, noch einmal seinen Laden zu betreten!

Auch Abdereggs Kameraden hänselten diesen, wo sie nur konnten. Von jetzt an nannten sie ihn nur noch den «Blindgänger». Es war zum Davonlaufen! Glücklicherweise gab es anderthalb Tage Generalurlaub.

Als er mit seinen Kameraden mit dem Postauto wieder auf die Passhöhe hinauffuhr, schienen sie endlich Abderegg in Ruhe lassen zu wollen. Sie sangen und jodelten fröhlich drauflos. Wie sie sich dem Kantonement näherten, gebot der Hauptmann, der auch mitgefahren war, Ruhe. Das Auto hielt vor dem Wachtlokal. Da fragte der als Spassvogel bekannte Füsilier Wild seinen Nebenmann Abderegg: «Wäsch o, worom mer so liislig mönd uusstiige? Hä?»

Abderegg machte ein blödes Gesicht und schüttelte brummend den Kopf.

«Dass din Blindgänger nöd explodiert!»

Ein unterdrücktes Gelächter füllte den Wagen, so dass der Haupt-

mann sich unwirsch nach dessen Ursache erkundigte. Als er den Spass vernahm, musste er selber lachen.

Eine niederschmetternde Kunde erwartete Füsilier Abderegg im Kantonement. Kurz nach der Abfahrt der Urlauber waren zwei Sappeure auf dem Wachtlokal erschienen und hatten sich nach dem Blindgänger erkundigt. Der Wachtkommandant, hoch erfreut, endlich seines ungebetenen Schützlings ledig zu werden, hatte sie in Meiers Garten geführt. Die Sappeure hatten darauf die Granate in den nahen Wald hinübergetragen, ein Päcklein Sprengstoff daran befestigt und dieses mittels einer Zündschnur in einer Grube zur Explosion gebracht. Mit einem gewaltigen Knall war auch der Blindgänger explodiert und hatte ein tiefes Loch in den Waldboden gegraben.

Der Fourier, der nichts von der Ankunft der Sappeure gewusst hatte, war schreckensbleich aus seinem Büro herausgestürzt, in der Meinung, dass es mit dem verdamnten Blindgänger doch noch ein Unglück gegeben habe.

So lautete der Bericht.

«Jä, ond mini Hülse?» fragte Füsilier Abderegg.

«Diä chascht morn go suechä», lachten seine Kumpanen.

Schon eine Stunde vor Tagwacht stand Abderegg auf, schlich sich leise aus der Hütte und suchte im Wald die Stelle, wo die Granate gesprengt worden war. Wohl fand er den Trichter, aber von der Hülse war keine Spur mehr zu sehen. In tausend Stücke musste die zerplatzt sein.

Enttäuscht, mit hängendem Kopfe, trottete er wieder dem Kantonement zu. Das war nun der Dank, dass er andere Menschen vor einem Unglück bewahrt hatte, und er schwor den stärksten Schwur, seiner Lebtage nie mehr wollte er etwas mit einem Blindgänger zu tun haben. Und wenn er ihn mitten auf der Strasse fände. Gleichgültig würde er an ihm vorüber marschieren. Der Name «Blindgänger» aber blieb ihm, solange er in unserer Kompanie Dienst tat.

Hptm. Gerevini, Ter. Füs. Kp. 1/141

Die Ski-Kompagnie nähert sich auf einem strengen Dislokationsmarsch dem Ziele. Die Nacht ist bereits hereingebrochen. Eine zagende Stimme aus der Kolonne: «Herr Lütnant, wie wiit isch es no?» «No zeh Minute.» Dazu bemerkt unser Spassmacher: «Zum Laufe oder zum Luege?» Brn. (Nebelspalter)

«No zeh Minute!»

Es ist Fasnacht und ich habe Urlaub. Die 8. Division führt einen Skikurs auf der Frutt durch, die Teilnehmer haben von ihrer Stammeinheit Urlaub über den Sonntag bekommen. Es ist klar, dass man sich nach wochenlangem Dienst in mönchischer Abgeschlossenheit in den, wenn auch beschränkten Trubel stürzt. Was macht es, dass die Teilnahme und die damit verbundene Freizeit, leicht erschwindelt worden ist. Natürlich bin ich als Bub auf den Skiern gestanden. Hätte mich der Kadi aber konkret gefragt, was ein Telemark oder Christiania sei, nun – ich würde mit der Antwort wahrscheinlich schlecht abgeschnitten haben und nicht unter den zwei Bevorzugten gewesen sein. Aber es hatte geklappt, nach der alten militärischen Devise: «Fest in's Auge schauen, laut und forsch antworten. Punkt!»

Laut Marschbefehl muss ich um 1'000 in Sachseln sein. Jetzt aber, in der Stimmung der Losgelassenen, fort mit den Sorgen und Bedenken für das was kommen kann. Der Nachholbedarf ist gross und die Zukunft ungewiss.

In Sachseln regnet es. Unter den 300 Eingerückten herrscht keine frohe Stimmung. Ist es das Wetter, der Abschied von zu Hause oder, wie bei mir, die durchzechte Nacht? Wir fassen die alte bekannte, verwünschte und doch wieder dankbar verwendete Winterausrüstung: Wadenbinde, Bauchbinde, Ohrenschoner und Holzerhandschuhe. Die Verpflegung soll unterwegs in Melchtal abgegeben werden.

300 Mann marschieren schweigend der Höhe zu. Der Regen trommelt auf den Helm, das Zelt, und wird dann von den Bein Kleidern, gerade unter den Knien, wie von einem Schwamm auf gesogen. Jeder scheint mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. Man konzentriert sich nur auf den Vordermann. Es ist nicht so angenehm, mit einer Skispitze in die Ferse getreten zu werden.

Mit der zunehmenden Höhe nehmen auch Kälte und Wind zu. Der Regen geht in Schnee über, in Melchsee haben wir schon einen richtigen Schneesturm. Mit kalten Händen nehmen wir den Tee und die heisse Wurst in Empfang. Wir würden lieber sofort weitermarschieren um in den nassen Kleidern nicht zum Frieren zu kommen. Der Detachmentchef erkundigt sich aber vorsichtshalber beim Kommando auf der Frutt, ob trotz der schlechten Witterung der Weitermarsch erfolgen soll. Fast froh über den Entscheid machen wir uns auf, der Dämmerung und dem zunehmenden Schneetreiben entgegen. Von der Stöckalp weg haben wir schon Mühe, den Kontakt mit dem Vordermann aufrechtzuerhalten. Rasch wird es dun-

kel, der Wind peitscht uns eiskalt die Flocken ins Gesicht. Die nassen Kleider werden hart, Schneeklumpen zwischen Ski und Fell erschweren das Gehen. Gleichgültig, gedankenlos setzen wir Fuss vor Fuss, nur immer darauf bedacht, den Anschluss nicht zu verlieren. Eine lange, grauweisse, schweigende Kolonne von 300 Mann im Kampf gegen Naturgewalt und aufkommende Müdigkeit. Keiner weiss mehr, wie lange wir schon marschieren, wo wir uns befinden und wie weit es noch bis zum Ziele ist. Um uns ist Nacht, Sturm, Kälte und – Ungewissheit. Plötzlich stockt die Kolonne. Von hinten kommen Rufe. Von vorne ist keine Meldung zu erhalten. Der heulende Wind lässt keine rechte Verständigung zu. Nur allmählich wird, von Mann zu Mann weitergegeben: «Die Spitze hat sich verlaufen!» Mein Kamerad von der gleichen Einheit und ich schauen uns an: «Was nun?» Ohne Worte legen wir den Tornister ab. Wir müssen uns bewegen, wenn wir nicht frieren wollen. Ich schaue auf die Uhr, es ist beinahe 22.00. Durch das Heulen des Sturmes ertönen Flüche und Verwünschungen. Alle haben nur den einen Wunsch: Weitermarschieren. Ein ganz Abgehärteter zieht den Waffenrock aus, öffnet den Tornister und wechselt die Wäsche. Die anwesenden Offiziere sind offenbar auch ratlos. Etwas Beklemmendes kommt auf uns zu: Angst und Panik. Wenn man nur weitergehen könnte, nicht hier rat- und tatenlos herumstehen. Der Kälte und dem Schneegestöber schutzlos preisgegeben.

Plötzlich, wie die Stockung erfolgte, erfolgt auch wieder der Weitermarsch. Ohne Befehl, lautlos. Der Vordermann verschwindet still und schemenhaft im Dunkel. Rasch nach, den Anschluss nicht verpassen. In den Händen, der Nase und den Ohren macht sich ein prickelndes Gefühl bemerkbar. Wie Nadelstiche, eher heiss als kalt. Am Wege liegen vereinzelt Tornister. Müde Körper haben sich der unbequemen Last entledigt. Ein Skistock markiert jeweils die Stelle. Weiter vorn hat einer die Nerven verloren. Er hat den Tornister weggeworfen, setzt sich in den Schnee und weint laut. Ein Offizier reisst ihn hoch, redet auf ihn ein, befiehlt und schüttelt ihn. Es nützt nichts. Da – trotz dem Ernst der Lage können wir uns das Lachen nicht verbeissen: Der Offizier schlägt zwei-, dreimal zu! Das Weinen verstummt und der Soldat marschiert weiter. Rasch ist die Episode vergessen. Nur weiter, nicht Stillestehen. Nicht nachgeben, nicht erfrieren.

Der Sturm lässt langsam nach, der Schneefall wird leichter. Bereits sind einzelne Sterne am Himmel sichtbar. Das gibt wieder Mut der stärkt. Das gibt aber auch den Instrukto-

auf der Frutt die Möglichkeit hinauszugehen und uns den Weg zu zeigen. Mit Taschenlampen und Fackeln werden Posten markiert. Aufmunternd geben sie uns die weitere Richtung und die noch vor uns liegende Marschzeit bekannt. Längst ist die Kolonne auseinandergefallen. Jeder sorgt für sich, läuft allein. Der Spur, den Lichtern nach.

Es ist Mitternacht als mein Kamerad und ich das schützende Hotel erreichen. Helfende Hände entledigen uns der Lasten und der Schuhe. Hände und Füße werden im kalten Wasser gebadet, warmer Tee mit Geist verabreicht. Dann aber schlafen, nichts als schlafen.

Am Morgen ist keine Tagwacht. Der müde Körper wäre noch zu keiner Arbeitsleistung fähig. Dazu machen sich an Händen, Ohren, Füßen und an der Nase Schmerzen bemerkbar. Sie werden sich nach einigen Tagen schälen, wie beim Sonnenbrand. Einzelne müssen in klinische Behandlung. Für sie ist der Skikurs, kaum begonnen, auch schon aus. Den anderen aber werden die Strapazen durch drei wunderschöne Wochen in Schnee und Sonne voll vergolten. Auch wenn es Militärdienst ist. Er hat ja auch sein Gutes: «Das Mühselige und Beschwerliche wird ja so bald vergessen sein, zurück bleibt als Erinnerung das Schöne und Frohe.»

Kpl. Bär, Geb. Füs. Kp. 1/48

Winterlicher
Gebirgsdienst

Noch vor Anbruch der Morgendämmerung erhielten wir Befehl, zur Verpflegung der obersten Posten auszurücken. Es regnete, und die übrige Mannschaft beneidete uns nicht, dass wir uns auf einen langen, vermutlich schwierigen Marsch begeben mussten. Wir waren drei Soldaten, ein Trainsoldat aus Schwyz und der Feldweibel. Schon wenige Minuten später begannen wir den Aufstieg. Auf meiner alten, schweren Silberuhr hüpfte der Zeiger auf die sechste Stunde. Wir hatten die praktische Zeltdecke über die Schultern geworfen und trabten schwatzend hinter dem Fourgon her.

Die Strasse war nass und glitschig; aber wir kamen rasch vorwärts. Ich kannte die beiden Gäule von früher her: den dunkeln Hengst, der den Kopf so stolz hochwarf, und die rehbraune Stute, an der ihr Geschirrpartner mit leidenschaftlicher Eifersucht zu hängen schien. Immer wollte er sie in seiner Nähe haben.

Schon nach einer halben Stunde entschwand das Dorf Überschau, in dem unser Kantonement lag, unseren Blicken. Wir fuhren jetzt durch den grossen, dämmrigen Wald, in dem unsere Truppe seit mehr als einem Monat an Befestigungen arbeitete. Bis weit hinauf kannten wir jede Wegbiegung, jede Hütte, ja, fast jeden Baum, und der Weg schien uns jetzt kürzer als damals, als wir an einem schwülen Herbsttag mit schwerem Gepäck das erste, romantische Biwak bezogen hatten. Gleich beim ersten Posten, den unsere Kompanie besetzt hielt, erwies es sich als unmöglich, mit der schweren Fuhr weiterzukommen. Wir gaben den kleinen Postsack ab und luden auf Befehl des Hauptmanns das Gepäck auf einen Schlitten und den Fourgon um. Sie waren mit Stricken aneinander befestigt, und so ging es eine Stunde weiter in die Höhe, etwas langsamer und mühevoller als zuvor, da die Strasse vorläufig mehr kotig als schneeig war. Bei der Fuchsbodenhütte konnten wir nahezu die Hälfte unsrer Last abgeben. Ich sah in das offene, männlich-ernste Gesicht des Bildhauers, der hier oben als Gefreiter gewissenhaft seine Pflicht erfüllte. Es tat gut, in diese klare menschliche Landschaft zu sehen, bevor der Marsch in die winterliche Einsamkeit begann.

Das Zweigespann hatte jetzt nur noch den Schlitten zu ziehen, der vollgepfropft war mit Proviant für drei Tage: mit Post, geflickten Schuhen, Brettern, ein paar Weinflaschen und einer Milchkanne, die manchmal einen silbrig-weihnachtlichen Klang von sich gab. Etwas angeekelt betrachtete ich das rohe, blutige Fleisch, das einen Weidenkorb füllte: wieviele sanft-äugige Kühe waren seit der Generalmobilmachung in unseren gefrässigen Soldatenmägen verschwunden! Der Wald wurde nun immer weisser und reiner, ein wahres Wunderwerk an erstarrtem Duft und zierlichen Nadeln. Hoch und rank, schweigende Aristokraten, ragten die schneebeladenen Tannen in den sandgrauen Himmel. Einmal hörte ich einen kleinen Jauchzer. Das war mein Kamerad zur linken Seite, der hier oben mit wenigen arbeitsgewohnten Soldaten einen neuen Weg baute. Ich hätte ihm gern das Paket Stumpen geschenkt, das ich im Kantonement vergessen hatte. Er war ein braver, treuherziger Mensch, etwas jähzornig und störrisch. Aber ich verstand mich gut mit ihm. Etwas unsoldatisch winkte ich ihm mit meiner derb behandschuhten Rechten zu.

Bald wurde es arktisch still um uns. Der Weg kletterte nun steil empor zur Passhöhe, zwischen drei Felstoren hindurch zum blassen Himmel. Aber wir erahnten ihn mehr, als dass wir ihn sahen. Der Schnee lag hier fast einen Meter tief, und

keine anderen Spuren modellierten ihn als die Tiere des Waldes. Die Pferde zogen kräftig an, und wir rannten keuchend hinter ihnen her, bis zu den Knien einsinkend in die weiche Wolle des Winters. Manchmal hielten auch die Gäule von selber ermüdet an; Dampf stieg aus ihren rundlichen Leibern, und schnuppernd atmete ich ihre Stallwärme ein. Sobald unser Schwyzer Fuhrmann schnalzte: «Hüh, Buebe!», legten sie sich tapfer wieder in die knirschenden Stränge und rissen den Schlitten mit sich, dass wir fast nicht mitkamen. Wie schon oft, so konnte ich auch jetzt beobachten, welch schönes, ja, inniges Verhältnis viele unserer Trainsoldaten zu ihren Pferden unterhalten. Sie unterhalten sich mit ihnen wie mit Kindern. Sie erscheinen mir auch menschlicher und innerlich ausbalancierter als die Chauffeure, die sich durch den dauernden Umgang mit Motoren der Natur und den Tieren entfremdet haben.

Wir hatten nun quälende Mühe, hinter dem vorwärtsstrebenden Gefährt mitzukommen. Mein Herz schlug rasend, und die Knie begannen zu zittern. Wieviele Stunden waren wir schon unterwegs? Ich wollte es nicht wissen. Ich wollte nur meine Pflicht tun: durchhalten, mitrennen. Im Vorwärtstraben dachte ich an den in der Eiswüste gestorbenen Südpolfahrer Scott, der mir schon in meiner Jugend als menschlicher Held erschienen war. Wie gern wäre ich wie er für eine grosse, würdige Sache gestorben! Waren auch wir nicht eine Art Polarfahrer, hziehend durch die Einsamkeit des Gebirges? Kaum, dass die pfeifende Bise irgendwo ein paar gelbe, abgestorbene Halme freigab. Aus dem Nebel, der vom Tal mit grauen Zungen heraufleckte, stiegen zuweilen gespensterhaft ein paar wilde, drohende Bergzacken empor. Vor vielen Jahren war mein Vater zwischen solchen Zacken zutode gestürzt. Ich war auf mich selber wütend, dass mein Herz fast nicht mehr mitwollte. Zum Teufel, musste ich schlapp machen? Ich riss den Helm vom Kopf und liess den herabtanzen den Schnee auf mein Gesicht fallen. Zwischen Ermattung und toller Lebenslust schwankte ich wie betrunken hin und her. Ich rannte den stämmigen Beinen meines Vordermannes nach, der – ein berggewohnter Vorturner in Zivil – den Weg schon einmal zurückgelegt hatte. Seine Wadenbinden stiegen wie maigrüne Baumstämmchen aus dem bleichen Leintuch des Schnees.

Wie ein Schlafwandler langte ich dicht hinter dem Schlitten auf der Passhöhe an. Keuchend hielten wir still. Ein eisiger Sturmwind pffte uns um die Ohren. Als ich über meine Haare strich, waren sie eine einzige Eisfläche. Fast konnte ich den

Mund nicht mehr auf- und zuklappen. Jetzt aber weiter zur Hütte, die ungefähr hundert Meter entfernt in Sehnähe lag, eingeduckt in eine Mulde. Der Schnee war hier zu eineinhalb Meter hohen Hügeln angeweht. Schon mehrere Male war der Schlitten umgedreht und schief geworfen worden. Jetzt brach auch noch das Holz durch. Wir schirrten die Pferde los und stampften auf den höchstgelegenen Posten unseres Bataillons zu.

Die Feldwache hatte uns schon bemerkt und die Kameraden in der Hütte alarmiert. Durch das Schneegestöber eilten sie uns mit erstickten Rufen entgegen. Wir schüttelten einander kräftig die Hände und zerrten die Gäule in den dunkeln Stall, während ein anderer Trupp den Proviant und die Post in Sicherheit brachte. Dann krochen wir in die dämmerige Mannschaftsstube, an deren Wänden Befehle und Wachlisten genagelt waren. Langsam tauten wir aus unsrer Vereisung auf und zündeten eine Zigarette an. Der Küchenchef setzte die auf gewärmte Tomatensuppe auf den Tisch und brachte jedem eine Schale schwarzen Kaffee, dessen Dampf wir wie Parfum einsogen. Die vielen Pakete, die wir aus dem Tal mitgebracht hatten, schufen eine merkwürdige Feststimmung. Ein schwarzbärtiger Tessiner Kamerad kramte zärtlich Marroni aus einer Kartonschachtel; ein anderer probierte die neuen Socken an. Viele lasen in einer Ecke schweigend Briefe oder Karten.

Der Heimweg wurde noch besonders dramatisch. Kurz bevor wir am späten Nachmittag wieder die Passhöhe erreichten, rissen am Schlitten die Stricke. Dann sank der Hengst in tiefe Schneegruben,



aus denen er sich verzweifelt herauszuarbeiten versuchte. Schliesslich blieb er wie in Agonie liegen. Ich sah, wie sich über seinen flussdunkeln, runden Augen erschöpft die Lider schlossen. Kein Peitschenknall und keine Zurufe trieben ihn auf die Beine. Sein edler Kopf lag wie hingemäht auf der Seite. Väterlich schützend bettete ihn der Trainsoldat in seinen Mantel. «Chumm, Bueb, Chumm!» Der Feldweibel, der hier aus der Gegend stammte und mit dem Stallgewerbe vertraut war, streichelte dem zitternden Tier langsam den Rücken, der schweissnass aus dem Schnee ragte, während ich den Bauch und die zottigen Beine vorsichtig von der schweren Himmelslast befreite. Endlich brachten wir den geängstigten Hengst wieder hoch. Er lief nun an der Spitze des schweigsamen Zuges und liess sich von mir willig am Zügel führen; nur manchmal drehte er zärtlich und traurig den Kopf um, bis die Stute mit dem Schlitten in Sicht kam.

Einmal liefen uns zwei Rehe über den Weg. Sonst war es ruhig wie im Himalaja-Gebirge. Mein Kamerad rechts putzte sich die Brille und betrachtete entzückt die eindämmernde Landschaft. Schubert-Lieder kamen mir in den Sinn, eines nach dem andern, «Süsse, heilige Natur...», «Ich komme vom Gebirge her» und «O wie schön ist deine Welt!» Es war schon russschwarze Nacht, als wir, hungrig wie ein Rudel magere Wölfe, wieder in Oberschan ankamen.

Gfr. Seelig, Ter. Bat. III/159

Dr Wildhoren-
tirgg

1940. An-em scheennen, chalten Sunntagnamittag ischt iisers Wildhoren-Detaschemänt gägen d'Iffigenalp uüfbrochen. Äs ischt en-dn Manevren von iisem z'End loifenden Wintergebirgsuüsbildigskurs gsyn. Mu hed sich fyn-e-chlyn gmeind, als güed uüsbildeta Schiisoldat z'Endgfächt gan mitz'machen und dn Bewys z'erbringen, das-mer in dänen säx Wuchen eppis glehrd heigen.

So heimmer den z'Lenkerderfli mid-en-em tolln Bitz güiten Humor im schwärren Puggelsack verlahn. D'Lyt uf dr Schtrass und i Pfeischtren hein-is gwunken und nabrieled: «Heit den emel dr tuüsig-Gottswillen sorg, nid dass den aber eso uüsa chund wie z'lescht Jahr!» –

Das hei-mier-nen ja wohl chennen verschprächen, aber-ses-z'halten ischt von-em Andren abghanged. Äs ischt gwiss kein

einzig unter iis gsyn, wo nid hätti an die vier Kameraden deicht, wo fären dr wyss Bärgetod nen hed z'Grab gschuüfled, dert bim grossen Schein, under-dr-Wildhorenhitten. En jeda hed-sich im schtillen gfrägt: «Wie chunds ächt dasmal uüsa; chumeni ächt no läbig umhi zrugge?»

Bim erschien Schtundenhalt hed iisa Offizier gmeind, z'Wätter gfall im niid, är gloibi, äs ehern den chon ändren bevor-mer uf dr Alp sygen. Z'Sunna syg eso triebi u-das Gwelch well-im niewa nid yliechten. Mier hein niid gseid, aber iiser Asicht nah hed-er nid urächt ghäben.

«Jetz wollti gwiss afen dr dritt Schpänz abziehn, suscht bin-i dirnassa bevor-mer numen z'Iffigen syn», hed myn Näben-man bim zweiten Schtundenhalt gmeind.

I han miessen lachen und han zue-nim gseid: «Wohl, du magsch-es emel-den bim Tonder no verlyden; du wolltisch den afen nid erfrieren, ufern «Horen» uehi.»

Das ischt nid eppa gfuxt gsyn. Äs hed gwiss e-jeda fir sys liiblich Wohl gsorted ghäben; sygs i Sachen «z'Frassen» oder Chleider gsyn. Mu hed ja nid chennen wissen wie alls no uüsa chund.

Iffigen ischt hinder-is glägen, äs ischt d'Chera z'diruüf gägen d'Alp zue-gangen. Iser Transportschlitten, wo voll-gladen syn gsyn mit Läbesmittel und Munizion fir d'MG u d'Minewärfer, hein es Vorgschpann uberchon. Schtatt vier old fiif Man, hein siben bis acht an dänen «Fuëhrwärc» gschrissen old gschtossen. Aber nid numen d'Soldaten hein ghulfen, dass die Schlittlern syn im Gang bliben, biwahren; d'Under- und d'Oberoffiziera hein iri Chreft o zur Verfiebig gschtelld. – «Gschowid eis, wie iisa Hoiptmen am Seilli schriisst!»

Äs hed-dn Fiifen grickt, wo-mer due afen syn uf d'Hechi chon, von dert es fascht äbeswägs z'diryn geid, dem «Hotäll Iffigenalp», dr «Alpenrosen» ud-dn virschidenen Ghältlenen zuüe. Dr Himmel ischt bleicha gsyn und hie-u-da hets eim es paar Schneefleigi i-ds Gsicht triben. En ruücha Luft ischt gangen, mu hed gwisst – äs cherd um.

«Sofort gan Kantonemänt beziehn u-parad machen zum Verpflegen!» heds gheissen, wom-mer syn bim Hotäll achon.

E-chlyndri Abteilig ischt na-nem Raschtli umhi zwäg brochen, dr Wildhorenhitten zuüe, jeda e-tolli Fert Läbesmittel und Holz am Puggel. Das hed-is e-chlyn nachdenklich gschimmd. Äs hed vil Niwschnee ghäben ud-dass no meh dr-zuüe-gid, heimmer o gly gmerkt; den-äs hed afan toossen u pfyffen um d'Hitta um ud-dir z'Dach dir, das-iis die lescht Hoffnig an-nen schenna Morgen ischt zämenschmulzen wie dr Schnee i-den

Chochchischten obem Fir, in dänen iis dr Chuchischeff en guüeti, chref-tigi Matschisuppa plodred hed.

Es-paar von denen, wo schon fären syn drbie gsyn, hein gmeind: «Äs geid-is mytiiri umhi eso wie vor-nem Jahr; z'Wätter ud-d'Schneeverhältnis syn denn exakt glych gsyn.» «Mi nimmts numen Wunder, wieso iisa Oberschtlitnant geng mid-is in dän Chrachen hinderhi müess? – Äs ischt grad, es wenn-en eppis täht aziehn», seid eina.

Är hed eifach dn' Narren gfrässen an däm Wildhoren, ud-da ischt halt niid dr'gägen z'machen», seid en andra.

«Ja, aber wes dasmal umhi lätz uüsa-chund, su chennts-im den eppa syner gälben Bendla choschten», meind en dritta.

So ischt dischputierd worden und menga hed es rässes Word ubren Oberschtlitnant la-fahren. Aber all sy-sich dert dirrhi einig gsyn: «Är ischt dm'Soldat, was dienschtlichi Leischtigi anbetrifft, es guüets Vorbild. Är ischt en Druüfgenger, aber är geid o voruüs, sygs wos-well.» Das-er o jetz umhi dr gfährlichscht Wäg – dr Uüfschtig zur Hitten – voruüs-gangen ischt, hed die Asicht beschätiged.

Äs ischt no kei Schtund vergangen gsyn, chund Tregerkolonna, wo gägen d'Wildhorenhitta uüfbrochen ischt, umhi zrugg. «Äs ischt nid gsyn z'machen», hein die Manna gseid, «en grossi Schtoblouwina hed is z'Wytergahn abblasen. Dr ganz Bärg ischt ein grossi Louwina; das wähn ja Gott versuecht, wem-mu da en Uüfschtig wellt erzwingen.»

Mier hein-nes gären gloibt und hein iisi Sach gsinned dr-bie.

«Sofort gan ligen!» heds gheissen, wam-mer hein verpfleghts ghäben.

Mier hein d'Schtallstir brav verrigled, das-is dr Luft nid eppa z'mitts in dr Nacht ehern chon es Bsiechli machen. Das hät den suscht die «siessen Treim» useed zr'schteerd. – Zwo Fäldlatärni syn uüfgeichd worden, mu hed grad gnueg gsehn fir in Schlafsack z'schliifen ud-dem einten old andren uf d'Scheichi z'schtahn, das er gmueled hed: «Oiih! – Wolltischd ächt uüfpassen, du tonders Tscheer du!»

Langsam heds afan schtillen. Z'Juzen ud-ds'Briel hed nahglahn, numen no eina – äs ischt en Basler gsyn – hed sich vo sym Refrän: «Ja, da muss wohl, an der Leitung, etwas nicht in Ordnung sein!» schier nid chennen trennen. ,Wie wirts ächt moren no uüsa chon?' ischt sicher bi villnen dr lescht Gedanken gsyn.

«Ud-den z'Nussi?»

Um halbi Säxi heds Tagwacht gäh. Alls ischt usem warmen 96 Huli uüsa geschliffen ud-die einten hein klagt, si heigen chald





ghäben, die andren, si heigen nyd chennen schlafen, dr Rigg tie-
nen weh; aber nid lang isch gangen, heimmer umhi hibschli afan
pfyffen u-syn zwäg gsyn, das-mer nid vorüsi hein miessen ga-
Tischiniernen; den das hed gmacht u-kuütet um d'Hitta um, das-
mu-dn Gaggio gwiss niime häti bruchen z'chiellen. Aber dr grescht
Schturm, die grescht Chelti und die ergschten Schtrapazen hein
iisa Humor nid megen z'Boden tricken – im Gägeteil, äs hed-is
fyn-e-chlyn uüfgschtachlet, dämm Wätter gahn-gan z'trotzen u-
grad äxpräss es Jedelli z'nähn.

Wom-mer syn vor d'Hitta chon, hed is es ungäbiges Liftli empfan-
gen. Z'Hampfellenwys hets-is dr Schnee in ds'Gsicht triben und
gloibt, äs bringi die gringen Mandleni no grad eis im zuüehi. –
Aber das mangled suscht grad niid. Da miessten den nid Oberwal-
liser und Bärner Oberlender verussen schtahn, wes wellt gan ab-
ruümen ...

En jeda hed sys Peschtelli uberchon. Die einten hein gwäged um
d'Hitta um, ander hein Holz gschpalten und i-d-'Chuchi treid und
i-bin min-em Zug dis-ahi gan treiben. Das ischt es rächts gsehn
gsyn, mier in iisen wyssen Übergwendlinien (Windschutz), es
wemmer die heldenhaften Finnlender sälber wären. Vo wytem hed
mu guüed miessen luüegen, ob eigentlich eppis im Schnee syg old
nyd. Dir d'Chera ab ischt brav gschemmbegegelled worden. Das
hed-en tolli, breiti Schpuür gähn. Dr Schnee ischt sammetweicha
gsyn, eppa en-halba Meter teif. U-geng hets no gschnyd. Dir
d'Äbni uüsi isch-es gangen wie bin-em Reigen; all syn geng mit-
dem glychen Schii firhi, linggs rächts, linggs rächts – mu ischt in-
en Riitmus chon, das numen-no Tanzmuüsig hed gfäld drzuüe.

Schon syt zwen Tagen ischt d'Schpitzen-Patrullien mit iisem
Oberschtlitnant in dr Wildhorenhitten ygschnyd gsyn. Das hed-is
z'teichen gähn.

«Z'Lenk nidna prichten d'Liit schon von Totnen und machen wie-
nid-gsychd», hein die von dr Tregerkolonnen gseid, wonis ufern
halben Wäg begägned ischt.

Das-die z'Lenk nidna eso Angscht hein u-settiger Gricht verbrei-
ten, hed is hingägen nyd gfallen. «Hein den die nid meh Vertrouen
zun-iis Schii-Soldaten, dass-is grad z'Ergschta zuüetruwen?»
heimmer is gfrägt.

Äs hed geng no gschnyd und von iisem Treiben hed-mu nimme vil
gsehn, wom-mer syn zur Hitten zrug chon. Dert hets gheissen,
Telefonverbindig mit dr Wildhorenhitten syg underbrochen; äs
wärd wahrschyndlich en Louwina d'Leitig virschitted ud-zer-
schrisen han. Das hed-is doch due afen niimme gfallen. Also hed

dr Basler nächti doch no eppis rächt ghäben, wen-er geng gsungen hed: «Ja, da muss wohl, an der Leitung, etwas nicht in Ordnung sein.»

Dr Humor nid virlieren, ischt jetz erschti Bedingig gsyn. Wen d'Verbindig schon ischt abgschnitten gsyn, hed das no nid wellen sägen, das iiser Manna in dr Hitten uüehi nimme am Läben sygen. Z'Ässen heis emel no fir-nes paar Täg droben und bis deen Iaht den iisa Herrgott wohl eis nah mit schniien. Das ischt zwar en schwacha Troscht gsyn, aber was hed-mu anders wellen? – «Abwarten ud-Tee triichen.» Das heimmer aber-o gmacht.

Im Namitag ischt en wyteri Erkundigungs-Patrullien abgschickt worden, fir gan z'luüegen wo Telefonleitig chennti underbrochen syn. Mier andren hein umhi iisi Arbeit ghäben. I-bin mid-es paar ufern Hittendach gsyn, fir dn'Schnee gan abzschoren. D'Wermi von dr Hitten häti vilicht z'Ysch uf-em Dach megen gschmelzen ud-där alt, hert Schnee hät bim ahirutschen eina chennen träffen und erschlahn. Wammer bald fertig gsyn, gsehn-i, das-en Schiistäcken, wo an dr Wand ischt uüfgschtellta gsyn, am Boden 1yd und von ysem Dachschnee schon fascht verlocheta ischt gsyn. Das wähn ja wyters nyd Appartigs gsyn, wen-nid där, wo due grad under-z'Dach loift, en-andra wähn gsn als das-i gmeind han.

«Heei – bis so guüed und lis dän Schtäcken uüf u-schtell-nen umhi a-d'Wand!» riefen-i däm Soldat ahi. Aber där tuüed niid dr'glychen u-wollt umhi umcheren.

«Heei! Heei, gherschd den nyd? SeHischd dän Schtäcken uüfläsen, wo dert im Schnee 1yd!» brielen-i ahi wien-nen Schtier. Aber mys Mandi schynd vergässen z'han, das mu dn'Mensch nid seil äxschpräss toiba machen. Seelenrüehig loift är von dr Hitten furt.

Das hed-mi duüe hing-gägen megen. Miessen gheren hed-ers emel, ud-das-er ohni numen eppis Bscheid z'gähñ eso dr'von-loift, das ischt über z'Bohnenlied gsyn.

«Heei, heei, gherschd eigitlich nyd am Grind, tonders Tubei du? Los doch eis was mu-dr wollt sägen!»

Aber nyd ischt – är loift zue. Jetz schtipft mi hing-gägen dr Tiifel. I nimen en tolla Bitz herta Schnee ud-triben-nen däm «Hertghe-rigen» nah u-preichen-nen grad uf d'Axla. Aber wohl, das hed duüe bschossen.

«Was meinet dir eigetlech, was fallt euch o y!» riefft myn Soldat zumer ueha, u-gschouwed mi bes an.

«Gäll, di han-i preicht, hä hä hä; tuüets-dr eppa weh? – Wohl nid. Aber jetz gang u-lis mer dän Schtäcken uüf...»

«Weit dier ächt sofort abecho und nech amälde!» rief uf z'Mal das Mandi i-voller Teibi zumer ueha. «Wüset-dr nit wär-i-bi, he?»

I gloiben, i-wän weniger erchlipft, wen-i mid samter Leitren ahgschützt wän, als duüe, won-i dän Mändel entligen behend han. As ischt en Offizier – iisa Batallions-Adjutant gsyn. «O, exgüsee, das ischt ja dr Herr Oberliitnant Sch...» han-i zuen-im gseid. Äs tuüed-mer leid, aber i han-ach – sells dr Tiifel näh – zerscht nid behend u-han gmeind, dier sygid en gwehnliche Tätel.»

«Also doch», meint dr Oberliitnant und erchueled es bitzi; «es angersch Mau lueget de zerscht, bevor-dr eso dry fahret. – Dr Schtücke wiuw-i jetz o-no ga ufsteuwe, süsch heit-dr ja kei Rueh.»

«Danken, Herr Oberliitnant! – Herr Oberliitnant, i mäldenmi ab!»

Die andren, won-no uf-em Dach syn gsyn, hein dr Puggel voll glached und ein griiseligi Freid ghäben, das-i das Mändi eso gschnewed und abrieled han. «Das hescht guüed gmacht, Rebel, du chaischt no vierzächen Tag bliben.»

Äs hed dn-Driien grickt, wammer mit iiser Arbeit uf-em Dach syn fertig gsyn und hein grad wellen gan-en Gamällentechel voila Tee budlen i-d'Chuchi, wom-mer eppis gheren von: «... d'Frou ...» und «... blibt-si ächt hie?» Mier hein zerscht nid gwisst was dr-mid gmeind ischt, aber lang heim-mer nid bruüchen z'schtudieren, den dert ahi, wos bin däm Schopf hinderhi geid, syn zwei Liitelleni chon. Eis ischt en Offizier ud-z'andra en Frouw gsyn.

«Was ischt das fir eini und was wollt die ächt hie ueha bi-däm Wätter?? heim-mer-is gfrägt.

Äs ischt-dm Oberschliitnant syn Frouw gsyn. Äs heig-sa nimme lenger bhäben, z'Lenk nidna; si heig miessen chon u-gan gschouwen, wie sich z'Sach virhalti, hed mu-sa gherd sägen.

«Wohl, wohl, jetz chunnds den bim Tonderwätter guüed uüsa, wen afen d'Wyber hie ueha ehernen», meind-en eltra Landwehrler; «i gloiben, i well myneren o Bscheid machen; sie chennt-mr den grad en Wentella Härdepfler bringen.»

Das hed Läben gäh. Das toll Frouweli, uberhoipts d'Frouwelleni ud-d'Mädeni, syn uf z'Mal dr Mittelpunkt von iisem Glafer gsyn. Mu hed drob z'andra – z'Ärnschta – fascht virgässen, hed geng umhi miessen lachen, wen-die alten Hächla da hein verzeld, urch und schruüb, wie's eppa bin Soldaten dr Bruüch ischt.

In dr Chuchi heis iisa «Bsuech» o erertred u-nadinah hed-sich en grossa Kreis um d'Fiirgrüeba bildet, u-jeda hed glost, wela dass dr Brefscht bringi.

«Si ehernen, si ehernen; machid Platz, dass-si chennen Tee nähn und eppis ässen!» rief uf z'Mal eina zur Tir inha.

Das ischt due «dr Brefscht» gsyn ud-dän heim-mer all am liebschten gherd, ud-där ischt o wahr gsyn. D'Erkundungspatrullien hed dämna ira Zwäck erfüllt. Si hed die schon halbers «verlorenen Geloibten» gsichtet und-sa chennen überwachen, wa-si die gefährlicht Schtell passierd hein. Gwiss allnen ischt-en Schein abem Härzen troled und sogar z'Sunna hed hie und da dir die fahrigen Wolken gliisselled, grad wiesi hätt wellen sägen: «Dier heid aber no eis Gfehl ghäben; äs hätti den liecht anders chennen uüsa-chon.»

Jetz heim-mer mit Freiden derffen an z'Heingahn teichen. Mier hein afan singen-u-pfyffen, es wes dr scheenscht Meientag wän gsyn. Nid lang isch-es gangen, syn iiser Wildhorenliit chon; nid eppa toib old ulliidig, im Gägenteil. – Keina hed gfähld – Gottlobunddank – wie häts o anders chennen syn!

Äs ischt langsam Aben worden. Mier syn zugswys parad gschtanden fir abzfahren. D'Oigen hein-is gliiehted, d'moralisch Verfassig ischt uüsgezeichnet gsyn. Jetz geits heizue', heim-mer teicht, jetz weim-mer no grad eis eina nähn: «Äs gid keis scheenders Land, wan iisers Schwyzerland.»

«In Einkerolonie mir nach, marsch!» hets uf z'Mal gheissen, und langsam ischt eis wysses Glid um z'andra d'Chera z'dirab, bis-mu z'lescht numen-no el-lengi Schlanga diren Alpboden z'diruüs hed gsehn.

Z'Lenk nidna heis-is gherig epfangen. Grad eso d'Schtrass ischt nid beflaggti gsyn, suscht hät mu chennen meinen, «d'Suomis» sygen von-em Sieg uber d'Russen heichon. «Chemid-dr-all? – Syd-er zwäg?» heds von allen Syten teend.

Zwei Tag schpäter heim-mer vom heimeligen Lenkerderfli Abschied gnunh. Dr Gedanken an z'Heimgahn hed d'Schwäri vom Härz uüsglichen. Mier hein afan singen ud-z'Sunnella hed hindrem Wildhoren firha giggelled und-is es «Bhiet-ech-Gott!» zuüegwunken. Zum Wagenpfeischer uüs hets teend:

«Wätterbruün wie Gaffisatz, es Dryegg uf dr Patten Haggennägel i-dn Schueh, poltzgrad wien-nen Latten.

Ach Muetter lueg, äs ischt eso, är ischt...»



Oktober 1944. Fliegermarsch ohne Licht in dunkler Nacht über ein Jurapässchen. Ich kontrollierte an einer gefährlichen Stelle das Durchkommen der Karrenkolonne und versuchte nachher wieder zur Spitze aufzuholen. Da stolperte ich plötzlich über Lederzeug und sah tief unter mir am Hang ein paar schwache Taschenlampen und ab und zu ein Streichholz aufleuchten. Gedämpft tönte es herauf: «Hast Du ihn gefunden?», «Da musste er durch, sucht mehr in der Fallinie!», «Der hat sich alle Knochen gebrochen und ist ‚mause‘!» Ich erkundigte mich nach dem Grund dieses gespenstischen Treibens und bekam zur Antwort, dass ein Pferd abgestürzt sei.

«Ist dem Führer etwas zugestossen?» fragte ich in den Hang hinunter. «Herr Hauptmann, Führer Meier, nein, aber ich bin nicht schuld, der Gaul rutschte aus und zerriss das Geschirr, ich konnte ihn nicht halten und da war er schon weg.»

Ich knipste die Taschenlampe an und stieg in den Hang, über eine zerbrochene Deichsel stolpernd. Ein in der Tiefe verklingendes Rollen und Gepolter liess mich einen gefährlichen Geröllhang erkennen. Alles war im Rutschen. Ich befahl den suchenden Leuten, sich hinter Baumstämmen zu decken. Ich stieg ungefähr 100 Meter in der vermutlichen Fallinie des Pferdes hinunter. Aber auch mit der frischleuchtenden Taschenlampe fand ich keine Spur des Pferdes. In aufgelöster Kette, auf gleicher Höhe bleibend, suchten wir den Hang noch einmal gemeinsam ab. Der Gaul war nirgends. Wahrscheinlich hat der Sturz oder sicher der vielfältige Steinerschlag ihn getötet. Meine Führer meinten, dass er bestimmt schon

Das zutode
gestürzte
Pferd

im Pferdehimmel sei. Ein anderer aber meinte skeptisch: «Wenn du übermorgen beim Spatz-Essen ‚Hü!‘ rufst, und er macht einen Satz aus der Suppe, dann bist du sicher, dass es der abgestürzte Gaul ist.»

Da unsere Lampen ausgebrannt waren, gab ich den Führern den Befehl, hier den Morgen abzuwarten und dann die Suche nach dem Pferd wieder aufzunehmen.

Um wieder auf das Strässchen zu gelangen, stieg ich mühsam quer durch den Hang hinauf. Plötzlich stiess ich mit dem Kopf gegen etwas Weiches. Im Moment konnte ich mir nicht vorstellen, was mir da so eigentümlich sammetartig ins Gesicht stiess. Ich griff mit den Händen nach vorn und fühlte ein weiches Fell. Mein Herz stand fast still, ich fasste das tote Pferd und war ihm mit dem Gesicht in die Gegend der Nüstern gestossen! Aufgeregt suchte ich meine Taschenlampe und zündete. Da sah ich im schwachen Licht zwei grosse Augen mich anlotzen. Plötzlich begann es leise zu wiehern. Für mich tönte es wie das Röcheln des sterbenden Pferdes.

Ich rief die Führer zu mir, und wir begannen mit den nur noch schwach-leuchtenden Taschenlampen und Streichhölzern den Gaul nach Verwundungen abzutasten. Nicht zum glauben, wir fanden absolut kein Blut und keine Schramme. Das Pferd stand verstimmt gegen einen Baum angelehnt im steilen Hang und bewegte sich keinen Millimeter. Mit vereinten Kräften brachten, ja trugen wir den Gaul fast hinauf aufs Strässchen. Die Gehversuche zeigten, dass alles in Ordnung war.

Ohne irgendwelche Nachwirkungen machte der von der Kompanie freudig begrüsst Gaul seinen Dienst weiterhin mit. Als Auszeichnung heftete ihm aber sein Führer das Hochgebirgsabzeichen ans Geschirr.

Hptm. Tanner, Mitr. Kp. IV/68

11.00 Impfen des 1. und 2. Zuges. Ich bin im 2. Zug, ergo werde ich um 11.00 geimpft. Es ist für uns neu, vor etwas Neuem steht man skeptisch, speziell dann, wenn es unangenehm ist und ausserdem noch Befehl. Dass man der Sache aber noch etwas mehr Misstrauen entgegenbrachte als notwendig, war Ursache des Gerüchts. *Ein* Gerücht? Nein, tausend! Jeder hat gehört, man kennt ganz genau die Nummer der Kompanie, wo eben angeblich etwas passiert sein soll. Das nimmt den Mumm. So steht und sitzt man auf der Treppe des Schulhauses und wartet auf die ersten, die aus dem Zimmer kommen. Und als sie endlich erscheinen, werden sie von Fragen überstürmt, soviel Fragen muss nicht einmal die Garbo über sich ergehen lassen. Dann kommen wir an die Reihe, und als wir auch wieder auf der Treppe sind, ist leider niemand mehr da, der uns auch so ausfragen könnte, schade.

Wir gehen ins Kantonement, legen uns ins Stroh, so will es die Vorschrift. Nach drei Stunden sollen die Fieber kommen, wenn sie überhaupt kommen. Man hört leise tuscheln. Der Geimpfte zu seinem Leidensgenossen nebenan, denn als Leidensgenossen kommen wir uns alle vor. Wir warten auf Fieber. Der kleine Huser ist nicht geimpft worden, zu viel Temperatur hat er gehabt, nun soll er uns pflegen. Weder er noch wir haben eine Ahnung, was er beim «Pflegen» machen soll. So erzählt er uns Witze. Gute Witze, starker Tubak, so richtig Krieger. Und als er keine mehr weiss, geht er in die «Sonne». Aber ehe er geht, sagt er: «Dass mir keiner durch den Wald geht!» Dann ist er weg.

Dass mir keiner durch den Wald geht! Wir sind ruhig, nicht wegen des Fiebers, sondern wegen des «Waldes». Jetzt hat man ja eigentlich Zeit zum Studieren. Das hat er schön gesagt, das hab' ich noch gar nie gehört «durch den Wald gehen».

Aus dem
Nichts

Es gibt so viele Ausdrücke für das eine, das jeder einmal auskosten muss. Und dann stellt man sich das vor:

Auf einem leichten Bergrücken steht ein grosser Wald, Tannen müssen das sein, viele, grosse und dunkle. Und irgendwo muss man da hinein und man geht, geht andauernd in dieser grossen, stillen Dunkelheit, ganz leise, die Marschschuhe haben sie ja abgenommen, und die vielen Nadeln am Boden schmerzen gar nicht. Lange wandert man, aber ich stell mir einen ganz direkten Weg vor, nicht eine Strasse oder so etwas, sondern einen Weg, den man gefühlsmässig beschreitet, und dann nach langem Wandern kommt Licht zwischen die Stämme. Ein Licht, das anders sein muss als dasjenige, das wir verlassen haben, ich weiss nicht wie, aber schön. Und schön muss es sein, wenn man vollends in dieses Licht treten kann, schöner als Urlaub, sicher noch schöner als Entlassung. Es muss eine Schönheit sein, die mit dem, was wir uns so täglich wünschen, nicht zu vergleichen ist. Und alle müssen einmal durch diesen Wald, der Hauptmann und wir, alle. Aber keiner sieht den andern, jeder geht für sich.

Das hat der Ferdi Huser schön gesagt, durch den Wald gehen. Und aus dem Nichts ist es gekommen, keine Erklärung dazu, und jeder hat es verstanden. «Durch den Wald gehen», das müssen wir in unseren Sprachschatz auf nehmen. Wenn es aber einmal so weit ist, ob wir im Dreck eines Grabens liegen oder in einem Drahtverhau aushauchen, der Gedanke, jetzt geht's durch den Wald, diesen dunkeln, unendlich ruhigen Wald, zum Licht, das wir nicht kennen, das wir aber fühlen, es muss sicher erleichtern. Sicher! Füs. Gollmer, Füs. Kp. 1/105

Als HD-Arzt
in der MSA

Uns HD-Ärzten, alias «Hadazen», ist manch ein Stücklein passiert, das gar nicht ordonnanzmässig verlief. Wir hatten ja keinerlei militärische Vorbildung und mussten von einem Tag auf den anderen zu unseren Truppenteilen einrücken.

Da es hiess, man solle warmes und wetterfestes Zeug mitnehmen, kaufte ich noch schnell im Warenhaus ein Lodenkleid und dicke wollene Socken. Es war aber nur ein richtiges Jägerkleid mit lederüberzogenen Knöpfen und entsprechenden Verzierungen zu haben. Mit diesem also, den wollenen Socken und einem Regenschirm rückte ich ein. Man kann sich vorstellen, mit welchem Hallo ich bei der Truppe empfangen

wurde. Zivilisten vermuteten in mir einen Vertreter der Fünften Kolonne, bei den Soldaten war es bald ausgemacht, dass die Hadazen wie alle HD eben doch Halbdubel seien.

Ich wurde nach einem kurzen Abstecher in einer Sanitätsabteilung, offenbar weil man mich dort nicht brauchen konnte, einer MSA zugeweiht. Mein «Järgergwandel», das eher nach nördlichem oder östlichem Schnitt war und dessentwegen ich in der ganzen MSA zur Witzfigur geworden bin, konnte ich bald mit einer Uniform vertauschen. Wir mussten diese ersten Uniformen beim Schneider auf eigene Rechnung anfertigen lassen. Es waren schneidige Offiziersuniformen mit Breeches, Wadenbinden oder Gamaschen. Aber HD bleibt eben HD, auch wenn er in der schönsten Uniform steckt.

Beim Antreten zum Appell hatte sich mein Kamerad, ein Kinderarzt, verspätet und kam im Eilschritt dahergerannt. Hinter unserer Linie hatten die FHD Aufstellung genommen, und noch weiter hinten lagen ihre Säcke, schön mit den Stahlhelmen bedeckt, wie es sich gehört. Unser HD-Arzt hatte offenbar deren Höhe nicht richtig geschätzt, als er den Sprung über sie tat. Er landete kniefällig vor den verdutzten Frauen in Uniform. Schallendes Gelächter hüben und drüben. Er galt fürderhin als der galanteste HD-Arzt der ganzen Armee.

Das Unglück wollte es, dass die Uniform am Knie einen Riss bekam. Irgendein anderer Soldat wäre ins Kleidermagazin gegangen und hätte die Hose gegen eine andere austauschen können. Nicht so wir HD-Ärzte. Und da unser Unglücksrabe nur ein einziges Paar Hosen hatte, machte er das, was alle Ärzte tun, wenn etwas kaputt geht, er flickte sie mit einem Heftpflaster. Von innen her natürlich!

HD Az. Koch, MSA 4

Im grosse Saal vom Sporthotel in Saanemöser si e längi Reihe
Bluetprob ... Tische ufgstellt gsy, und en Arzt mit zwone Chranke-
schwöschtere hei dort vo jedem Mah e Bluetprob gnoh. Mi Kom-
panie isch am zwöi dra cho, und ig ha eifach nid möge bcho und ha

gseit, ig chöm de e chli spöter noche. Öppe nach ere Halbstund bin ig du gange, und bim Vestibül hei üsi Lüt, wo dra gsi sy, scho gwartet für abzmarschiere. Do seit mer eine, ig soll mi nume schnäll do abzieh, ig chömm de grad drah. I ha gfrogt, was me de do alls müess abzieh! He numme z'Hemli, het's gheisse. Ig ha das gmacht und bi mit em blutte Oberkörper i dä Saal ine, wo die halbi Kompanie i eir Reihe gstanden isch und nid emol der Wafferoock abzoge gha hei, die Bluetprob hei si eim ja vom Mittelfingerbeeri gno!

Fw. Dornier, Füs. Kp. III/101

Nachtwache
in der MSA

Von Bergen umgeben, in einem Talkessel und weit ab von der breiten Heeresstrasse lag idyllisch zwischen den Bäumen eines lichten Waldes ein Barackendorf. Die braunen Holzhäuschen gruppierten sich um ein helleres, grösseres Gebäude. Wäre die Stacheldrahtumzäunung nicht gewesen, hätte es wie eine lustige Ferienkolonie ausgesehen. Der Stacheldraht aber kündete von Militär und Krieg. Das Dörfchen war unsere MSA. Als wir dort zum erstenmal einzogen, müde, verschwitzt, gereizt und missmutig nach dem langen Nachtmarsch, gleich am Einrückungstag, sagte der Sepp: «Es nimmt mich wunder, welches verstaubte Bürokratenhirn die Idee gebar, diese Baracken da im hintersten Krachen aufzustellen! Das wird mir einen Dienst geben, so weit weg von der Zivilisation und der nächsten Beiz.»

Sepps Prophezeiung war ziemlich zutreffend. Erst etwa die Hälfte der Baracken war fertig. Anstatt Patienten zu betreuen, machten wir in Theorie, Ausmärschen und Soldatenschule. Beim nächsten Einrücken sah die Sache wesentlich anders aus. Leben und Betrieb herrschten nun im braunen Dörfchen am munter sprudelnden Bach. Der volle Bestand an Sanitätstruppen, einschliesslich HD-Ärzten, Krankenschwestern, FHD-Abteilungen und Rotkreuzkolonnen, war eingetroffen. Und nach und nach kamen auch die Patienten. Wir hatten unsere Aufgabe. Jeder war mehr oder weniger beschäftigt, am meisten das Operationsbaracken-Personal.

Von einer Nachtwache in diesem Gebäude will ich hier erzählen. Die Räumlichkeiten: im Mitteltrakt der Operationssaal mit den Vorbereitungs-, Verbands- und Gipszimmern und in den beiden Flügeln je ein Bettensaal für Frischoperierte sowie

Zimmer für Ärzte, Schwestern und Pflegepersonal. In den verstreuten braunen Baracken fanden die Leichtverletzten, die Rekonvaleszenten, Kranken und die Mannschaft Unterkunft. Dazu kamen Küche, Kantine, Aufnahmestelle, vorläufige Lagerstelle, Wäscherei, Werkstatt, Entlausungsanlage und all das Drum und Dran, das für ein solches Dorf nötig war.

Eines Samstagnachts befinde ich mich auf der Nachtwache. Wache schieben ist eine bekannte militärische Beschäftigung. Während meine Kameraden draussen, an der Grenze, bei Brücken, Tunnels und Befestigungsanlagen mit schussbereitem Gewehr und auf gepflanztem Bajonett bewaffnet sind, besteht meine Bewaffnung aus Teekrug und Schlaftabletten. Auf leisen Sohlen betrete ich den Krankensaal. Die Taschenlampe brauche ich nicht anzuknippen. Der Mond scheint durch die Baumkronen und verbreitet über den weissen Betten ein fahles Licht. Es riecht nach Desinfektionsmitteln und nach Schweiß. Es tönt wie in irgendeinem Kantonement: sägend, schnaubend, grunzend, pfeifend.

Ich mache den Rundgang. Im ersten Bett liegt der Meniskus. (Unter uns bezeichneten wir die Patienten nicht mit Namen, sondern einfach nach der Art ihrer Verletzung.) Da ist also der Meniskus. Vor einigen Tagen hat ihn ein bekannter Spezialist, seines Zeichens HD-Arzt, operiert. So operiert, wie er es in seiner Klinik getan hätte, mit dem Unterschied allerdings, dass es hier gratis war und dort fast tausend «Stutz» gekostet hätte ...

Sein Nebenmann spricht mich leise an. Er klagt über Durst. Ich gebe ihm Tee. Es ist ein Oberschenkelbruch. Er liegt in einer Extension, d.h. mittels eines Gewichts, das an einem durch die Ferse getriebenen Nagel befestigt ist und am Fussende des Bettes herunterhängt, wird das gebrochene Bein gestreckt, um die Bruchenden des Knochens in der richtigen Lage zu fixieren. Ein Bett weiter liegt der Streifschuss. Er schnarcht. Ich betrachte einen Moment sinnend den blonden Schopf des jungen Grenadiers.

Hier liegen nicht nur Patienten. Hier liegen Schicksale! Vor einigen Tagen erhielt der Blonde einen Brief von seiner Freundin. Sie schrieb ihm, sie erwarte ein Kind. Im Morgendämmern schlich sich der Grenadier mit dem Karabiner aus dem Kantonement. Den Kolben des Gewehrs stellte er gegen einen Baum. Am Abzug befestigte er eine Schnur, die er um den Baumstamm herum führte und in die rechte Hand nahm. Den Lauf richtete er auf sein Herz. Ein Ruck an der Schnur – der Schuss krachte. Seine Rettung war, dass er zu stark zog an

der Schnur, wodurch der Lauf auf die Seite gerissen wurde. Der Streifschuss sprach zwei Tage lang sozusagen kein Wort. Es muss fürchterlich gekämpft haben in seinem Innern. Dann war er wie ein umgestülpter Brotsack: er riss Witze und Sprüche und entpuppte sich als ausgewachsenes Kompanie- resp. Krankensaal-Kalb ...

Die Verbrennung im nächsten Bett, ein Küchenkorpis, ist wach. Er habe noch keine Minute geschlafen. Ich gebe ihm Tee und ein Veronal. Der Blinddarm nebenan schläft der Genesung entgegen. Am Montag muss er in eine Baracke zügeln. Weiter. Den Kopf der Handgranate, dick eingebunden, sieht man fast nicht auf dem weissen Kissen. Das ist nun eine besondere Bezeichnung. Gemeint ist der Füssel, dem eine explodierende Handgranate die rechte Wange aufriss und zudem die Nasenspitze verletzte.

Das folgende Bett ist leer. Leider! Ich hätte keine Mühe gescheut, den Patienten, für den dieses Bett bestimmt war, zu betreuen. Ja, richtiggehend verwöhnt hätte ich ihn. Ich habe ihn nicht gekannt, ihn nur kurze, aber ewig lang scheinende Zeit in seinem hoffnungslosen Zustand gesehen. An ihn werde ich immer denken. Mit diesem Kameraden verbindet sich mein eindrücklichstes Erlebnis der Aktivdienstzeit.

Vor einer Woche haben sie ihn gebracht. Ein Notfall. Schwere innere Verletzungen. Die ganze Maschinerie des Operationsaals begann zu spielen. Und einmal angekurbelt, griff ein Rädchen ins andere. Die Chirurgen-Equipe, die Schwestern, die Hilfskräfte wurden mobilisiert, Instrumente, sterile Tücher, Narkoseapparat, Bluttransfusionsgeräte, alles herbeigeschafft. Es ging um ein Leben.

Von draussen, noch aus weiter Ferne, vernahm man Lärm. Die Mannschaft kehrte vom Ausgang, der jeweils im nächsten Dorf verbracht wurde, zu den Baracken zurück.

Die Ärzte, mit den Masken vor den Gesichtern, kämpften verbissen gegen den Tod. Das war ihre Kampfstätte. Und hier galt es ernst. Wir alle, jeder auf seinem Posten, setzten uns mit äusserster Hingabe ein. Manchmal gelingt es, den Sensenmann zu überlisten. Hier reichte ärztliche Kunst nicht aus. Der Kanonier starb auf dem Operationstisch. Vergebens war all die Mühe. Konsterniert und im Innersten aufgewühlt, liessen wir die Arme sinken.

Das Gegröhl der heimkehrenden Soldaten war näher gekommen. Ahnungslos zogen sie lachend, singend und johlend vor den Fenstern des Raumes vorüber, wo eben ein junges Leben verlöschte.

Langsam, müde und apathisch waren die Bewegungen der Menschen in den blutbespritzten weissen Mänteln geworden. «Soldatenleben, ja das heisst lustig sein...», gröhlten die Bierstimmen.

Vielleicht gestern noch hatte er auch mitgesungen. Und jetzt ist er eines der Opfer des Aktivdienstes.

Seltsam, wenn wir in einem Kriegsbericht von 10'000 Gefallenen lesen, berührt uns das weniger, als wenn ein Mensch neben uns stirbt. Und Gott sei Dank sind wir davor verschont geblieben, uns aus der Nähe an den Massentod gewissermassen gewöhnen zu müssen, d.h. so abgestumpft zu werden, dass wir auch das hätten ertragen können.

Ich wende mich ab vom leeren Bett. Der Dienst geht weiter. Ich beende meinen Rundgang. Die Helle im Osten kündigt das Erwachen eines neuen Tages an.

Lange kann ich nicht ruhen. Schwere Tritte sind vom Eingang her zu hören. Was ist los? Ein Hauptmann und ein Motorwägel bringe einen Major, der am Kopf einen Notverband trägt. Wir führen den Verletzten ins Verbandszimmer. Ich rufe den diensthabenden Arzt und beginne die nötigen Instrumente, Nadeln und Seide sowie die Injektionsspritze für die örtliche Betäubung bereitzulegen. Der Arzt sieht sich die Havarie am Kopf des Majors an und gibt die nötigen Anweisungen. Kopfhare müssen wegriert und die Umgebung der klaffenden Wunde gesäubert werden. Dann tritt der Chirurg in Aktion: Lokalanästhesie, Desinfizierung, Schneiden der Wundränder, einige Nähte – fertig ist die Reparatur des Majorenkopfes. Den Rest wird die Natur schon besorgen. Währenddem der Arzt die Personalien des Verletzten aufnimmt, gehe ich den Motorwägel suchen. Er hockt draussen auf der Treppe und raucht eine Zigarette.



«Mach dich startbereit! Die Tragstelle der dicken Goldnudel-Mütze ist geflickt. Doch sag mal, was ist eigentlich passiert mit dem Major?»

«Ich will es dir sagen, aber ganz im Vertrauen, hörst? Vor dem Restaurant hat es eine Treppe. Und diese Treppe ist er runter gesaust. Wie gesagt, es bleibt unter uns, nicht?» «Natürlich! Hm – ich habe so etwas gedacht! – wegen dem Atem!»

Nachher, als ich die Krankengeschichte einreichte, fiel mein Blick zufällig auf eine Zeile, wo es hiess: «Unfallursache: Sturz beim Morgenritt.»

San. Gfr. Härter, Chir. Amb. 11/19

Krank

Als er sich gestern Abend auf den Schlafsack legte und die Augen zusammenkniff, schien das Gesicht der Zahnpasta-reklame an der Wand gegenüber zu flimmern.

Er merkte aber noch nichts, der Soldat, sondern staunte, wie schon so oft, über diese unheimlich weissen Zähne des Mädchens. Dass es so etwas gibt, dachte er und schlief dann gleich ein mit der Überzeugung, die Zähne des Fräuleins seien gekauft.

0145 rasselte der Wecker. Automatisch stand der Wehrmann auf. Für das Bild an der Wand hatte er jetzt keine Zeit. Um 02.00 beginnt seine Patrouille – man muss sich beeilen! Beim Einhacken der Schuhnestel hatte er ein merkwürdiges Gefühl. Die Nestel wollten kaum in die Hacken. Noch nie machte ihm diese Arbeit, die ein Soldat selbst in der schwärzesten Nacht ohne hinzusehen erledigen kann, solche Mühe. Er trug sich in das Dienstregister ein – die Hand zitterte. Da stimmt etwas nicht, dachte er verwundert.

Und dann ging er hinaus, schnallte die Bretter an die Füsse, stülpte die Handschuhe über, hing die Stöcke ein und stapfte weg. Es war keine Sternennacht. Der Himmel war langweilig grau und der Schnee glasig. Er krachte bei jedem Schritt und knirschte gehässig.

Der Weg ging der Spur nach – der Soldat überlegte sich, dass er dieser Spur nun wohl schon zu allen Tages- und Nachtzeiten gefolgt war. Die Zeit, zwei Stunden, ist reichlich bemessen. Man hat nichts zu pressieren, und wenn man das gewisse ruhige Tempo herausfindet, kommt man genau nach zwomal sechzig Minuten zum Blockhaus zurück.

Beim Eintritt in den Wald zitterten die Bäume. Eigentlich zuerst nur ein ganz kleines Tännchen. Der Wehrmann bleibt stehen. Scharf blickt er die Tanne an. Dann fasst er zu, nimmt die Spitzen eines Astes zwischen den dicken Skihandschuh. Der Baum steht jetzt still.

Aber seine Stirne ist nass. Er schiebt die Sturmhaube etwas aus dem Gesicht. Werde ich wohl krank? Der Schnupfen und das bisschen Husten – mein Gott, über so etwas spricht man doch nicht! Nur jetzt, diese komische Hitze – die wackelnden Bäume!

Er spuckt aus. Die Spucke verschwindet im weichen Schnee. Sie hinterlässt ein kleines Löchlein. Dienst ist Dienst – zuerst wird die Patrouille durchgeführt und dann kommt das dran, was unter der Uniform steckt.

0355 ist der Skiläufer schon zurück. Fünf Minuten zu früh also. Er lässt sich Zeit beim Abnehmen und Versorgen der Ski und der Stöcke. Sein Gesicht ist tropfnass, und er spürt, wie ihm unter dem Hemd der Schweiß über die Brust läuft. Er beleuchtet das Thermometer mit seiner Taschenlampe, minus 35 Grad. Zum Schwitzen eigentlich reichlich zu frisch!

Dann trägt er sich im Buch ein und geht zu seinem Schlafsack zurück. Er setzt sich nieder, stützt den Kopf in beide Hände, und es ist ihm dreckig. Er ist zu faul oder zu gleichgültig, um die Schuhe auszuziehen, um das Lederzeug zu versorgen, ja sogar um sich auch nur hinzulegen. Der Speichel im Mund wird fädig und dick weiss. Es ist eine Sauerei!

Um 06.00 findet ihn der Postenchef auf dem Strohsack sitzend. Der Postenchef hat keine sehr grosse Erfahrung mit Kranken, aber immerhin merkt er sofort: Dem fehlt etwas. Er hilft ihm den Waffenrock ausziehen, legt ihm ein feuchtes Taschentuch auf die Stirne und sucht das Fieberthermometer.

Hoch Fieber – wie man will. Der Wehrmann sagt, 38,8 sei gar nicht viel. Der Postenchef meint, für am frühen Morgen sei es eine ganze Menge. Er solle sich vorläufig um nichts kümmern. Man werde sehen, was man nun machen werde.

Die Apotheke auf dem Posten ist in einer alten Schuhschachtel. Das Thermometer war dort. Neben den Binden und neben der Flasche mit dem bisschen Jod, das noch nie gebraucht wurde. Es liegen noch zwei Sicherheitsnadeln dabei und etwas Leukoplast. Kaum zu verwenden bei hohem Fieber, denkt der Postenchef und macht sich hinter das Telefon.

«Schon wieder einer!» sagt der Sanitätler auf dem Kommandoposten, als ihm der Postenchef meldet, ein Soldat sei stark erkältet und schwitze im Fieber. Dann erteilt er ihm aber die

genaue Instruktion, was nun zu tun sei. Unter keinen Umständen kann der Kranke auf dem Strohsack liegen bleiben. Zwei Stunden weit weg sind Truppen, die einen Militärarzt bei sich und ein Krankenzimmer eingerichtet haben. Der Kranke muss in dieses Krankenzimmer.

«Fertig», sagt der Sanitätler, weil er nichts mehr zu sagen hat.

«Fertig», sagt der Postenchef und hängt ab.

Das nächste Telephon geht zwischen dem Truppenarzt und dem Postenchef. «Warten Sie bis mittags – bis die Fieber etwas zurückgegangen sind –, dann wickeln Sie den Mann gut ein und bringen ihn ins Grandhotel herunter. Fertig!»

Die Fahrt um 13.00 ist mühsam. Der Kranke lässt alles apathisch mit sich geschehen. Aber essen – nein, essen kann er nichts. Nur eine Tasse Tee trinkt er, Lindenblüten mit etwas Pfefferminz gemischt. Er weiss, dass er in ein Krankenzimmer kommt, aber wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, hätte er es vorgezogen, ein paar Tage lang still und vollkommen ungestört auf seinem Schlafsack liegenbleiben zu können.

Bei der Strassenkehre unten sausen seine Bretter los, dass der Postenchef und der andere Kamerad ihn nicht mehr halten können. Er versucht weiter unten einen Christiania zu riskieren – seine Beine wollen nicht. Er fällt und bleibt liegen, bis die andern ihn aufstützen.

Endlich kommt man unten an.

Das Grandhotel mit seinen vielen Balkons auf der Sonnenseite macht einen gewaltigen Eindruck. Im Grunde genommen passt es jetzt dem Kranken nicht schlecht, nicht mehr oben im Blockhaus zu liegen, sondern in diesem herrlichen Palast gepflegt zu werden.

Ein kleines Türchen – Treppen und Gänge, Korridore und durch viele Türen, bis schliesslich an einer Türe die Buchstaben KZ stehen. Der Postenchef klopft, jemand ruft herein, und zehn Minuten später liegt der Kranke schon in einem Bett. In einem richtigen Bett, mit Leintüchern und einer Federdecke und einem Kissen.

Im gleichen Zimmer sind noch zwei andere Kranke. Beide Angina, beide Fieber, der eine auf dem Weg zur Besserung. Am ersten Tag spricht unser Wehrmann nicht viel. Seine Fieber sind stark gestiegen. Meistens hält er seine Augen geschlossen, die schmutzigen Hände über der Brust gefaltet. Er träumt.

Er ist im Grandhotel. Mit den schweren Schuhen trampet er





durch die Halle, das geladene Gewehr unter dem Arm, auf dem Kopf Sturmhaube und Stahlhelm. Da tritt ein Herr auf ihn zu mit schwarzem Gehrock und zwei gekreuzten Schlüsseln am Kragen. Er macht ihn darauf aufmerksam, dass er etwas deplaziert wirke: «Verstehen Sie, man trägt jetzt wieder weniger Uniform, seit der Krieg längst vorbei ist.» Erstaunt blickt er sich um. Die Halle ist gefüllt mit Stimmengewirr von Leuten, die in Gruppen herumstehen und sitzen, Herren und Damen, Frack und weit ausgeschnittene Abendkleider. Französisch und Englisch und Deutsch und Musik ist auch dabei und Gläser klirren, und auf einmal wenden sich alle ihm zu. Er nimmt das Gewehr bei Fuss und denkt nach, was er nun machen will.

Da tritt eine junge Dame in einem komblauen Seidenkleid mit Silberstickereien auf ihn zu:

«Kommen Sie, wir werden das schon in Ordnung bringen!» Der Soldat sagt «Danke» und will ihr die Hand drücken – er schlägt die Augen auf und sieht das freundliche Gesicht des Sanitätsleutnants über sich: «Wir wollen das schon in Ordnung bringen.»

Wer einen festen Willen hat, hält es nicht lange im Krankenzimmer aus. Nach vier Tagen darf der Kranke schon aufstehen und mit etwas schwabbligen Beinen im Zimmer und im Korridor draussen herumlaufen. Drei Tage später fährt er auf den Posten zurück. «Heute Mittag darf ich heim», sagt er am Morgen dem Bettnachbarn und meinte mit dem «heim» tatsächlich das Blockhaus oben an der Grenze.

Es war auch ein heimisches Gefühl, als er in die Stube trat. «Da bist du ja auch wieder», sagte der Postenchef trocken, und seine Augen lachten. «Du kannst gleich morgen früh um 02.00 wieder auf Patrouille 54 gehen.»

Es war wie immer – nur genießt man es mehr, wenn man zwischendurch einen Ausflug ins Krankenzimmer gemacht hat.

Sie hat ihre Zähne doch gekauft, denkt der Soldat, als er abends auf dem Strohsack sitzend dem Mädchen an der Wand gegenüber einen liebevollen Blick zuwirft.

Peter Pee, Kdo. Stab 9. Division

Das «Helden-
Kommando»
aus der
Baumkrone

Wir versuchen, das umfangreiche Verbandplatzmaterial der Sanitätskompanie auf die zugeteilten fremden Pferde zu basten. Für diese war das Lastentragen offensichtlich etwas Ungewohntes, doch nach und nach gewöhnten sich die meisten «Gäule» daran. Aber es ging nicht ohne Lärm und Widerstand. Wohl deshalb beaufsichtigte der etwas zartgewachsene Oberleutnant unsere Bastübungen aus respektablem Abstand. Dafür korrigierte er unsere Anstrengungen mit lautem Stimmaufwand. Einem Ross behagte das Basten allerdings ganz und gar nicht. Sämtliche angewandten Trickli waren vergeblich. Und so kam es, wie es kommen musste! Kaum waren die Lasten seitlich angehängt, schlug der «Güggel» mit allen Vieren aus. Die Operations- und Apothekerkisten krachten, von wilden Hufschlägen getroffen, auseinander. Wirr flogen die Instrumente und Medikamente in die Luft. Umsonst versuchten die wackeren Soldaten, das scheue Pferd zu halten. Ungebärdig galoppierte es im umzäunten Baumgarten herum. Niemand wusste mehr Rat, nur unser lieber «Oberländer» blieb Herr der Lage. Blitzschnell hatte er sich auf einen Baum gerettet, und aus der Krone schallte sein Befehl: «Dummi Sieche, hebed dä Cheib», und damit war er der «Held» des Tages. San. Wm. Kunz, San. Kp. III/6



Hoch oben am Himmel

Die Türe der Pilotenbaracke springt auf. Vier junge Piloten im feldgrauen Fliegeranzug stürzen heraus, und im Laufschrift rennen sie zu den am Pistenrand aufgestellten Me-Flugzeugen. Gleichzeitig ertönen drei schrille Pressluftthornstösse, und am Signalmast vor der Kommandobaracke wird ein rotes Dreieck-Flaggensignal hochgezogen. Noch während den Piloten die Fallschirm- und Befestigungsgurten zum Anschnallen gereicht werden, drehen Soldaten mit einer Handkurbel die Schwungmasse des Anlassers. Auf dem Flügel, zwischen Motor und Pilotensitz stehend, kurbelt der Fliegersoldat 30 bis 35 Umdrehungen, reisst sodann die Kurbel weg und ruft beim Herunterspringen «Kontakt». Hustend und knatternd springt der robuste 1'100-PS-BMW-Einspritzmotor an. Nach kurzem Magnetprüfen und Aufstellen in die Windrichtung der Pistenachse schiesst schon das erste Flugzeug unter donnerndem Motorengeheul über die Grasnarbe weg. Aus Tarnungsgründen ist ungefähr in der Mitte der Landepiste ein staubiges Strässchen quer über das Feld angelegt. Kaum hat das erste Flugzeug den Staub aufgewirbelt, jagt schon das zweite mit gleichem Geheul über die Graspiste, dann das dritte und vierte nachfolgend. Rasch an Höhe gewinnend, entschwinden sie bald in Richtung Jura den Blicken der Bedienungsmannschaft. Welche Gedanken mögen wohl diese Fliegersoldaten beschäftigen? Ist das von mir bereitgestellte Flugzeug wirklich in Ordnung? Sind alle Tankdeckel gesichert? Die Abschlussbleche über den Waffen gut verriegelt? Wie viele Schuss wird der Pilot aus den von mir besonders gut gepflegten Kanonen auf feindliche Flugzeuge abfeuern? Bringt er mir das Flugzeug wieder heil zurück oder geht es mir wie meinem Kameraden Hansruedi, der in eine andere Gruppe versetzt werden musste, weil sein Pilot vom Einsatz nicht mehr zurückgekommen ist?

Alarm in der
Fliegerstaffel

Einer der vier Piloten bin ich, sogar der letzte der Doppelpatrouille. Obwohl ich im vierten Oberleutnantsjahr stehe und nicht mehr der Jüngste bin, muss ich bei diesem Einsatz einen jungen Kameraden ersetzen, der sich im Urlaub befindet.

So fliege ich zuhinterst. Wir überqueren die ersten Jurakämme; links liegt die Balstaler Klus, rechts Waldenburg. Einige Schönewetter-Cumuluswolken über dem Kessel von Moutier-Delsberg können wir ganz knapp überfliegen. Der Höhenmesser klettert schon über 3'000 m. Aufmerksam rückwärts beobachtend, folge ich dicht aufgeschlossen meinem Patrouillenführer. Nur zuoft muss er die Kopfhörermuscheln andrücken, was ich natürlich sehr gut sehe. Welche Anweisungen vom Sender «Emil» wird er empfangen? Mir klingen die verstümmelten Worte noch im Ohr von den letzten Einsätzen: «Achtung! Mehrere zweimotorige Flugzeuge im Raume Montfaucon-Glovelier, Richtung Nord!» Was wird jetzt wohl hörbar sein?

Wir nehmen etwas mehr Abstand von den andern beiden Flugzeugen und haben 4'000 m Höhe überschritten. Eigentlich sollten wir die Sauerstoffmaske anziehen! Wie bitte, noch etwas mehr am Kopf anhängen, wobei auch die Gefahr besteht, dass der schwere Schlauch bei jeder Bewegung an irgendeinem Hebel hängen bleibt! Kopfbewegungen mache ich viele, denn als «Schwanz-Charly» zuhinterst bin ich verantwortlich, dass uns niemand von hinten oben überraschen kann. So wechsele ich beständig die Seite, d.h. bald bin ich links, bald rechts, dann unter oder über meinem Kameraden, um ja nichts zu verpassen.

Was sehe ich? Wiederum über dem «Doubs-Flussknie» wie vor drei Tagen mehrere Fremdflugzeuge! Auch mein Kamerad hat sie entdeckt. Immer kräftig rückwärts beobachtend, kommt mir mein Genick als Kugelpfanne vor, doch die Situation ist gespannt. Wir nähern uns den Eindringlingen. Noch sind wir nicht auf Schussdistanz herangeflogen, habe ich beide Mg. und Kanonen entschert, um schussbereit zu sein; hoffentlich hat das auch mein Fliegerkamerad getan! Je mehr wir uns der Grenze nähern, desto mehr Fremdflugzeuge sehen wir. Sie fliegen wie in einem Karussell übereinander, in Dreier- und Vierer-Patrouillen und bilden so den sogenannten «Abwehrkreis». In gebührender Distanz beobachten wir die Flugvolten der Fremden, die halb über Schweizer-, halb über französischem Gebiet durchgeführt werden. Aber schon werden wir von drei Flugzeugen von hinten oben angegriffen. So-

fort mache ich meinen Kameraden auf die Gefahr aufmerksam, und kräftig drehen wir Richtung Mittelland ab.

Wir klettern auf 5'000 m. Immer noch ohne Sauerstoff! Keine Zeit, solche Maskenspiele zu machen. Erneut drehen wir auf die in Abwehrkreisen fliegenden Fremdflugzeuge zu und versuchen, an die Burschen heranzukommen. Diesmal wollen wir gleich einen Viererkreis aufs Korn nehmen. Doch bei meiner Rückwärtsbeobachtung sehe ich schon wieder die zweimotorigen Silhouetten auf uns herunterstürzen. Schon eröffnet einer davon das Feuer. Weisse Fäden schiessen auf uns zu. Wir beide müssen rasch einen Haken schlagen, um nicht abgeschossen zu werden. Wir haben zu lange gezögert, denn die Angreifer verfolgen uns auch während der brüskten Kurve. Wir streben den schützenden Cumuluswolken zu, die im Kessel von Moutier liegen. Nur äusserst knapp entkommen wir den Burschen.

Bei diesem Degagement in die Wolken verlieren wir uns; das ist unangenehm. Nun wäre eine Funkapparatur gut, um meinen Kameraden zu suchen. Erneut klettere ich in die Höhe, diesmal etwas über 6'000 m, um möglichst nicht mehr von noch höher fliegenden Fremden überrascht zu werden. Zudem mache ich mit meinen Waffen eine Funktionsprobe, denn ich möchte ganz sicher sein, dass alles klappt. Immer noch keine Sauerstoffmaske; keine Lust und keine Zeit, diesen sichtraubenden Rüssel umzuhängen.

Ich kehre in das Schlamassel zurück, wo es selbst auf 7'000 m noch zweimotorige Doppeladler gibt, die in Abwehrkreisen und in grösserer Zahl als wir Schweizer fliegen. Aber da entdecke ich weit unter mir einen Kreis mit einem kleinen Flugzeug dazwischen. Das kann nur ein Schweizer sein, dem muss ich sofort aus seiner schwierigen Lage helfen, denke ich. Mit Vollgas und Propellerstellung auf grosse Steigung stelle ich mein Flugzeug auf den Kopf. So erreiche ich sofort die doppelte Horizontalgeschwindigkeit und bin recht bald in guter Schussposition. Zwei der Schlachtflugzeuge sind ganz nah hinter dem Kleinen. Ich gebe aus relativ grosser Entfernung vorerst nur mit den Mg. einen kräftigen Feuerstoss auf das mir am nächsten fliegende Schlachtflugzeug, das sofort über den rechten Flügel abkippt. Mit meiner grossen Übergeschwindigkeit bin ich sofort beim zweiten und gebe dem meine volle Mg.- und Kanonenladung auf den Pelz. Im gleichen Moment werfe ich einen Blick zu meinem in die Klemme geratenen Kameraden, aber oh weh: seine Me stösst eine weisslich-graue Wolke aus, zudem hängt

ein Fahrwerkbein heraus und das Flugzeug verliert, Richtung Chasseral fliegend, stark an Höhe. Meine Erregung steigt. Gepaart mit einer kräftigen Dosis Wut, klammere ich mich erst recht an mein Opfer und feuere mit allen vier Rohren auf ihn ein. Bis auf fünfzehn Meter bin ich an ihn herangekommen und staune, warum keine weissen Fäden gegen mich gerichtet sind. Jetzt setzt meine rechte Flügelkanone aus, dadurch schiebt sich mein Flugzeug aus der Visierlinie. Einen Moment unterbreche ich das Schiessen, korrigiere aber rasch den Vorhaltewinkel und eröffne nochmals das Feuer mit der einen Kanone und den beiden Mg. Deutlich sehe ich, wie sich die Geschosse über das Schlachtflugzeug ergiessen. Den habe ich in den «Klauen»! Schnell einen Blick rückwärts. Mit Schrecken stelle ich fest, dass vier der zweimotorigen Silhouetten hinter mir her sind. Sofort lasse ich von meinem getroffenen Opfer ab. Unter mir liegt der Sportflugplatz Courtelary. Ich sehe, wie der Getroffene mit Mühe die Hügelsenke bei Pierre Pertuis gegen Tavannes überfliegt. Ich selber entkomme den Angreifern mit dem tiefsten Tiefflug durch die Taubenlochschlucht. Erst nach dem Jurakamm getraue ich mich, das Gas zurückzunehmen, das Flugzeug nach Schäden abzusuchen und ein paar tiefe Atemzüge zu tun. Auf dem kürzesten Weg begebe ich mich zu unserem Feldstützpunkt zurück, derweil tausend Gedanken meinen glühenden Kopf durchjagen. Über unserem Platz betätige ich den hydraulischen Fahrwerkhebel auf «Ausfahren». Ich blicke kritisch auf den Öldruck und die Kontroll-Lämpchen, alles in Ordnung, auch Landeklappen und Stabiler reagieren richtig, also kann ich zur Landung ansetzen. Vorsichtig berührt meine Me den Boden. Ein Treffer im Pneu oder Fahrwerk würde genügen, um einen Kopfstand zu demonstrieren. Doch nichts passiert. Langsam rolle ich zum Abstellplatz.

Kaum steht der Propeller still, sind schon viele Soldaten um mich herum, behilflich und «gwundrig» zugleich: «Allein zurück, Herr Oberleutnant? Was ist mit dem Kameraden passiert?» Jeder bangt und will wissen über das Wie und Wo. Nur kurz und in erregten Worten schildere ich, wie es war, fordere die Gruppenführer auf, für peinliche Kontrolle meiner Maschine wegen den Einschlägen und für sofortige Flugbereitschaft besorgt zu sein. Schnell zur Einsatzbaracke, wo der Alarmoffizier den Gefechtsbericht erstellt, die Daten auf Karte und Kroki festhält und die Begebenheiten weiterleitet.

Zurück bei meinem mir während der letzten «Kriegswochen» lieb gewordenen Me-Flugzeug, sind die verschiedenen Flugzeug-Waffen- und Treibstoffwarte noch fieberhaft an der Arbeit. Ein Grup-

penchef zeigt mir zwei Einschusslöcher, die zum Glück keine lebenswichtigen Teile verletzt haben. Der Chefmechaniker tritt zu mir mit fragendem Blick, was wohl mit meinem Kameraden passiert sei. Noch bin ich nicht sicher, ob er der «Kleine» zwischen den grösseren Schlachtflugzeugen gewesen ist oder nicht, vielleicht ist er irgendwo mit dem Fallschirm abgesprungen, vielleicht auch auf einem andern Stützpunkt gelandet? Die umstehenden Soldaten und Unteroffiziere sind schweigsam, doch neugierig und bedrückt zugleich. Noch liegt der Alpdruck über unserer Kompanie, wie vor einer Woche, als wir einen jungen, hoffnungsvollen Leutnant im Luftkampf gegen eine Übermacht verloren haben. Die Flugzeugtrümmer wurden tief in der Erde bei Courfaivre gefunden, den toten Kameraden einige hundert Meter entfernt mit abgerissem Fallschirm. Noch heute ist Trauer in unserer Kompanie, und schon befasst man sich mit einem ähnlichen Unheil!

Neuerdings Flugzeuglärm aus Richtung Jura, es ist die andere Doppelpatrouille unserer Kompanie. In einem grösseren Abstand folgen nochmals zwei Flugzeuge... ist mein Kamerad dabei? Geordnet löst sich der Schwarm auf und alle landen heil. Unser Staffelformandant ist auch bei den Zurückkehrten. Ich gehe im Eilschritt zu ihm und melde in kurzen Sätzen meinen Kampfeinsatz. Da die Eindringlinge im Doubs-Bogen abgezogen sind, erübrigt sich im Moment ein weiterer Einsatz, und wir alle gehen gemeinsam und schweigsam zur Einsatzbaracke. Plötzlich tritt der Alarmoffizier vor die Tür mit der Meldung: «Oberleutnant 4 hat eine Notlandung auf einem Stützpunkt einer andern Fliegerereinheit vorgenommen und ist mit schweren Verletzungen sofort in das Spital verbracht worden. Zwei Schüsse drangen in seine Lunge. Eine sofortige Bluttransfusion hat ihm vorläufig das Leben gerettet, doch wird der Schwebezustand noch einige Tage anhalten.» – Zutiefst sind wir alle dem Schicksal dankbar, dass unser lieber Kamerad mit übermenschlicher Energie sein Flugzeug auf dem nächsten Platz landen konnte. Wegen dem defekten Fahrwerkbein, das beim Ausrollen zusammensackte, und der zerschossenen Verwindungs- und Landeklappe ist es ein Meisterstück sondergleichen gewesen.

Auch die zweite Doppelpatrouille war arg in die Kämpfe verwickelt gewesen. In einem Me-Flugzeug zählt man über 20 Einschläge, und es ist erheblich beschädigt. Der Pilot ist wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Ein anderes Flugzeug weist von einem Kanonenschuss eine total zerfetzte Lande-

klappe und sogar Splitter im Benzintank und am Gashebelgestänge auf, ohne den Piloten verletzt zu haben.

Die Auswertearbeiten des Staffeleinsatzes ergeben ein gutes Resultat. Ein zerschelltes Schlachtflugzeug der Eindringlinge liegt im Mittelland, ein brennendes Flugzeug ist auf französischem Boden niedergegangen, andern Flugzeugen sind gut platzierte Feuergarben verabfolgt worden. Ein zweimotoriges Messerschmitt-Flugzeug hat bei Laufen in einem Obstgarten notgelandet. Der Pilot ist ein junger, kaum 24jähriger Unteroffizierspilot; der Heckschütze ist Obergefreiter, durch Mg.-Beschuss wurde er verletzt; gebrochener Unterarm, an einer Hand einen Streifschuss. Beide sind interniert. Das Me-110-Flugzeug weist verschiedene Einschläge auf, speziell einen Kanonenschuss dort, wo von beiden Zündmagneten die elektrischen Kabel vereint durch ein Rohr zu den Zündkerzen führen; sämtliche Kabel sind abgeschossen. Einer der Motoren bekam einen Kanonenschuss in den Wassermantel. Die Flab.-Gruppe im Birstal wird allerdings noch prüfen, ob nicht sie am Abschuss mitbeteiligt sei.

In unserer Staffel erheben wir kein Recht auf Abschusserfolge. Wir alle sind froh, nicht einen zweiten Kameraden verloren zu haben. Wir alle bangen und beten um die Gesundheit des schwergetroffenen, sich nun in guten Ärztehänden befindenden Freundes. Während mehr als einem Monat beteiligte sich unsere Einheit, durch die Grenzverletzungen unserer Nachbarstaaten, an den Neutralitätsschutzaufgaben, die Kriegscharakter hatten. Der Alarmzustand von 0330 bis zur Dunkelheit um 2130 erforderte von Piloten und Soldaten restlosen Einsatz,

Oblt. Kuhn, Fl. Kp.15

Avenches

Niemand von den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren der Flieger-Kompanie 8 war an jenem 30. März 1940 gern aus dem sonnigen, wonnigen Genf der Zeit der «drôle de guerre» fortgezogen, ausgerechnet in ein uns allen unbekanntes Nest, das ein zynischer Waadtländer auf unsere Frage hin mit «pot de chambre du canton de Vaud» bezeichnet hatte. Adieu, frohes, lachendes Genf, trauliche, nach Öl und pommes-frites duftende Auberge de Châteline, lebe wohl, Moulin rouge und lebe wohl, all ihr hübschen Mädchen von Genf...

120

Avenches! Hic Rhodus – hic salta!

Vorläufig bestand hier allerdings nicht der geringste Grund zum Tanzen; ein öder Regen strömte von gottverlassen grauem Himmel, und ein eisiger Nord pfiff die wässerige, holprig gepflasterte Hauptstrasse entlang. Die Kantonnements waren natürlich noch nicht eingerichtet, Stroh keines vorhanden, Zimmer für die Offiziere noch nicht gefunden, Büros fehlten. Schlotternd standen der Oberleutnant Brenneisen und ich im «Casino», einem echt römischen Tusculum, Baujahr 1900, und «organisierten». Das heisst, wir versuchten Ordnung in etwas zu bringen, das noch gar nicht vorhanden war; der Feldweibel und der Fourier rannten mit dem Ortspolizisten im Städtchen herum, und im übrigen liess man, wie so oft schon, den Engel Gabriel walten. Unsere Messerschmitts waren nicht durchgekommen, wegen des Sauwetters, sie blieben in Payerne stecken; der einzige, dem es gelungen war, versoff im fusshohen Dreck des «Flugplatzes» Avenches. Schlecht gelaunt, gereizt, krachlustig, müde, knurrten wir uns an ...

Und dann öffnet sich die Türe des Kommandanten-Büros, und herein schwebt – Augen blau, Haar blond, windverweht, Mund rot à la Joan Crawford, gross, hübsch – eine Demoiselle.

Was sie sagte, war ganz unwesentlich, irgendetwas von «nicht erlaubt» oder so, aber was kümmerte uns das schon, den Oberleutnant Brenneisen und mich, wir hörten ja gar nicht, wovon sie sprach, die Demoiselle! Durch den Raum strömte nichts als ein grosses Staunen:

Sollte Avenches am Ende doch nicht so ...??

Die Flieger-Kompanie 8, wohl in Genf fertig auf die neuen Flugzeuge ausgebildet, gehörte noch zu den jungen Messerschmitt-Kompanien, denen man offiziell nicht allzuviel zutraute. Die jungen Piloten mühten sich aber redlich ab, den armen Me's nichts Böses anzutun, was ihnen auch im Grossen Ganzen gelang.

Die Piloten! Spärlich waren sie noch im Achte; Oberleutnant Max Brenneisen, der wilde Brenner; Leutnant «Aschi» Widmer, der bei den Soldaten und Frauen gleich beliebte; Leutnant Paul Brunner, «Kuli», der Kritiker und Philosoph; Leutnant Rudolf Schärer, der ruhige «Schäri», dessen vorzügliche Aufgabe es war, Öl auf jeweils erregte Wogen zu giessen; alle angeführt und zu bändigen versucht von meiner Wenigkeit.

Den technischen Dienst schaukelte Leutnant Pierre Häsler, der Witzbold, der auch der schittersten Situation die lustige Seite abzugewinnen wusste; das Mädchen für alles, der Kompanie-Offizier war Leutnant Hans Egli, der stille Housi, dessen

Hauptfeind der Chef des Motorwagendienstes war – weil er die schmierigen Lastwagen mit weissen Handschuhen auf ihre Sauberkeit prüfte.

Langsam versuchte die Kompanie in Avenches Wurzeln zu schlagen. Auf dem Flugplatz selbst – einer Fohlenweide auf dem Gelände des Eidgenössischen Hengstedepots – klappte es vorerst nicht sonderlich. Jokeb, erinnerst du dich noch des ersten freundlichen Zusammentreffens mit einem Exponenten der Flieger-Kompanie 8?

Brenner landet. Zu lang (Rückenwind natürlich...). Beim Ausrollen erblickt er eine steckengebliebene Heugabel! Ruck, kehrt, zum nächststehenden Heuer hingerollt, das Dach aufgerissen, war eins. Dann ging es los. Da Brenners Kenntnisse in französischen Schimpfwörtern nicht über «Pinoufle» hinausging, wechselte er ins Deutsche hinüber. Der Heuer kam nicht zum Wort, es hätte auch gar nichts genützt, er stand nur da, der Direktor des Eidgenössischen Hengstedepots, der Doktor Baumann ... wie gesagt, sonderlich gut standen wir nicht mit dem Haras fédéral am Anfang. Als wir dann so langsam begannen, den Haras Stück für Stück zu annektieren, zuerst den Heuschober, dann die Bäume und Sträucher längs der alten Broye; als wir dann die Zufahrtsstrasse absperreten, einen Beobachtungsturm auf das Dach bauten, das Gras zertrampelten und zu guter Letzt sämtliche Heuwender, Eggen, Mist- und andere Wagen allabendlich in feierlichem Aufzug auf dem Platz verstreuten, da musste es zu einer Zweimächte-Konferenz kommen, deren Tagungsort der Haras-Direktor in den Keller des Verwaltungsgebäudes verlegte.

Als wir zwei Stunden später wieder ans Tageslicht traten, drückten wir die Hand nicht mehr dem Herrn Direktor, sondern dem «Jokeb». Von da an ging ein gerader Weg immer besseren gegenseitigen Verständnisses und Freundschaft bis auf den heutigen Tag. Und an besonders heissen Sommertagen, wo wir mit hängenden Zungen missgelaunt unter den Treibhäusern unserer Messerschmitt-Kabinen hervorkrochen, stand oft plötzlich still und unauffällig der Jokeb neben uns: «S'isch heiss hüt! Wie wär's am Vieri? Nur schnäll zum abchüele.»

Worauf wir am Vieri den weissen Vully und den gelben Lavaux in die durstigen Kehlen leerten, auf dem Scheiterstock grosse Stücke Brot und Speck abhieben und vom Fünfi an melodische Gesänge zum vergitterten Kellerfenster hinausjagten, so dass die Hengste im Stall zu scharren anfangen.

Ja, so war er, der Direktor Baumann, der uns schliesslich nichts



als Mühe und Sorge und Lärm und Zwistigkeiten mit der Eidgenössischen Verwaltung verdankte.

Im Städtchen selbst kam die Fraternisierung infolge unserer deutschschweizerischen Schwerfälligkeit nur langsam in Fluss. Die bescheidene Messe hatten wir im «Croix Blanche». Die einzige Erinnerung daran bildet jenes ausgezeichnete Risotto, das uns der Fourier dadurch versalzte, dass er zu Beginn des Essens mit Tränen in der Kehle bekannt gab, es sei ein kleines Malheur passiert, in der Küche sei eine Fensterscheibe in den Kochtopf gefallen, man hätte allerdings die Scherben wieder herauslesen können, aber es empfehle sich trotzdem...

Bis wir jedes Körnchen Reis einzeln zerbissen hatten, wurde es zwei Uhr. Zwei Uhr des 1. April 1940 ...

Bald aber änderte sich die zuerst abwägende Haltung der Bevölkerung uns gegenüber rasch und gründlich; Offiziere und Soldaten wurden bald mit offenen Armen empfangen, die Familien Avencticums Überboten sich in Einladungen und Freundlichkeiten – man fühlte sich wie daheim... Avenches war zum Paradies geworden.

Als dann etwas später die Lage ernster wurde und in den Mai-Tagen 1940 die Spannung an einem zerrte: «Kommen sie, kommen sie nicht...?», da schätzten wir die Freundschaft der Avencher Bevölkerung umso mehr. Wie häufig sassen wir Offiziere damals im Garten der liebenswürdigen Familie Lecoultre, das Kies raschelte unter unsern Stühlen, das kleine Brünchen sang sein ewig gleiches Liedchen, und der Abendwind strich leicht durch das dunkle Blättergewirr. Im Grunde ernst sassen wir in der Runde, aber wir beflissen uns einer etwas gemachten Heiterkeit. Zum Abschied drückte man sich die Hand fester und eine Idee länger als gewohnt – «ist es zum letztenmal?» schwebte als stumme Frage über uns. Man wuchs zusammen damals, man wurde Freunde. Aus der Perspektive der Zeit besehen waren es schöne Stunden, wo man sich näher kam als in zwanzig Jahren gewöhnlichen Lebens.

Während eines Besuches des Regiments- und Abteilungs-Kommandanten bemerkte der erstere die auf den Me's unserer Nachbar-Kompanien 7 und 9 aufgemalten Staffellabzeichen, einen traurigen Fisch einerseits und einen gelben Kometen andererseits. Die Abzeichen gefielen nicht so recht. Sie seien zu wenig martialisch, zu wenig jägerisch draufgängerisch, zu weich und zu schlapp. Man sähe seine Jäger gerne als Drachentöter, als reissende Leuen oder Bären, als Tiger, Panther oder Adler – Könige der Lüfte, Beherrscher aller Erdenwürmer.

Worauf wir am nächsten Tag Blüemli auf unsere Me's malten, herzige, einfache, unschuldige Blüemli, Margritli, Mohn, Enzian, Narzissen, Lilien, Alpenrösli und dergleichen. Oh herrlicher Widerspruchsgest, wie fühlten wir uns tapfer und stolz, dem obrigkeitlichen Wunsch ein «Trotzdem» entgegengeworfen zu haben! Damit die Blüemli noch lieblicher aufleuchteten, erhielt jeder Me einen sanften Mädchennamen, Lolotte, Anne, Münz usw. Damit war unser Glück vollkommen. Tief begeistert führten wir unsere Meiteli in der Luft herum, und auf Aussenlandungen stellten wir die Me's so auf, dass sich der Blumenstrauss zu einem ästhetischen Bild zusammenfügte.

Am 10. Mai überfielen die Deutschen Belgien und Holland, im Tagebuch steht vermerkt: «mit fadenscheiniger Begründung ...» Generalmobilisation. Gerüchte jagten Gerüchte. Flab, rückte an auf unserm Platz, eine Landsturmkompanie übernimmt die Platzwache.

Der Dienst wurde schwierig, die Lage ernst. Ständig stehen wir in Alarmbereitschaft. Man rechnet mit einem deutschen Einmarsch in die Schweiz – Truppenkonzentrationen an unserer Nordgrenze werden gemeldet und dazu lakonisch: «Wegweiser und Ortsanschriften sind in ganz Süddeutschland entfernt worden.» Bei uns ebenfalls. Die fünfte Kolonne spuckt. Jeden Abend fährt Häslers Güterzug auf den Platz, ein Traktor, daran angehängt Eggen, Heuwender, Walzen, Mistkarren, alles, was der Haras fédéral hergeben kann. Damit die Luftlandetruppen darüber stürchelten in der Nacht.

Noch immer besorgen *andere* Flieger-Einheiten den Neutralitätsschutz, jagen den deutschen Bombern nach – der Befehl für uns lautet: nur auf eingesehene fremde Flugzeuge starten! Weshalb die Kompanie 9 einen luftigen Beobachtungsposten auf der höchsten Haras-Tanne einrichtet. Wenn der Posten ins Horn bläst, heisst das: Starten! Fremdes Flugzeug! Wie auf einer mittelalterlichen Räuberburg. Der Posten tütelte sozusagen ununterbrochen. Meistens waren es eigene Flugzeuge.

Fieberhaft wurde an Tarnung und Splitterwehren gearbeitet, der halbe Avencher Gemeindewald wurde herbeigeschleppt. In der Nacht beginnen fremde Bomber über die friedliche Landschaft zu ziehen. Der fast tote westliche Koloss beginnt sich zu regen. Anfänglich grosse Aufregung, dann gewöhnte man sich daran.

Am 16. Mai platzt die Nachricht in unsern Fliegerhorst: «Jagdpatrouille der Flieger-Staffel 21 hat den ersten deutschen Bomber abgeschossen!»

Das Fest am Abend veranstalteten wir beileibe nicht etwa wegen dieses Ereignisses, sondern lediglich zur Feier des Geburtstages von Johann Peter Hebel... (oder was sonst damals auf dem Kalenderzettel stand) – aus Neutralitätsgründen.

Dann nahmen die Ereignisse dramatische Formen an. Am 1. Juni, einem Samstag, wurden von den Jagdpatrouillen der übrigen Me-Kompanien ohne eigene Verluste drei deutsche Bomber abgeschossen, immerhin landeten mehrere der Unsrigen ziemlich lädiert und durchlöchert – es war zu richtigen Luftkämpfen gekommen. Man munkelte, Radio Stuttgart hätte mit einem Rachefeldzug gegen die schweizerische Aviation gedroht. Schon drei Tage später kam es zu dem berühmten Luftkampf über La Chaux-de-Fonds, wo wiederum drei deutsche Bomber zum Absturz gebracht wurden, leider aber auch Leutnant Rickenbacher von der Kompanie 15 den Fliegertod fand.

Diesen Strauss fochten die 6er, 15er und 21er aus, die Staffel-Kommandanten Roubaty, Lindecker und Hörning mit ihren tapferen Gesellen, aber wir waren – beinahe – mitbeteiligt: Die Kompanie 9 machte eine Aussenlandung in Lausanne. Auf dem Rückflug wollen sie im Funk den etwas dunkeln Ruf von Unbekannt gehört haben: «Alle Flugzeuge zu Hilfe nach Chaux-de-Fonds!», worauf sich die Patrouille des Hauptmann Hitz mit Leutnant Nipkow ungehemmt in das Kampfgetümmel warf, aber infolge Benzinmangels gerade nur zum Ausleeren ihrer Kanonen aus ziemlich grosser Entfernung kam, dann heimkehren musste. Dadurch drang der SOS-Ruf aber irgendwie nach Avenches. Die ganze Kompanie war jedoch – im Strandbad. (Körperliche Ertüchtigung, hart werden ... war damals Trumpf.) Ich warf mich schleunigst in den Personenwagen, raste zum Strandbad, pfiiff die Piloten vom Floss herunter. Die Fracht, die darauf mit 100 Sachen um alle Ränke zum Flugplatz stob, zusammengepfercht wie Sardinen, sah seltsam genug aus: nackte Piloten, solche in Badehosen und rasch übergeworfenem Trainer, alle nass wie Frösche. Auf dem

Platz ging ein höllisches Tohuwabohu los. Korporal Flückiger, der Wachtkommandant, wütend darüber, dass wieder «niemand da war», wenn etwas los war (was verstand er von der höheren Führung, die uns schliesslich für die Rettung der Schweiz im Kriegsfall vorgesehen hatte!), hatte von sich aus zwei Me's startbereit gemacht. Aber nur bei einer die Kanonen geladen. Bis dies bei der andern geschehen war, befand ich mich ganz allein bereits in der Luft, mit vollen Segeln dem Jura zusteuernd.

Was unterdessen in Avenches geschah, hörte ich später: die halbblutten Piloten krochen wie sie waren in ihre Kabinen; da natürlich zu wenig Mannschaft anwesend war, luden sich Brenner und Schari gegenseitig die Kanonen – mit Besenstielen, soweit es ging. Sie luden nicht nur die Kanonen, sondern sich selbst bis zur Gluthitze; und wenn man Brenner kannte...

Inzwischen äugte ich schärfstens zur Kabine hinaus, um den bösen Feind zu erspähen; aber nichts war mehr zu entdecken – der Jura war feindfrei (kein Wunder, wenn man sich die verstrichene Zeit vorstellt). Angespannt und zu höchsten Taten entflammt, zog ich meine Kreise über den in friedlichem Grün daliegenden Juraketten; da... weit draussen, dort wo ein weisses Federwölkchen den blauen Horizont entzweischneidet – ein schwarzer Punkt. Er rast auf mich zu, wird immer grösser – ein verspäteter Einzelgänger?... die Vorhut einer neuen Welle? Wo war seine Deckungspatrouille? Gummihals mit höchster Tourenzahl! Der Chaib kam immer näher: wie war das? ... gute Ausgangsposition? ... aber wo? Da war er aber schon – auch ein Me-109! Vorläufig kreisten wir mit grossem Radius umeinander herum. Der Kreis wurde enger und enger. War da nicht ein Blüemli auf gemalt auf der Motorhaube? Nach weiteren zwei Minuten machten wir uns auf den Heimweg, der Aschi Widmer und ich. Die Schlacht war aus.

Am 8. Juni, einem Samstag, fuhr der Kompanie-Kommandant wieder einmal mit Pista, dem Neuner-Kommandant, nach Zürich in den zweitägigen Urlaub. Die Mär ging: fährt der Häuptling in den Urlaub, gibt's Alarm. Um 2'000 langen wir in Zürich an; hier Extrablätter: Ein schweizerischer C-35 in der Ajoie durch zehn Me-110 abgeschossen! Drei deutsche Bomber durch unsere Luftwaffe und die Flab, erledigt! Zum Donnerwetter, geht das nun immer weiter so? Ziemlich aufgeregt wird im «Bolognese» zu Nacht gegessen. Bei unserm Eintritt klatschen die Leute in die Hände ... (heute sorgt die Antilärm-Liga für das Ge-

genteil). Um 02.00 werde ich aus dem Bett geläutet – Alarm, höchste Stufe, sofort einrücken! In Bern angekommen, ist der Alarm vorbei. Es ging das Gerücht, die Deutschen hätten für den Sonntagmorgen einen Racheakt in Form einer Bombardierung aller unserer Flugplätze geplant.

Im letzten Moment sei eine Verständigung zustande gekommen.

Am Dienstag, dem 11. Juni, kam unser grosser Tag: wir erhielten den Befehl, von jetzt an ständig zwei Alarmpatrouillen in erster Linie zu stellen, die Kompanien 6, 15 und 21 waren «auf den Felgen». Um 18.00 erschien Hauptmann Roubaty mit seinen Piloten, uns über ihre Taktik zu unterrichten, um 21.00 Hauptmann Lindecker, uns gute Ratschläge zu erteilen. Taktik und Ratschläge gipfelten in dem Leitsatz: Ran und weg!

Sehr einfach.

Beide Delegationen wurden von uns feierlich empfangen, das heisst im Waadtland: wurden mit Lavaux begossen. Sie revanchierten sich natürlich. Um 00.30 war ihnen die Revanche gelungen, um 01.00 kam der erste Alarm: Bomben auf Renens! Sehnsüchtig wurde der erste graue Schimmer am östlichen Horizont abgewartet. Dann starteten Brenner und Kuli zum Einsatz auf die Flugzeuge, die um 01.00 Renens bombardiert hatten...

Es war eben eine aufgeregte Zeit, damals.

Jeder echte Kriegsflieger probiert seine Waffen, bevor er in den Kampf zieht. Infolgedessen leerten die beiden einmal prophylaktisch eine Spritze voll Blei in den Murtenensee. Genau vor den Regiments-Kommandoposten. Dies aus militärischen Gründen...

Damit war es aus mit der Jagd auf deutsche Bomber, die den schweizerischen Luftraum verletzten; befehlsmässig durften nur noch Verbände über drei Flugzeuge angegriffen werden, und dann kam der französische Zusammenbruch. Eine eigenartige fliegerische Episode war vorüber.

Ruhe gab's indessen keine, die allnächtlichen Alarme setzten sich fort – es kam die Zeit der Vorsorge gegen die Fünfte Kolonne.

Männer mit Rucksäcken hätten die Grenze passiert! Trotyl sollten sie beabsichtigen, auf unsere Flugplätze zu streuen, Saboteure schlimmster Sorte! Alles wurde bewacht, vom Postgebäude in Avenches bis zur letzten Ölkanne im Haras unten. Die Mannen der Kompanie sprützten in der Nacht mit ihren Karabinern nur so in der Gegend herum – einmal aus purer Angst, dann war's eine dunkle Gestalt, dann ein geheimnisvolles Licht, die Gelegenheit

war unbezahlbar. Die Schiesserei musste abgestellt werden, schon weil die alte Broye sonst ihren Fischbestand verloren hätte ...

Der ganzen Saboteure-Aktion standen wir im Innersten etwas ungläubig gegenüber. Heute wissen wir, dass wir dazu keinen Grund gehabt haben.

Am 15. August – ein grosses Ereignis: der General besuchte den Stützpunkt. Da zu jener Zeit die Sträucher und Bäume längs der alten Broye mit dichtem grünem Laub bedeckt waren, war die Tarnung unserer Vögel nicht mehr zu übertreffen. Die Mär ging, dass sie so gut war, dass wir unsere Me's öfters selbst nicht mehr fanden. Wir legten unsern Stolz darein, dass der General, der in einem Taifun hergefliegen wurde, beim Überfliegen des Flugplatzes überhaupt nichts bemerkte als eine harmlose grüne Wiese, so harmlos wie nur je eine Fohlenweide aussehen konnte. Es schien aber nur so: Kreti und Pleti lag gut versteckt im Bachbett, im Heuschober und in den Mg.-Löchern. Nach des Generals Landung stand ein einsamer Major – unser Markus – auf der weiten Ebene und meldete einen Flieger-Stützpunkt. Als sich der General nach der Meldung umdrehte, stürzten sich 27 Me's in die Luft und der Platz sah aus wie ein Ameisenhaufen. Vielleicht ging's auch ein wenig langsamer, aber immerhin... der Spass war gross.

Am 31. August 1940 starteten die braven grauen Messerschmitts mit den lieblichen Staffel-Zeichen zum letztenmal auf dem hellgrünen Rasen des Flugplatzes Avenches. Silber glänzten ihre Flügel in den Strahlen der Morgensonne, und hell dröhnten die Motoren ihren Abschiedsgesang.

Klein schien den Piloten der Flieger-Kompanie 8 das Städtchen, das sie da verliessen; sie konnten die winkenden Tüchlein nicht bemerken, die Mägdlein, die verloren unter den Torbögen standen, nicht sehen; den biedereren Bauersmann auf dem Felde, der seine Hände einen Augenblick ruhen liess, der die Pfeife aus dem Munde nahm und vor sich hinbrumnte: « Ah, les huits, qui s'envolent... », sie hörten ihn nicht.

Wir verliessen ein Städtchen im Kanton Waadt, ein ganz gewöhnliches, kleines Städtchen, eines, das eine kurze Spanne Zeit nur im Mittelpunkt unseres Lebens stand und das für uns langsam in die Dunkelheit vergangener Zeiten zurücksinken wird.

Aber ein Städtchen, das wir nie vergessen werden.

Avenches!

Hptm. Fischer, Kdt. FL Kp. 8





Soldaten-Weihnacht

Der Himmel Europas hat sich verdüstert. Nur die Sterne der Liebe dringen noch durch die Nacht. Weihnacht im Feld, vaterlose Weihnacht daheim. Mir will scheinen, es leuchten noch immer viele Sterne der Liebe. Unscheinbare Erlebnisse geben Zeugnis von ihrem Licht.

Schweizer
Weihnacht
1940

Kein Platz – leerer Platz! Als Maria und Josef mit der kleinen göttlichen Weihnachtslast ins Winterdorf Bethlehem kamen, da war für sie kein Herbergeplatz in der Heimatgemeinde: kein Bett, keine Ofenbank, keine freundlich geöffnete Türe. Das war damals, Anno 1, im Jahre der Christgeburt.

Heute schreiben wir «Jahr des Heiles 1940!» Für uns ist es das; für viele ist es ein «Jahr des Unheils» geworden. In unsern Stuben brennen Kerzen am Baum, strohgefüllt steht das Kripplein bereit, und der Ofen ist warm ... nur dort oben am Tisch ist ein leerer Platz. Für das Christkind? Nein, Vaters Platz wäre dort! – Wo mag er wohl sein, der Vater? Und Alfred, der Bruder? Und all die andern aus dem einsam gewordenen Dorf? «Irgendwo in der Schweiz» heisst die Auskunft. Und «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!» steht neben dem Spiegel im Coiffeurgeschäft angeschrieben. Diese «Irgendwo» der Väter und Söhne sind Schildwächterhäuschen, Kantonnemente am Gotthard, Schulhauszimmer im Aargau, Tanzsäle im «Bären» und «Ochsen» eines namenlos adressierten Dorfes. Dort «irgendwo» sind die Männer und denken nach heim, wo der Platz für sie leer ist. Und sie wissen, dass an jenem leeren Platz daheim die Langizyt sitzt, ein Weihnachtsgast fast so elend wie das Bethlehemkind im Stroh. – Bald werden am nahen Kirchturm die Mitternachtsglocken erklingen,

im fremden Dorf und daheim. Im Ruf dieser Glocken werden die Herzen sich finden: Väter, Mütter und Kinder; dichtvollgedrängte Kantonnements und kerzenduftende Stuben mit leerem Platz!

Schaffende Hände, schreibende Händchen. Es ist die Zeit der «Soldatenweihnacht». Seit Wochen klirren tausend und aber-tausend Stricknadeln in den Händen unserer Frauen und Mäd-chen. «Für unsere Soldaten» steht auf den fertigerpackten Sok-kenrollen und Hemdenschachteln geschrieben. Das ganze Volk hat dazu seinen Beitrag geleistet: blaue und grüne Banknoten und silbrige Franken gaben jene, die es sich leisten konnten; Kupfer und Nickel kamen aus Mägdetaschen und Dachkammern und wo-gen nicht weniger an Wert. Alles ist gegeben aus Dank, weil die Vorsehung uns schonte, und als lieber Gruss einer traulichen Stube an jene, die draussen im Christbaumwald der Natur ihre Weihnachten feiern.

«Für unsere Soldaten» heisst es auch in allen Schulstuben des Landes. Jedes Kind schreibt seinen Brief an irgendeinen unbe-kannten Soldaten. Schwungvoll, fein stilisiert und manchmal et-was pathetisch schriftstellern die «Grossen» der Oberschule und Sekundär; unbeholfen, mit schrägen Hagstudbuchstaben malen die Abc-Schützen und Tintenschlecker ihre ersten Briefe des Le-bens an jene, die das Kinderparadies schirmen.

Der Tannenbaum im weissen Wald. «Irgendwo» erwartet eine Kompanie die Heilige Nacht. Dämmerung legt ihren Mantel ums Dorf. Die Marschkolonne steht vor dem «Hirschen» bereit. Schweigend geht der Zug durch den Schnee. Ziel unbekannt. Ein Wald türmt seine Zinnenburg hoch und nimmt den Trupp auf. Ein Licht zuckt durch das verschneite Geäst. Ein Christbaum steht mitten im Wald, eine lebendige Tanne, ins silberne Licht der Weihnacht gekleidet. Rings im Kreis steht die Kompanie, Mannen mit Schnäuzen und Bart; in den Stoppeln glitzert der Reif. Sie hören den eigenen Herzschlag unter zugeknöpftem Kaput. Eine Schweizer Fahne geht hoch. Ein Trompeter bläst das Lied von der «Stillen, heiligen Nacht». Ein Oberleutnant liest die Bot-schaft der Bibel, ein anderer den Tagesbefehl des Generals, der ir-gendwo in einer Jura-Baracke symbolisch mit der ganzen Armee

Weihnachten feiert. Der Hauptmann tritt in den Kreis. Er hat seinen Leuten eine Botschaft zu künden:

«Mannen! Jede Kerze da am Baum ist wie ein Soldat. Eine Kompanie von Herzen, ein Regiment von Licht! Alle brennen aufwärts zum Wappen der Schweiz. Krippe und Kreuz strahlen im Licht dieser Kerzen. So steht Ihr da! Und das Land weiss darum und dankt euch dafür. In eurem Schutz kann es Weihnachten feiern. – Wie die Kerzen am Christbaum buntfarbig sind – weiss und rot, gelb oder blau –, so stehen in unserer Truppe Männer verschiedenen Standes, verschiedener Berufe und verschiedener Kantone. Alle aber brennen wie Kerzen, und in ihrem Schutz steht hellerleuchtet das Wappen. Nur alle zusammen vermögen eine Kriegsnacht zu erhellen. Darum seid einig, pflegt Kameradschaft und haltet Frieden! Gott schirme unser weihnachtsfriedliches Land!»
Mit den lieben alten Christnachtliedern vertropfen die Kerzen am Baum. Die erste stirbt, dann die zweite, dann alle. Schweigend stehen die Mannen im Schnee. So löschen irgendwo im Kriegsland Dörfer und Städte aus; so sterben tapferer Kompanien dahin ... Allmächtiger, schütze Du!

Soldatenpakete. Jeder Schweizer Soldat, der in dieser Weihnacht auf Grenzwacht stand, bekam sein Paket. Eine halbe Million Pakete wurden verteilt. Sie enthielten Nützlichkeiten und Süßigkeiten zum Fest; Socken, Bleistifte, Stumpen, Schokolade, ein Büchlein – und jedes Päcklein den Brief eines Kindes. Dieser Brief war das Liebste, so sagten es Tausende der Weihnachtssoldaten. Es wird Männer geben, die den «Brief ihres Kindes» noch nach Jahren in der Briefftasche hüten. Ich habe viele dieser Briefe gesehen, einige sogar abgeschrieben. Zwei lasst uns lesen!

«Lieber Soldat! Ich kenn dich nicht, aber ich habe dich gern. Ich bin ein junger Schweizer und gehe in die zweite Klasse. Ich heisse Rochus. Wenn ich gross bin, will ich Offizier werden. Lieber Soldat! Du beschüttest die Grenzen unseres Landes. Wenn ich schlafen kann, musst du wachen. Wenn ich in der Stube spielen darf, musst du in der Kälte stehen. Bald kommt das Christkind zu uns. Dann werde ich an dich denken, lieber Soldat, wenn du nicht wärest, käme es nicht! – Rochus.» «Lieber unbekannter Soldat! Ich bedaure es, dass so viele Soldaten an Weihnachten nicht bei Frau und Kindern sein können. Dieses Jahr gibt es eine leere Weih-

nacht. Aber wir vergessen euch nicht. Alle Wochen beten wir um den Frieden, die ganze Schule tut das. Bei uns hat es auch Soldaten. Wenn sie abends heimkehren, haben sie oft ganz steife und schmutzige Hosen und braune Hände. Es hat viele dabei, die noch nie mit einer Schaufel arbeiten mussten. Jetzt tun sie das alles fürs Vaterland, das sind wir. Wenn du noch etwas brauchst, Socken, Lismer, Pulswärmer oder eine Ohrenkappe, schreibe mir nur, wir lismen jede Woche in der Schule für euch. Am liebsten möchte ich dir meine Hände geben und Vergeltsgott sagen, du lieber Soldat! Frohe Weihnachten wünscht dir –

deine Elsi.»

Das Christkind fährt auf dem Rhein. «Irgendwo» im Aargau war es. Über den Wassern des Rheins sah man deutschen Boden. Es war Heilige Nacht. Soldaten einer Grenzwachtkompanie hatten auf ein kleines Floss einen Christbaum mit brennenden Kerzen montiert. Dann legten sie einen Brief in den Baum: einen freundnachbarlichen Gruss aus der Schweiz. Adressiert war er nicht. Ob das Christbaumfloss am deutschen oder französischen Ufer anlegen würde: es sollte einfach Botschaft der Friedensnacht sein.

Das Floss stiess vom Ufer. Langsam trieb es gegen die Mitte des Rheins. Tausendfach spiegelten sich die Lichter im Fluss. Drüben standen Soldaten, einsatzbereit; weiter unten Soldaten, alarmbereit. Mitten durch friedloses Land trieb der Christbaum dahin. Eine Arche des Friedens? Oder Christkinds Flucht nach Ägypten? ... Die Kerzen brannten; und keiner, der sie sah, sprach ein Wort.

Hptm. Fpr. Scheuber, Ter. Rgt. 78

Weihnachts-
stimmung im
Bergdorf

Der vorletzte Tag vor dem Heiligen Abend des ersten Kriegsjahres ist angebrochen. Nichtssagend lautet der Tagesbefehl: 06.00 Tagwache, 0615 Frühturnen – 0815 Marsch nach V..z.. a (Valzeina). Das Thermometer zeigt fünfzehn Grad Kälte; die Strassen tragen wenig Schnee. Die sechs Batteriemusikanten setzen widerwillig und erst auf Befehl des lebenswürdigen, aber nicht weniger energischen Oberleutnants ihre Instrumente an die Lippen. Schon nach ein paar kläglichen Versuchen verstummen die Töne. Eine

dünne Eisschicht auf der Strasse macht die Trompeter und uns Kanoniere auf den abgenützten Bergnägeln zu reinsten Balance-Akrobaten.

Aber weiter, immer weiter geht es auf der fast endlosen Geraden, in wenig militärischer Geschlossenheit. Durch lockeren Schnee stapfen wir einen steilen Waldweg hinauf, was trotz der Steigung müheloser ist, als auf der glatten, gefrorenen Strasse. Nach dem Verlassen des Waldes ziehn wir mit der erwärmenden Sonne auf schmalem Pfad dem weit zerstreuten Bergdörfchen zu. Von ferne grüsst der spitze Kirchturm. Am Wegrand, auf Schneehaufen wird erste Rast zur Zwischenverpflegung gehalten. Die paar rotbetresten Bläser schmettern dazu frohe Weisen in die weite weisse Taleinsamkeit, die die Sonne so golden durchflutet. Wir steigen noch höher hinauf. Ab und zu holen wir Kinder ein auf ihrem weiten Weg zur Schule. Schelmisch lächelnd hat der unternehmungslustige Oberleutnant freundliche Worte für sie alle.

Das Dörfchen ist erreicht. Ein paar braungebrannte Häuser bilden mit der Kirche und dem Schulhaus seinen Hauptteil. In einer von humorvollen Zürcher Soldaten gezimmerten offenen Küche lassen auch wir unsere Suppe dampfen. Ergötzend bewundern wir die künstlerisch geschnitzten Sprüche rund um die Hütte:

En guete Spatz, e gueti Schnalle,
das bringt das Schwyzer Bluet zum Walle.

Und wänn's em Füssel no so fürcht, d'Hauptsach ischt, wänn
d'Chuchi rücht.

Willst mit dem Feinde du dich messen – musst du aus unserer Küche essen!

Wie wir Gebirgsartilleristen, erfreuen sich die Dorfleute, der Pfarrer, der Schulmeister und die Schulkinder an den bekannten Volksweisen der Musikanten.

Oberleutnant B. will unsern Rückmarsch durchaus wintersportlich gestalten. Mit seinen, des geistlichen und des weltlichen Jugenderziehers guten Worten gewinnt er bald die Herzen der erst schüchternen Kinder für seine stimmungsvolle Idee. Im Nu haben wir über zwanzig Schlitten beieinander. Auf 15.00 ist die «Schlitteda» angesetzt. Bis dahin geniessen wir noch von aussichtsreicher Warte den herrlichen Rundblick in der Bündner Herrschaft

und in die tiefverschneite zackige Rhätikon-Kette, die sich besonders eindrucksvoll vom blauen Firmament abhebt. Vom Kirchturm schlägt es mittlerweile 15.00. Kichernd poltern die Schüler stürmisch aus der Schulstube. Kurze gegenseitige Begrüssung erfolgt, und in langer Kolonne sausen jung und alt, Buben und Mädchen, mit einem Artilleristen als getreuem Lenker zu Tal. Nach halbstündiger, für uns «ältere Knaben» beglückend-köstlicher, schneewirbelnder Fahrt langen alle wohlbehalten beim rauschenden Bergbache an. Mit einem dankbaren Händedruck, einer süssen und klingenden Beigabe verabschieden wir uns von den Kindern. Sie treten mit ihrem Schlitten in Begleitung des Lehrers den zweistündigen Weg in ihre hochgelegene Heimat wieder an. Begeistert, zufrieden schmunzelnd, ziehen wir Landstürmler unserm Kantonement zu. Doch, auf halbem Wege wartet uns eine neue Überraschung. Ein Lastwagen – durch den uns stets wohlgesinnten Offizier requiriert – erspart unsern glattgelaufenen Bergschuhen eine weitere Abnützung. Selbstzufrieden und in froher Laune kehren wir am Abend ins Kantonement, in den Saal eines Bündner Bahnhofbuffets ein. Die glückliche Stimmung hält weiter an. Denn für die Liebenswürdigkeit, mit der uns die Bergkinder ihre Schlitten zur Verfügung gestellt haben, wollen wir jedem mit einem Soldatenpäckli eine bescheidene Weihnachtsfreude bereiten. Mit väterlicher Fürsorge besorgen einige das Herrichten der Päckli. Alle möglichen Arten leerer Kartonschachteln, an denen kurz vor den Festtagen bei uns Soldaten kein Mangel ist, wandern auf die Packtische. Einige Kilo Orangen, für die Bergkinder ein seltener Genuss, sind bald eingekauft. Für Chrömlli gibt es Eigengebäck, eine schöne knusperige Auswahl. Eine Menge solcher Süssigkeiten sind auf Anordnung unseres Batteriechefs unter der fachkundigen Anleitung eines strammen Artillerie-Bäckermeisters für die Soldatenkinder unserer Batterie und unsere Weihnachtsfeier entstanden. Von diesen geben wir den Berglern gerne ab. So teilen wir uns in die Arbeit. Der eine schreibt für jedes Kind die vorsorglich gefragte Adresse. Andere füllen die Schachteln mit den Orangen und den Chrömlli. Wieder andere richten das in allen Formaten und Farben zusammengetragene Packpapier und verschnüren die fertigen Päckli. Ein jeder ist mit Feuereifer dabei, gerade so, wie wenn er seinen eigenen lieben Kindern eine Überraschung bereiten möchte.

Am andern Morgen fährt eigens ein Auto mit den dreiundzwanzig Päckli nach dem einsamen Hochtal.

Wir alle aber verweilen in Gedanken bei den Bergkindern. Wir vermeinen es sehen zu können, wie ihre Augen glänzen im Scheine der Kerzen an der weihnächtlichen Abendfeier in der kleinen Dorfkirche. Wie jedes von ihnen ein von dankbarglücklichen, weihnachtsfrohen Wehrmännern gespendetes, bescheidenes Soldatenpäckli heimtragen darf.

Uns Kanonieren aber bedeuten diese Stunden erinnerungsreichen Erlebens innere Herzensfreude.

Gfr. Frech, Geb. Bttr. 203

Die Heilig Nacht im Wafferoock
Und Huis und Hei so wyt! –
Da chamme säge, was me will,
Hit hed me Längizyt.

Soldate-
Wiehnacht 1939

Me schlickt und drickt, bis* schier der Chrampf
I Adamsäpfel gid. -----
Potz sappermänt, das wär mer nu,
D'Soldate bääggid nid.

Daheime sellids nume sehen
Ums Bäumli ume stah,
Sie sellid singe, lustig sy
Und de i d'Metti gah.

Und nachhär sellids gschwind is Bett,
Is lind, is herrlich Näst
Und traime, ihre Vati syg
De ds nächst Jahr ai bim Fäst.

Es fährt eim chryz und quer i Schopf
I däre Heil'ge Nacht. -----
Jetzt fertig mit däm Flaisä-Zyg,
Mier sind ja uf der Wacht.

Der Stabler besser ufe Chirps,
Und ds Chlepf-Schyd rächt i d'Hand,
Mis Opfer ist fir Wyb und Chind,
Fir Gott und Vaterland.

Frau H. Egger-von Moos

135

E Hampfle Münsterli

Inspektion

Von uns dreien hätte allein Hausi das Zeug zu einem Korporal –wenn nicht zu mehr–gehabt. Miggi, der Photograph aus dem schönen Berner Oberländer Bergdorf Mürren (im Vertrauen gesagt: er war es, der damals Rita Hayworth und Ali Khan in ihrer Liebe Maienblüte aus dem Verborgenen heraus knipste!), war zu pring, zeitweise nicht gerade gut zu Fuss und vor allem – für diesen Zweck – allzu versöhnlich und friedfertig. Ich selbst – nun, Korporal Sand hat es mir in der RS oft genug gesagt, wie gut ich getan habe, keinerlei solche Aspirationen anzumelden. Hausi dagegen, der Dritte, oder besser: der Erste in unserem Bunde, Installateur von Beruf, Hüne von Gestalt, stimmlich von nicht zu überhörender Lautstärke, gewehrgrifflich praktisch vollkommen, hätte sich mit Leichtigkeit den notwendigen Respekt zu verschaffen gewusst. Ausserdem war er im Morsen la, wir dagegen im Vergleich zu ihm wahre Stümper. Einmal, es war in Affoltern am Albis, genossen auch Miggi und ich, natürlich im Schatten Hausis, während kurzen Minuten das hohe Gefühl des Befehlendürfens. Das kam so: Rolf, ein eher schmaler Wurf, war eben, aus der Rekrutenschule kommend, zu uns gestossen. Ein wenig schüchtern, wie uns schien, und ans Gehorchen noch gewohnt, betrat er mit Sack und Pack unser Kantonement. Sauber gebürstet, gestrählt und geputzt, mit glänzender Gamelle, spiegelnden Schuhen und musterhaft gerolltem Kaput traf er also auf uns jassende alte Krieger. Buchstäblich wie aus dem Truckli stand er vor uns. War es diese Makellosigkeit, die den Teufel in uns sich regen liess? Kaum hatte Rolf seine siebenmal siebzig Sachen abgelegt, hatten wir uns auch schon erhoben, musterten ihn mit kritischen Blicken, und schon wies Hausi mit dem Finger auf die Schuhe des neugebackenen Soldaten und fragte mit schneidender Stimme: «Was ist das?» Rolf starrte zuerst auf

uns, dann auf die Schuhe, und wieder auf uns, und wusste keine Antwort. Aber schon schnarrte Hausi weiter: «Dreck ist das, Dreck! Rückt man so bei uns ein? Du hast noch eine Ahnung von Retablieren! Nun aber marsch, an die Arbeit, bevor der Lefti das sieht!»

Rolf schnallte seine Schuhe ab, erschrocken wohl über soviel Sauberkeit, aber doch beflissen, die Sache in Ordnung zu bringen. Es war das einzige Mal, dass wir Rolf einen Befehl erteilten. Das Blatt wendete sich rasch. Im nächsten Aktivdienst erschien er als Korporal, dann wurde er Leutnant und unser Zugführer. Er hat uns unsere Frechheit nie übelgenommen, und gottseidank war er bei den Inspektionen bedeutend milder als wir mit ihm, sonst wären wir arme Gesellen gewesen! Als wir vor einigen Jahren den letzten WK unter seinem Kommando absolvierten, er war inzwischen Hauptmann und unser Kompaniekommandant geworden, und zum letzten Mal vor ihm hätten erscheinen sollen, bewies er wiederum seine Grosszügigkeit. Wir waren von mehrtägigen Manövern in Schnee und Regen zurückgekehrt, unsere Schuhe, Kleider und die Karabiner starren vor Dreck, und wir hätten sie reinigen sollen. Nun, reden wir lieber nicht davon. Schliesslich war es unser zweitletzter Tag bei den Siebzehnern, und in jener Gegend reift ein süffiger Traubensaft. Als nun der Hauptmann, tadellos gebürstet und geputzt wie eh und je, auf der Türschwelle unseres Kantonnementes stand, genügte ihm ein einziger Blick, um zu erkennen, woran er bei dieser Inspektion mit uns war. Einen Augenblick schaute er uns drei an – vielleicht gingen seine Gedanken zurück nach Affoltern am Albis –, dann machte er Rechtsumkehrt und verschwand.

Fk. Häsler, Geb. Na. Kp. 17

Wir waren in der Papierfabrik Landquart einquartiert. Am Samstag wurde uns Sonntagurlaub versprochen, sofern Fahrzeuge und Geschütze um 14.00 zur Inspektion absolut sauber seien. Wir zerlegten die achtzehn Kanonen und putzten, so gut es ging. Als wir das schwere Geschützrohr wieder in den Geschützmantel schoben, verklemmte es sich aus irgendeinem Grunde. Es fehlten etwa drei Millimeter, aber sie genügte, die Klinkensicherung nicht einspringen zu lassen. In der Verzweiflung stellten wir ein dickes Brett an die Fabrikmauer und

Das ver-
schwundene
Geschütz



fuhren mit dem Geschütz hoh-ruck! hoh-ruck! dagegen. Die Folge war eine noch stärkere Verkeilung. Das Rohr konnte weder ein- noch ausgeschoben werden. Der Büchser war bereits im Urlaub ... und wir verzweifelt.

Da kam uns die rettende Idee. Im Kantonement, das zu ebener Erde lag, war doch hinten noch ein neuer Strohhallen. Wir zogen das widerspenstige Geschütz in den Schlafsaal und errichteten darüber einen Strohhallen. Es war nichts mehr zu sehen.

An der Inspektion waren alle, d.h. siebzehn Geschütze tadellos sauber. Keinem der Offiziere wäre es in den Sinn gekommen, die Anzahl festzustellen.

Mein Urlaub war etwas «nervenaufreibend». Jedes Telefon liess mich zusammensucken. Am Montag zahlte jeder der Gruppe dem Büchser zwei Franken, und dann hatten wir wieder achtzehn einsatzbereite Geschütze.

Kan. Burgauer, Mot. Ik. Kp. 30

Gewehrgriff

Der Gewehrgriff der Kompanie klappte famos.

«So, jetzt nonemol so eine und de Fyrobe!» befahl der Hauptmann.

Beim Gewehr-bei-Fuss-nehmen kam einer zu spät. Donnernd schrie der Gewaltige: «Wär isch das?, soll mälde!»

Da tönte es aus der hintern Reihe: «Herr Hauptma, Schütz Frey.»

«Ja, natürlich, der Frey!» brummte der Kommandant, «es mues eben in jedem Zirkus e dummen August ha!»

Prompt meldete Schütz Frey: «Zu Befehl, Herr Direkter!»

Ein verhaltenes Grinsen ging über die Gesichter der Dätel, und fröhlich lachend befahl der Kommandant: «Kompanie abtreten!»

Allerlei Ergötzliches und weniger Ergötzliches von der Orts-Flab. Zürich

Im Dezember 1940 fielen Bomben auf Zürich, und am Heiligen Abend erhielten die Flab.-Soldaten den Befehl, am 26. Dezember – dem zweiten Weihnachtstag – einzurücken.

Zu dieser Zeit befand sich Flab.-Soldat Geissmann im Kanton Aargau. Da er arbeitslos gewesen war, tat er nun Dienst in einem Beobachtungsdetachement. Er war auf Patrouille, als das Aufgebot im Kantonement eintraf, und so kam es, dass er zu spät – erst nach Mittag – auf dem Sammelplatz der Flab, eintraf. Er hatte seit morgen früh nichts mehr gegessen, und als er nun gerade noch sehen konnte, wie die Fassmannschaft die Tische abräumte, wurde seine schlechte Laune nicht rosiger. Nichtsdestoweniger meldete er sich vorschriftsgemäss beim Höchstkommmandierenden, Oberstleutnant B., und erklärte ihm den Grund seines Zuspätkommens. Oberstleutnant B. betrachtete sich den Mann, der nach mehrmonatiger Dienstzeit natürlich nicht mehr wie aus dem Ei gepellt aussah, und bemerkte schliesslich: «Was isch au das für ä Schlampe- rei mit Euem Ceinturon? Chönnd Ihr dä nöd besser azieh? Das isch doch kei Ornig!» Oberstleutnant B. hatte eine tiefe, laute und achtungsgebietende Stimme. Aber der hungrige Flab.-Soldat Geissmann war auch nicht auf den Kopf gefallen, als er in streng dienstlicher Haltung und mit ebenso kräftigem Organ ingrimmig herausschmetterte: «Herr Oberschtlütenant, dä Ceinturon isch scho rächt, aber ich sett halt wider emal öppis z'frässe ha.» Diese Antwort gefiel dem Oberstleutnant anscheinend nicht schlecht, denn er winkte einem die Szene mit beifälligem Schmunzeln beobachtenden Unteroffizier und befahl ihm, den hungrigen Geissmann zur Küche zu führen und dafür zu sorgen, dass «dä Maa zwee Schüblig überchunnt».

Wir befanden uns zur Absolvierung eines Schiesskurses in Montana. Der Dienst war ausserordentlich anstrengend, die Offiziere scharf, und wir sehnten den letzten Tag herbei. Unser Kommandant war ein Major, dessen Passion das Alarmschlagen war. Das Kantonement befand sich in einem alten, verlotterten Hotel, an dem nichts an frühere Pracht erinnerte. Der Innere Dienst wurde uns durch den Feldweibel, einem stämmigen, baumlangen Berner, erleichtert. Er achtete zwar ebenfalls auf absolute Ordnung. Sobald er aber diese festgestellt hatte, war er befriedigt.

Es war in einer der letzten Nächte, da hörten wir am Morgen früh – es mochte vier oder fünf Uhr sein – in den Gängen aufgeregtes

Laufen. Plötzlich wurde die Türe aufgerissen und hereingebrüllt: «Füüralarm!» Nun, wir wussten, was wir zu tun hatten, und fluchend und lamentierend über die Rücksichtslosigkeit, uns nicht einmal den so nötigen Schlaf zu gönnen, packten wir den Tornister, rafften Woldecke, Zeltblache, Gewehr und Schanzwerkzeug zusammen und begaben uns auf den Platz vor dem Hotel, wo wir uns zu besammeln hatten. Es regnete, und als der Alarmmajor die Inspektion vornahm und kontrollierte, ob auch jeder alles mitgenommen habe, da sah er lauter verdriessliche Gesichter. Aber wie gross war sein Erstaunen und seine Empörung, als er zum Feldweibel kam und feststellen musste, dass dieser nichts, aber auch gar nichts mitgenommen hatte. «Was fällt Ihne eigetli y, Fäldweibel, wo händ Sie Ihri Sache?» schnarrte er ihn an. Mit bekümmelter Miene, aber in strammer Haltung erwiderte der Berner, der den grossen Major noch um etliches überragte: «S'isch alles verbrönnt.» Der Rest war ein homerisches Gelächter, in das zuletzt auch der Major einstimmt.

Flab. Sdt. Frei, Flab. Bttr. 302

Hei schicke!

Der Hauptmann trifft Füsilier Looser auf der Wache beim Rauchen an. Wütend stellt er ihn zur Rede: «Ihr sötted jetz bald wüsse, dass me nüd darf rauche uf der Wach! Was miechtet Ihr mit-eme derige Soldat?» «Hei schicke, Herr Hauptma!», gibt Looser seelenruhig zur Antwort.

Brun (Nebelspalter)

Der Khdf.

Wir hatten eine Zeitlang bei unserer zusammengewürfelten Truppe den Khdf. (Kriegshundeführer) Geissbühler, der ein flotter Kamerad und fideler Gesellschafter, daneben aber ein ausgekochter Spitzbub war, wenn es galt, einem Vorgesetzten oder der Wache ein Schnippchen zu schlagen. Sein Zögling, ein schwarzer, gross und kräftig gebauter Wolfshund, war unzertrennlich mit ihm verbunden, und oft schon, wenn Geissbühler abends mit Verspätung heimwärts gondelte, hat ihm das Hundevieh aus der Patsche

geholfen. So auch an jenem Abend. Es war eine angenehme und trinkfeste Gesellschaft, in der sich Geissbühler sehr wohl fühlte, so dass er viel zu spät aufbrach. Das Pech wollte es nun, dass er diesmal einer Wacht-Patrouille, die er sonst geschickt zu umgehen wusste, direkt in die Hände lief. Die Ruhe verliess ihn trotzdem nicht. Mit der linken Hand hielt er seinen riesigen Hund an der Leine, und rasch hatte er unter dem rechten Arm eine Zeitung festgeklemmt, so dass er in seiner Bewegungsfreiheit etwas gehemmt schien. Auf Befragen der Wache erklärte er, selbstverständlich eine Bewilligung für verlängerten Ausgang zu besitzen, und geschäftig suchte er mit der freien, durch die Zeitung freilich behinderten Hand die Taschen ab, mit dem Ergebnis, dass sich der Ausweis nirgends fand. Mit voller Absicht, doch wie von ungefähr, zog er dabei das Halsband seines «Max» ruckweise an, worauf dieser ein drohendes, tiefes Knurren von sich gab. Die beiden Wehrmänner traten rasch einen Schritt zurück. Damit war die Schlacht eigentlich schon gewonnen, denn als Geissbühler daraufhin bat, einer der beiden Patrouilleure möchte ihm für einen Augenblick den etwas gefährlichen Hund halten, damit er in der Zwischenzeit der Brieftasche den Ausweis entnehmen könne, lehnten beide das Wagnis bestimmt ab. Durch den gezeigten guten Willen jedoch überzeugt, verzichtete die Wache auf Prüfung des natürlich gar nicht vorhandenen Aktenstückes, und leise schmunzelnd und seinem Kameraden liebevoll den Rücken tätschelnd, zog Geissbühler im gemütlichsten Tempo von dannen.

San. Kpl. Feller, Armeestab KMV

Unvermeidlich-notwendige Vorbemerkung: Meine militärische Laufbahn begann bei der Feuerwehr des Dorfes, in dem ich als Schulmeister schlecht und recht mein täglich Brot verdiente. Man hatte mich zum «Korporal» befördert. Aber da weder mein Vater noch ich jemals Militärdienst geleistet hatten, war kein «Soldatenblut» in meinen Adern, und die vielversprechend begonnene Karriere nahm einen seltsamen Verlauf. Die Qualifikation lautete schon sehr bald: Viel zu weichlich in der Mannschaftsbehandlung, kein entschiedenes Auftreten und so. Kein Wunder, dass die dörfliche Feuerwehrkommission meine Degradierung ernstlich in Betracht ziehen musste. Aber das war hinwiederum doch unerhört.

Der Urlaub

Noch nie war es vorgekommen, dass man einen Chargierten seines Amtes enthoben hätte! Der Skandal im Dorf wäre unvermeidlich gewesen. Ratlos und verlegen erwog die Kommission einen glimpflichen Ausweg aus der verzwickten Sackgasse. Und er wurde gefunden! Man beförderte mich zum «Chef des Personellen», mit dem Grade eines Fouriers! Die neuralgischen Berührungspunkte mit der Mannschaft waren damit, was die feuerwehrtaktisch-strategische Seite anbelangt, so gut wie ausgemerzt. Ich konnte fast kein Unheil mehr anrichten.

Also das war die etwas unrühmliche Ausgangslage, als ich bald nach Beginn des Zweiten Weltkrieges als Vierzigjähriger und eingeleiteter Zivilist zum Militärdienst eingezogen wurde. Sozusagen aus dem Handgelenk wurde ein beträchtliche Anzahl Hilfsdienst-Detachemente aus dem Boden gestampft. Sie hatten in der weiten Linthebene zwischen Walen- und Zürichsee einen Sonderauftrag auszuführen. Es widerstrebt mir heute noch, militärische Geheimnisse zu lüften; daher sei klugerweise verschwiegen, worin unsere Aufgabe bestand. Item – nach einem achttägigen Schnellbleiche-Kadervorkurs übergab man mir ein HD-Detachement von 120 Mann und ernannte mich zum Obmann dieser Einheit. «Arrangez vous! Irgendwie wird es schon gehen!» war der aufmunternde Zuspruch der vorgesetzten militärischen Stelle. Und es ging tatsächlich manchmal «irgendwie»! Die Leute, deren Führung mir nun anvertraut war, gehörten, wie ich selbst, zur dritten und vierten Garnitur des eidgenössischen Heertrosses. Das erkannte man schon an unsern Uniformen, die man ohne Zweifel aus den vermotteten Beständen der Zeughäuser mühsam hervorgeklaubt hatte. – Am schlimmsten war es nun mit den aus gesundheitlichen Gründen aus der aktiven Armee umgeteilten Leuten. Sie fühlten sich erniedrigt und gedemütigt. In meinem Detachement figurierte ein ehemaliger Mitrailleurkorporal. Meine katastrophale, kaum zu überbietende Unerfahrenheit und Hilflosigkeit hatte er bald erkannt und nützte diesen betrüblichen Umstand auch weidlich aus. – Eines Abends erschien er nach dem Hauptverlesen im KP und verlangte Urlaub. «Meine liebe Braut Anneli Roth liegt mit einer schweren Lungenentzündung darnieder. 41 Grad Fieber! Tödliche Krise! Möchte sie doch noch einmal sehen.» Das Ding gefiel mir nur halb. Ich entliess den Mann mit der Bemerkung, ich wolle mir die Sache bis am frühen Morgen noch überlegen. Ein telephonischer Anruf im Kreisspital R. ergab, dass Anneli Roth tatsächlich existierte. Sie war Tochter des Spitalgärtners, keineswegs verlobt und erfreute sich bester Gesundheit. – Am andern

Morgen in aller Herrgottsfrühe erscheint der Mitrailleurkorporal wieder auf dem KP. «Wie ist es? Kann ich jetzt den Urlaub haben?» mault er ziemlich unbotmässig. «Es ist nicht mehr notwendig. Eure ‚Braut‘ Anneli ist in der Nacht gestorben. Ich gebe Euch dann drei Tage Urlaub für die Beerdigung!» Da geht ein seltsam-verschmitztes Grinsen über die Gesichtszüge des Korporals. Er schlägt die Absätze so knallend-wuchtig zusammen, dass die HD-Büro-Ordonnanz wackelt. «Zu Befehl! Herr Obmann! Anneli ist gestorben!» und verlässt fluchtartig den KP.

Obm. Fischer, Arb. Det. 2 ZH

Der Hauptmann erwartet als Sekretärin ein Fräulein vom FHD, Jahrgang 1893.

Die neue Sekretärin

Als das Fräulein erscheint, meldet die Ordonnanz: «Herr Houpmä, 's Grossmüeti wär jetzt do!»

fis (Nebelspalter)

Mit tadelloser Vollpackung steht die Kompanie in Inspektionsaufstellung. Der Bataillons-Kommandant rollt an. Wir sind noch nicht an der Reihe. Erst wird der Train so richtig ausgequetscht. Es scheint, als ob der Bataillons-Kommandant nicht in bester Laune wäre. So was kommt nun mal in der besten Familie vor.

Der «tadellose» Kaput

«Kompanie Achtung steht!» Der Hauptmann meldet die Kanoniere und Mitrailleure. Der Bataillons-Kommandant schreitet die Glieder ab. «Was soll dieser Staub in der Kaputfalte?» donnert er los, «schlecht gerollte Mäntel, meine Herren!» Zehn, zwanzig Pakungen finden keine Gnade vor dem gestrengen Auge. Heute ist mit dem Herrn offenbar nicht gut Kirschen essen.

«Die Offiziere zu mir! Sehen Sie, meine Herren, das hier ist ein Kaput! Tadellos gerollt, prall, guter Sitz, etwas anderes ist nichts wert!» Seine Hand versucht in die Falte zu fahren. Geht nicht, das Zeugs ist zugenäht. «Donnerwetter, was ist das für eine Art, einen Mantel zu rollen, schnallen sie das Ding mal ab!»

Schwitzend reisst der Kanonier seinen Kaput vom Sack. Die Kompanie kichert lautlos, der Hauptmann schluckt dreimal leer. Der Bataillons-Kommandant gerät leicht in Zorn. Der vorbildliche Kaput entpuppt sich als eine grossartige Attrappe. Zusammengenähter Stoff mit Stroh satt ausgestopft. Tolle Sache.

Der Bataillons-Kommandant tobt, der Kompanie-Kommandant ist verlegen, der Feldweibel schüttelt den Kopf, die Kompanie hält mit Gewalt an sich, um nicht brüllend herauszuplatzen. Das Mass ist voll, der Bataillons-Kommandant verlässt wutschnaubend den Platz.

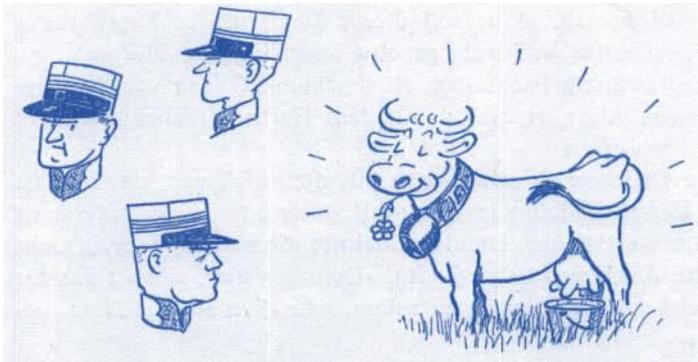
Das war allerdings ein ansehnlicher Klecks im Reinheft. Der Bart wurde uns umgelegt, wie einem siebenfachen Raubmörder der Strick. Was tut's, wir nahmen die Geschichte nicht tragisch, denn nach wenigen Tagen wurden wir trotzdem nach Hause entlassen.

Lt. Eglin, Stabskp. Füs. Bat. 75

Vergleich

I dr Batterie hei mer Offizier, he! Da sy Lüttnants, die hei e Schtärn am Chrage und am Huet e Schtrich, he! De hei mer no ne Oberlüttnant, dä hett zwe Schtrich, he! Der Houpmme, he, dä het drei Schtrich, un-e ganz e gwöhnlechi Chue het vier Schtrich u git erseh no Miuch!»

Gfr. Stooss, F. Btr. 18



Der neue Kommandant war spät abends nach dem Standort Ragaz gekommen; wir hatten ihn noch nicht gesehen. Am Morgen hatten wir eine kleine Übung in der nächsten Umgebung. Die herrlichen grossen Herzkirschen waren reif, und es konnte uns wohl kaum stark übelgenommen werden, dass jeder neue «Stellungsbezug» so ganz «zufällig» unter einem Kirschbaum lag. Je länger wir übten, desto höher an den Bäumen hingen die Kirschen. Gegen 11.00 waren sie nur noch mit raffinierten Kunstgriffen zu erreichen.

Der dicke Korporal schien besonderen Durst zu verspüren. Wir brachten daher unsere Infanterie-Kanone so in Stellung, dass sich das Geschützrohr in der einzig richtigen «Schussrichtung» befand. Wir, die fünf Leute der Gruppe, sasssen auf den Spreizen, und der Korporal stand ... auf dem Geschützrohr.

Da geschah etwas Furchtbares. Überraschend tauchte ein Drei-Gallonen-Hut auf und liess nach drei weiteren Schritten den neuen Kommandanten in seiner vollen Länge vor uns stehen. Wir schnellten automatisch in die Höhe. Das Geschütz mit dem schweren Korporal darauf bekam das Übergewicht, stürzte um, und der Unteroffizier lag, mit rotem Kopf und verschmiertem Mund im Grase und war unfähig, sich auch nur zu bewegen, geschweige denn die Gruppe zu melden.

Der neue Hauptmann hatte grosse Mühe, sein Lachen zu verbergen. Nachdem er uns «schwere Konsequenzen» in Aussicht gestellt hatte, hörten wir nie mehr etwas von der Sache. Der Kommandant hatte sich bei uns, und wir bei ihm gut eingeführt!

Kan. Burgauer, Mot. Ik. Kp. 30

Es isch e so Sitte gsi bi üsere Einheit, dass alli Unteroffizier am gliche Tisch gsässe hei, wenn's einigermasse ggange isch. Do si mer emol üsere vierzäh Ma gsi amene länge Tisch inere chlyne Wirtschaft. Z'Mittag het's wyssi Böhnli gä und mir hei die ziemlich gärn gno. Während em Ässe chunnt e Reisend ine, also e Vertreter, und het mit der Wirti es Gschäftli gmacht. Mir hei zum Ässe nie nüd z'trinke bstellt, bis d'Suppe gässe gsi isch, und jetz wäres noch gsi. D'Wirti isch cho froge, was mer wölle trinke, do rüeft dä Reisend: «Bringet dene Manne zwee Liter Wysse.» Das hei mir gärn akzeptiert. Im glyche Momänt chunnt e Motorwägelerkorpis yne, hett nid emol rächt grüesst und isch grad zuechgehocket. Är müess do häre cho ässe, heig

Suure Wy!

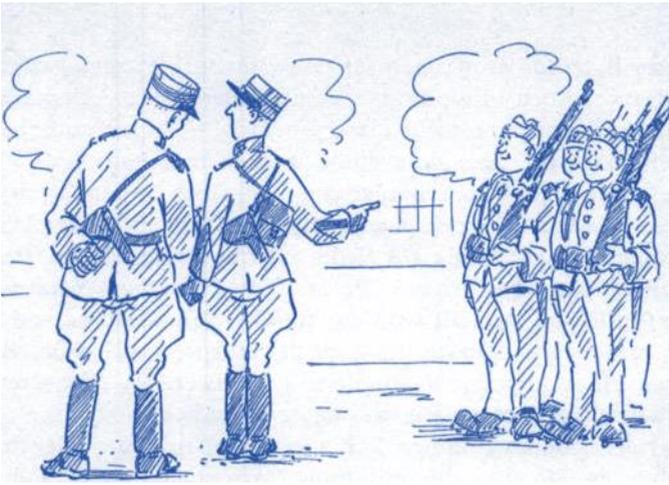
men ihm gseit, är heig der Oberst Sowieso dahäre gfuehrt mit sym Wage. Dä Korpis isch üs nid grad sehr sympathisch gsi, will är e so hochtrabend referiert het. Anhaltend hett dä verzeih, wien är mit dene Herre müess umefahre usw. usw. Unterdesse isch dä Wy ygschänkt worde, und eine vo üsne Manne verlangt no chly Essig für i die Böhnli. D'Wirti hett es Wyglas voll Essig ufe Tisch gstellt, ganz unabsichtlich i d'Nöchi vo däm Laferikorpis. Mir isch sofort en Idee cho – näbe mir isch e Büroordonnanz gsässe und nachhär isch grad üses Opfer cho. I ha dere Büroordonnanz gseit, dass niemers hett chönne ghöre: «Schieb däm das Essigglass zueche und nimm ihm der Wy ewäg.» Der Essig im Glas hett nämlich ganz glich usgseh wie üse Wysswy. Die Büroamsle isch nid grad der dümmscht gsy und hett ganz hübscheli gfunktioniert. Won är die beide Gleeser ganz noch bynenang gha het, hett er ne no schnell abglänkt... und scho het dä Glaswächsel stattgfunde. Ig ha vor luuter Schadefreud fasch nümme chönne ässe und ha bständig vor mi hii glachet, es het nämlech gar niemer am Tisch öppis gseh. Jetz isch dä Moment cho, wo mir hei afo Prost mache. Alles het zämegstosse, und ig ha müessen ewäg luege, süsch hätt ig luut useglachet. Dä hett nämlech e toue Schluck gnoh... und nachhär hett er gspeut und ghueschtet und g'cheibet, dass es ke Gattig gha het. Ou är het nid gwusst, wär das gmacht het, süsch hätt er dä z'Fätze verrisse, so isch dä Korpis wüetig gsi. Mir hei dergliche to, är heig z'lätze Glas gno, aber vo denn a hett dä wohlgmeint Offizierschaufför ke Wort me gseit und mir hei ruehig chönne ässe.

Fw. Dornier, Füs. Kp. III/101

Der
Gewehrgriff
von
Anno dazumal

Bei der Generalmobilmachung 1939 rückte ich als Artillerie-Hauptmann des Landsturms ein. Als Einheitskommandant führte ich eine Landsturm-Kanonier-Kompanie (Munitions-Nachschub-Dienst).

Meine Soldaten – zum Teil bis anhin Nichtgewehrtragende – wurden sofort mit der Schiesswaffe ausgerüstet. Da die meisten unter ihnen bereits in Schiessvereinen tätig waren, traten in schiesstechnischer Hinsicht keine Schwierigkeiten auf. Aber was nützt ein Gewehr ohne – Gewehrgriff! Dieser ungewohnte Drill musste fleissig geübt werden – und wie! Tagtäglich erfolgte das «Auf und Ab», bis es endlich «chlöpfte»!



Da wurde mir ein Leutnant zugeteilt, welcher – aus dem Ausland kommend – verspätet einrückte. Ein Welschschweizer, den wir alle gut leiden mochten – sein mangelhaftes Deutsch gab oft Anlass zu grosser Heiterkeit!

Eines Vormittags übte er, zusammen mit einem Unteroffizier, mit einer Gruppe von 12 bis 15 Mann das bekannte «Gewehrgriff-Biige»! Um mir persönlich seine erworbenen Fachkenntnisse vor Augen zu führen, befahl er dem Korporal wegzutreten und übernahm nunmehr selber das Kommando.

Er stellte sich in Positur und kommandierte mit überlauter Stimme:

«Achtung-Steht! »

«Schultert-Gewehrrrrrrr – zwei – drei!»

Und drillmässig flogen die Gewehre in die Höhe. Die Leute verzogen keine Miene – sie standen wie festgenagelt – wie aus einem Guss! Und alle warteten auf das neue Kommando! – Aber das blieb aus! Die Soldaten standen immer noch stramm – todernst – immer noch – immer noch!

Erst jetzt bemerkte ich, wie der Leutnant, fast hilflos, zu mir herüberblickte! Da kommt er auch schon raschen Schrittes auf mich zu und flüstert:

«Mon Capitaine – Saprستي – wie sagt man: Heruntersteigen der Gewehr?»

Ich konnte das Lachen kaum verbeissen, und sofort gab ich ihm die gewünschte Auskunft! Und unverzüglich ertönte das bekannte:

«Bei Fuss – Gewehrrrrrrr!» und hernach das erlösende:

«Rrrrrruh'n!»

Hptm. Meister, Kdt. Lst. Kan. Kp. 17

Der
Leibkutscher

Unser Bataillon war schon längere Zeit im Winteraktivdienst in Davos. Auch unser Brigadekommandant v. E. verlegte seinen Kommandoposten in diese prachtvolle Winterlandschaft. Er besass zwei besonders grosse und schöne Reitpferde, für die geräumige Boxen hergerichtet wurden. Betreut wurden diese Pferde von seinen persönlichen Bedienten. Für den Winterdienst war damals für jeden Kommandanten ein Pelzschlitten samt Beschirrung für das Reitpferd eingeschätzt und zur Verfügung gestellt worden; für den Brigadekommandanten ein Zweispännerschlitten mit der entsprechenden Beschirrung. Eines Abends telephonierte mir unser, als sehr streng, soldatisch und energisch bekannter Brigadier:

«Herr Houpma, miner Ross wei eifach nit zie. Dier heit sicher en Ma, wo die mit mim Burscht cha helfa ifahre. Schicket mir eina morn am Morga am nüni.» Das ist etwas für Führer M. dachte ich mir. Ein Mann, der sich einfach nicht in die Gemeinschaft unserer Einheit einfügen wollte. Er hatte Schwierigkeiten mit den Offizieren und den Unteroffizieren und musste immer ganz speziell im Auge behalten werden. Er war einer der «Fahrenden», beheimatet nach dem Eintrag im Dienstbüchlein in Obervaz. Ein typisch «schwerer Fall» für den Kompaniekommandanten. Ich liess den Mann kommen. «Führer M., Sie meldet sich morn am Morga bim Herr Oberstbrigadier zum Ifahre vo sine Pferd, passet Sie uf, dass nüt dumms passiert.» Der Mann meldete sich ab, nachdem er den Auftrag wiederholt hatte.

Am andern Morgen treffe ich Führer M. nach dem Frühstück, tadellos angezogen, im Kaput, und er meldet sich ab zum Brigadekommandanten. «So jetz längz am Füerer M.», dachte ich mir und war den ganzen Tag gespannt, was nun passieren werde. Nichts passierte, nur dass sich vor dem Hauptverlesen M. zurückmeldete. «So, wie isch denn die Sach abglaufe?», fragte ich meinen Soldaten. «Jo das sind zwei bäumigi Ross. Und wo-ni mi am Morga g'molda ha, het der Herr Oberstbrigadier g'seit: ‚A son a Achtigstellig han i no keini g'seh i dere Brigade‘ und het mer grad en Fülfliber Trinkgäld gä. Morn am Morga muess i denn wieder aträtte.»

Ich glaubte meinen Ohren nicht und war von der Wahrheit der Meldung meines Soldaten nicht restlos überzeugt. Erst als mir unser Brigadier telephonierte, was dieser M. für ein Kerl sei, liess ich der Sache ihren Lauf, und er wurde Leibkutscher für zweispänniges Fahren des Pelzschlittens unseres Brigadekommandanten. Die Aktion hatte gerade das Gegenteil zur Folge, als ich erwartet hatte, und Führer M. soll sogar bis zur Küche und der

Büchse mit dem Weihnachtskonfekt seines Dienstherrn vorge-
drungen sein! Jeden Morgen trat er seinen Dienst an, der ihm of-
fenbar zusagte, und pünktlich zum Hauptverlesen meldete er sich
wieder zurück. Ich war froh über diese Wendung, denn bei mei-
nen Pferden und auch bei der Skiausbildung war M. einfach un-
brauchbar.

Eines Morgens nun ritt ich nach Davos-Dorf und hinein ins
Flüelatal, um zu rekognoszieren, wie weit man mit der Pferdekol-
lonne in diesen Winterverhältnissen ins Tal hinein vordringen
könnte. Es war ein herrlicher, strahlender Wintermorgen, und ich
liess mein Pferd ruhig über die Schneepiste traben und wollte
dann, nach dem Bahnübergang in den Galopp übergehen. Da sah
ich etwas auf mich zusausen, eingehüllt in eine Schneewolke, in
scharfem Tempo die Geleise der Rhätischen Bahn überqueren
und nach Davos-Dorf einbiegen. Ich traute meinen Augen nicht
mehr. Es war besagter Führer M. auf Ski –. Vor ihm eingespannt,
mit einem Skijöringgeschirr, eines der Reitpferde unseres Briga-
dekommandanten. Schweisstriefend sauste der Rapp im Galopp
an mir vorüber, angetrieben von dem abkommandierten «Leib-
kutscher» mit einer Fourgonpeitsche! – Woher er die Ausrüstung
hatte, wie er das Pferd wegnahm und wie er es wieder zurück-
brachte, war mir unerklärlich, ebenso weshalb er, wie ein anderer
in dieser Situation, nicht Hals und Bein brach. «Nun M., jetz häts
aber endgültig g’schellet bi Dier, mi nimmt nu Wunder wievil Tag
das git», überlegte ich mir. Und was hat es gegeben: «Nichts», M.
blieb der Kutscher unseres Brigadiers, denn niemand hat etwas
von den Sonderexkursionen bemerkt. Zur Rede gestellt von mir
am Abend meldete er: «I mues morn wider go.» «Passed aber uf,
suscht chunnt denn das amol no ganz dumm use», sagte ich ihm,
aber erwischt wurde er nie.

Hptm. Braschler, Stabskp. Geb. Füs. Bat. 91

«Dragoner Gfreite Kipfer mäldet sich morn de Morge punkt
nüni vor em Bahnhof z’Interlake mit der Galesche und syne
beide Fuchse. Die änglische Gschirr alegge und de natürlig alls
tipp topp putzt und glänzt. Sehr wahrschinlig gits ne-n Armee-
filmufnahm und dir wärdet müesse dr Herr General führe.
Syt ihr über alls im klare, oder isch no öppis z’froge?» – so
het dr Fäldweibel dr Gfreite Kipfer instruiert.

Die abverheiti
Armeefilm-
ufnahm

Dr erseht Momänt natürlig isch dä bi däm Bricht e chlei ver-
datteret gsi ---- Gutsche ---- änglisch Gschirr ----- General-----
Armeefilm----- das isch em zersch alls so chly chrützwys und
z'dromsi dür de Chopf gfare – he jo, näht doch a, wie's eim
vo euch wäri, we me-n-em sieg, usgrächnet är müessi go dr
General umenangwägele und wärdi zämethaft mit em ab-
filmert und de chönni me ne de druberab uf dr wysse Lyn-
wand begrinse i sämtliche Kinos vo der schwyzerischen Eid-
genossenschaft und sogar no änedra! – Eh jo, stellet n'ech vor,
was das für nes Frässe wär, we me de später einisch i Kino
chönnt go luege, was me-n-anno dazumal no isch für ne
Hirsch gsi!»

Im me ne bequeme Polsterstüehli tat me höckle und sich sün-
nele im Glanz und Ruehm vergangner Tage. D'Frou oder dr
Schatz chönnti denn Ouge mache und eim bstuune, wie ne's
si ghörti; jo, jo mi dörftis de nachhär scho wieder woge, für
öppen e chly z'übermarche; das möcht si de scho verlyde. Und
nid nume das – i sämtligen Illustrierte und Kaländer und
Schuelbüechli chönnt me eim später bewundere! Und danket,
was das für Musig wär für eui Ohre, wenn eine längscht es
alts Chudermannli isch, mit wyssem Hoor und rotem Zingge
und Nasetröpf und urne no i unbungnige Holzschuehne und
verbrünzlete Hose müehsam cha dasume stürchle, wenn er de
syni Gross-Ching ghörti blagiere: «Luegit-do uf däm Helgeli dä
Mano näbem General zue, das isch üse Grossatt. Gället, was
das no für ne Siech isch gsi! »

Jo, jo, i meine das isch nid nüt, so ne-n Armeefilmufnahm
zämethaft mit em General!

Nu, dr Gfreite Kipfer het's du neumes no grad einisch begriffe,
was do uf em Spiel steit und so het er sich i d'Arbeit gstürzt
mit e-me-ne wahre Füüryfer. Er het gwäsche und gstriglet und
bürschtet und putzt und poliert und gwichst, dass es eim fascht
isch gschmuecht wurde bim blosse «zueluege». Chuum Zyt
gnoh het er si zum Ässe und vom obligatorische Gaffeejass isch
natürlig scho gar kei Reed me gsi. Und wo d'Ross sy putzt gsi
und s'Gschirr und die ehrwürdigi Chaise schliesslig afe glänzt
het, dass me si fasch drinn hätt chönne spiegle, do isch no sy
wärti Pärson sälber a d'Reihe cho. Ihrere nes Halbdotze het er
usfröglet, weles dass ächt dr usdividiertischt Coiffeur sygi, i
däm Wilderswil! Das het aber ou nen Uszug gäh, z'monde-
risch ga Interlake zue und mi muess es säge, s'isch würklig
öppis Schöns gsi, die zwe prächtige Fuchse mit ihrem blitz-
blanke Gschirr und die fein polierte Chaise und nid z'vergässe
dr Gfreite Kipfer sälber, uf em Gutschnerbock! – Wie us Erz

gosse, so isch er do ghocket und het s'Geiseli gschwunge. Er isch jo gäng e schneidige Burscht gsi, aber hüt – mhm – das isch nümme nüt gsi, i cha n-echs scho säge; – do sy die Pfaischterlöffterli öppe no einisch ufgflogte a dr Stross no, cheut's glouben oder nid! Dä Ma isch emel mit syr Generalsgutsche lang vor dr feschtgesetzte Zyt parat gstange vor em Bahnhof z'Interlake. – Jä nu, lieber z'früeh sy als z'schpät, bi me ne söttigen Anlass; – so het me de no gängig Zyt gha für alls no einisch gründlig nohe z'luege am ganze Gfährte und i d'Ornig z'mache, wenn no öppis hätt solle fähle! ----- Es isch gspässig gsi: a de gwöhnliche Tag sy süsch albe die Dragoner vom 64gi mit zwänz, dryssg Fourgons gäng alleini, ohne Unteroffizier uf das Interlaken yne go d'Camionage bsorge und Fourrage fasse oder was süsch isch gsi z'fuehrwärche. Aber hüt, usgrächnet grad hüt hei die Herren Unteroffizier für nötig gfunge, i höchst eigener Pärson mitzwürke. Dr Chef vom Camionage, dr Wachtmeister Jecker Alois und dr Fourrage-Chef, der Hofer Amme – äxgüsi, ha wolle säge dr Wachtmeister Weyeneth – die sy beid zäme dasume däselet. Und gschniglet sy sie drhär cho i ihrne Laggschtielfeli, mi hett chönne meine, si wäri ou ufbote gsi, für a däm Umzug mitzwürke vom Armeefilm und das isch doch nüt wenigens gsi. Aber gäng wieder hei sich die zwee um d'Huuseggen-ume dyche i dr Nöchi vom Bahnhof; – de sy sie albe wieder mit ärschtige Schrittleni drvo gwädelet, es paar hundert Meter wyt, dass me hätt chönne meine was sie für wichtigi Gschäfti vorhätti. Aber wyt furt sy sie nie, für emel de jo nid dr richtig Momänt z'verpasse. He jo, danket ou, das wär doch my tüüri nid gsi z'verachte, we me de später im Armeefilm, womöglich grad hinger em General syr Gutsche, chly im Hintergrund und doch nid z'wyt ewägg, es paar bikannti Gsichter vo der Kp. 64 hätt chönne erblicke! – Die Gschicht het sich allwäg e chly verzögeret; – nüni isch scho lang vorby gsi, aber kei Chnoche het sich no zeigt vom Generalstab und vo dr Filmsellschaft. Dr Gfreite Kipfer isch no-dis-no chly närvös worde und het sich afangs i ziemlig respäktloser Art güsseret, die Herre vom Generalstab wärdi mid Schyn ou d'Buechibärger Zyt ygfuehrt ha. – My het gwartet, e halb Stung, e Stung, anderhalbi – aber niemer isch cho! – Jo nu, mi het sich schliesslig chönne tröschte: anger Lüt hei ou müesse warte! – Hinger em Bahnhof isch e Bygi Chischte ufgstapplet gsi – allem Aaschyn a isch's ou öppis gsi für die Filmufnahme – und näbe zuhe heines paar Täte passt. Die hei ou all-pot a d'Uhr gluegt, sy vor e Bahnhof füre gstofflet und hei dür d'Strassen us grinset und

drby i eim yne gfluechet und poletet, s'isch eim afe diräkt ufgfalle. – Ändtlige isch dr Wachtmeister Jecker die Manne go froge, was los sygi, ob si uf öpper warti. Jetz wou, jetz isch los gange! Jo all wäg wart sie uf öpper scho bald e halbe Tag. Das müess ne schöni cheibe Bande sy i däm Depot z'Wilderswil. Punkt nüni hätti eine vo der Kp. 64 solle parat sy mit zweune Ross und e-me-ne Gfährt für die donnigs Chischten abzführe is Züüghuus; aber keine vo dene Schlappschwänz heig sich zeigt. Jetz müessi sie dä Plunder uf e-me-ne Handwägeli sälber übere fergge. – Cheut danke was am General sy Gutschner, dr Gfreite Kipfer und die zwee Wachtmeister für nes Gfräss gmacht hei bi dem Bricht! Dr Chef vom Camionage het's ufs Mol pressant gha und het sich pfäizt. Dr Diräktter vom Fourrage-Zug hingäge, dr Wachtmeister Weyeneth, het die Sach no nöcher erforscht und no-dis-no isch er du der Gschicht uf e Sprung cho.

Was isch gsi? – He loset nume!

Vo Interlaken us hei sie uf punkt nüni e Maa mit zweu Ross und e-me-ne Fäderewage bstellt vor e Bahnhof – wyters nüt! Hätte die donnigs Tscholine e Bockwage verlangt, so hätt me gwüst wo us und a. Im Depot-Büro z'Wilderswil het natürlig dr Herr Oberlütnant Eschert das Telephon uf sy Art usgleit: Ne Fäderewage, ja do drmit cha doch nüt anders gmeint sy als ne Chaise, het er dänkt, und wil scho nes paar Tag hartnäckig s'Grücht umegange isch, es gäbi neumes wieder ne-n Armeefilmufnahm und de Herr General fahri vorus i ne re Gutsche, so isch jo die Sach für ihn sunneklar gsi. Es isch jo fryli scho dumm, dass die höhereren Angestellte vor dr Kammgarnfabrigge z'Däredinge nid ou e chly bschuelet wärde i dene Sache und dass si de wes Ärscht gilt nid emol e Bockwage vome-ne Bschtütfass und e Mischtbänne vo-ne-re Chaise cheu ungerscheide. Aber was will me, do isch halt nüt z'mache. Dr Oberlütnant Eschert het sich ume gar nümme nöcher erkundiget und dr Fäldweibel het müesse die entsprächende Wysige erteile.

Jo, jo, die hei schön Gringe gmacht z'Interlake inne vorem Bahnhof, wo si nach anderthalb Stunge mit dr Gutsche wieder z'läärem hei müesse hei fahre. Weder nei, es isch nid ganz e so gsi: dr Wachtmeister Weyeneth und sy Adjutant, dr Frey Walter, sy du i d'Chaisen ygstige und hei sich lo hei wägele. Und blagiert hei si und sich protzig zugg glehnt i d'Polster, dr General sälber hätt's nid e so chönne! Es hett se zwar eine wolle abwändig mache und hett ne dr Tüfel a d'Wang gmole und ne gseit, si sölli emel jo upfasse, es heigi de dürewäg Offizier ussen am Stedtli.

Aber dr Hofer Amme het nid Fүүr gäh. «Geit mi nüt a», het er gseit, «do blybe mer und wenn dr General chunnt!» – Das Theater hätt me solle gseh! All Augeblick isch so ne Lütnant oder Hauptme cho z'springe gäge de nobli Gutsche zue und het dene beide feisse Herre, wo do so protzig i de Chüssi gläge sy, wolle cho mälde und s'Männli mache. – He nu, das het se du emel no chly entschädiget für die abverheiti Armeefilmufnahm!

Mi sötti äbe nie uf blossi Grücht abstelle. Die Feuhti Kolonne rumoret halt überall!

Kpl. Schluep, Lst. Drag. Kp. 64

Es war in der dritten Manövernacht bei schauerhaftem Wetter. Gegen 03.00 waren wir in Reichenau mit den Fahrzeugen und Geschützen in Fliegerdeckung gegangen. Ich schlief im Fond des PW, erwachte aber gegen 04.00 wegen einem dringenden «menschlichen Bedürfnis». Dieses im durchnässten Gras zu erledigen, war unmöglich, hatten wir doch den vollen

Der Doppelsitz



«Kriegsschmuck» auf dem Leib. So suchte ich ein nicht verschlossenes Haus, fand ein solches und landete während der absoluten Verdunkelung im Schlafzimmer des Besitzers. Er erklärte mir den Weg zum dringend gesuchten «Örtchen».

Im Stockfinstern dort angekommen, deponierte ich das «Rössligeschirr» (die Patronentaschen enthielten blinde Munition, Zigaretten und saure Bonbons). Darauf legte ich den «Kaput», darauf den Waffenrock. Nach Erledigung meines «Geschäftes» zog ich die Uniformstücke in umgekehrter Reihenfolge wieder an, zuletzt das Lederzeug mit dem Bajonett. Das heisst, ich kam nicht ganz so weit... Als ich den Mantel mühsam übergezogen hatte, tastete ich vergeblich nach dem spurlos verschwundenen «Rössligeschirr». Es war einfach nicht mehr da. Nach langem Herumtasten in dem unappetitlichen Ort wusste ich nicht mehr wie vorher. Mit Mühe und Not gelang es mir, ein nasses Zündholz zu kurzem Aufleuchten zu bringen – und erlebte den Schock meines Lebens! Das benützte WC (bzw. nur oo, nicht WC) war... doppelsitzig. Ich hatte meine Utensilien auf das zweite Loch gelegt. Zum Überfluss hörte ich, dass unsere Motoren ansprangen, wir mussten zu neuem Einsatz weiter. Entsetzt eilte ich mit losem Mantel zum Feldweibel. Dieser bekam einen Lachkrampf, von dem er sich gar nicht mehr erholen konnte.

In der Zwischenzeit hatte Ueli, das Kompanie-Kalb, die Situation erkannt. Von irgendwoher kam er mit einer Heugabel, fand die unterirdische «Tresortüre», hinter der meine Waffe und Zubehör lag, fischte alles heraus und warf es in den Dorfbrunnen. Die Zigaretten, sauren Bonbons und, ich gestehe es nun, auch die blinde Munition flogen dorthin zurück, wo sie zuletzt hergekommen waren.

Unter der nächsten Fliegerdeckung tranken der Feldweibel, Ueli und ich je drei grosse Cognac.

Kan. Burgauer, Mot. Ik. Kp. 30

Das Bataillon marschiert. Seit den ersten Nachtstunden ist es unterwegs. Seit Stunden hat ein feiner, unerbittlicher Sprühregen eingesetzt. Das Marschgeräusch ist begleitet vom Hufklappern und dem mahlenden Geräusch der Karren und Fourgons. Die Nacht ist schwarz; der Himmel sternenlos. Die Gespräche sind verstummt.

Scharfschiessen

An der Spitze lässt der Hauptmann kurz die abgeblendete Taschenlampe aufblitzen und wirft einen Blick auf die Karte. Die Kolonne biegt nach rechts in den Wald; die Bäume tropfen, es ist dunkel wie in einer Kuh.

Es ist eine gute Sache, dass Pferde mit in der Kolonne sind. Oft drehen sie den Kopf zum Führer hin, als wollten sie fragen, ob sie wohl auch müde sein dürften.

Beim Morgengrauen kommt sie über uns, die grosse Müdigkeit. Es regnet nicht mehr. Der aufkommende Wind hat die nassen Waffenröcke äusserlich getrocknet, doch Schweiss feuchtet von innen. Die Ausrüstung beginnt zu drücken. Man fühlt plötzlich, was alles zu tragen ist, was alles unbequem ist. Der Karabiner wechselt häufig die Schulter. Der schmale Brotsackriemen schneidet ein, die umgehängte Gasmaske engt ein, die Zeltbahn ist regenschwer und unbequem.

Durch die Kolonne ergeht der Befehl zum Halten. Die Zugführer melden: «Pferde und Fahrzeuge in Ordnung.» Die Kanoniere und Mitrailleure sitzen am Wegrand. Es ist unbequem und feucht, aber zum Hindösen, zum Ausruhen, zu einem kurzen Nickerchen genügend. Der Soldat ist bescheiden.

Der Hauptmann reitet nach vorne zum Bataillons-Kommandanten. Wir müssen bald am Ort sein. Wie aus der Befehlsausgabe vor dem Abmarsch hervorging, haben wir um 09.00 feuerbereit zu sein.

Der Kommandant reitet zur Kompanie zurück. Die Sache kann beginnen; die Stellungsräume sind bekannt gegeben. Der frische Morgenwind bläst die Männer wach. Sie prüfen mit kritischen Augen das Gelände, das mit dem erwachenden Tag in seiner ganzen voralpinen Beschaffenheit sichtbar wird. Die Pferde gehen weg zum Munitionstransport. Wie bringen wir unsere IK ungebastet in die Höhe? Der Grat, auf dem wir in Stellung zu gehen haben, wird in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar. Prost Mahlzeit und ran an die Lina! In die Hände gespuckt und «ho-ruck!» Ein verteufelt hartes Stück Arbeit. Harte, gewohnte Fäuste packen kräftig zu. Der Atem geht kurz, die Arme scheinen zu erlahmen, die Knie werden weich, aber um 09.00 hat der erste Schuss zu fallen und – er wird auch fallen. Der lange Holenstein, unser Auslandschweizer, ein kraftstrotzender Riese, legt seinen Waffenrock weg. «Gebt das Röhrle mal her, Kinder.» Drei Mann heben das Rohr von der Lafette, der Holenstein nimmt's auf die Schulter als wär's ein Lmg. und schreitet mit den 75 kg gemessen den Berg hinan. Viermal wiederholt er den Scherz, den Rest besorgt der Zug. Der Herzschlag dieser Männer, ihr inneres Feuer ist so jung wie ein erwachender Frühlingstag. Sie keuchen und stossen und rücken und ziehen, bis die Geschütze oben auf der Krette stehen. Sie graben und tarnen die Stellungen, brauchen keine Anfeuerung, sie wissen, was ihr Führer will. Die Pferde basten die Munitionskisten in die Feuerstellungen. Ihre Leiber dampfen, ihre Lenden zittern, aber auch sie sind zeitig zur Stelle, diese struppigen, lieben Kameraden. Die Schiesselemente sind ermittelt, und punkt 09.00 brüllen aus den vier Rohren die ersten Schüsse über das Tal und wühlen sich gierig in die anvisierte Bunkerscharte am gegenüberliegenden Hang.

Heiss und rauchend fliegt die glänzende Messinghülse ins taufrische Gras. Leicht im Öl gleitend, schliesst sich der Verschluss hinter den nächsten Geschossen. Auf glyzerinpraller Schussbremse gleitet nach jedem Abschuss das Rohr weich und federnd in die Ausgangslage. In das harte Dröhnen der Kanonen bellen giftig die Maschinengewehre und setzen ihre glühenden Garben in den Zielraum. Wie Glieder einer Perlenkette hängen die Wurfgranaten der Minenwerfer in der Luft, im steilen Winkel hochsteigend, sich im Scheitelpunkt überschlagend und mit scharfem Sausen gegen die Erde fahrend. Im Zielraum vor dem Bunker hauen sie hin; dort ist der Teufel los. Unterholz zerfetzt von den wuchtigen Schlägen, der Bunker ist in Rauch gefüllt; grauschwarze Detonationswolken steigen wie Pilze hoch.

Von der Talsohle treten die Füsiliere zum Angriff gegen den Bunker an. Im Schutze unseres Feuers arbeiten sie sich in offenen Formationen gegen ihre Ziele. In der Sturmangangsstellung verlegen die «Schweren» ihr Feuer nach rückwärts. Handgranaten krachen, Flammenwerfer treten in Aktion. Ihr vernichtender Feuerstrahl erreicht die Bunkerscharte. Sturmangriff; schwach erreicht uns das Hurragebrüll der Kameraden.

Das war Massarbeit. Der Kompanie-Kommandant ist mit seinen Männern zufrieden.

«Morgen, ihr Leute», sagt er, «könnt ihr dem Bataillons-Kommandanten bei der Detail-Inspektion nochmals zeigen, was ihr könnt.»

Gefechtpause – Mittagsverpflegung. Freude am Erfolg, der erst beim Schiessen mit scharfer Munition zutage tritt.

Am Nachmittag ist die Kompanie auf dem Rückmarsch mit Mann und Ross und Wagen. Endlos ziehen sich die Strassen hin. Das Bataillons-Spiel empfängt die Kompanie vor dem «Heimathafen». Mit jedem Paukenschlag fällt ein Stück Müdigkeit ab; erhobenen Hauptes zieht die Kompanie in die Unterkunft. Da wird gewaschen und gestriegelt und geputzt. Morgen wird das Ding klappen, wir werden das Kind schon richtig schaukeln.

Lt. Eglin, Stabskp. Füs. Bat. 75

April 1943, Zürcher Oberland, Bataillons-Übung. Die allgemeine Lage dreht sich einmal mehr um die bekannten Namen: Tösstal, Goldingergraben, Ricken. Langsam drängen wir unsern Gegner auf die Rickenstrasse zurück. Sein Gegenangriff wird auf Distanz abgewiesen. Kurz darauf Gefechtsabbruch, Rückmarsch und Begegnung mit einer «feindlichen» Kompanie. Bedrückt über ihren Misserfolg, entlädt ein Glarner seinen Ärger über uns mit den Worten: «Ihr meineidä Schwiicheibä, ds nächscht Mal nämmer üch dä vu Hand!»

Der nächste Morgen sieht uns bereits wieder auf dem Marsch, diesmal Richtung Schindellegi. Dem fast ungehinderten Vorgehen folgt ein umso längerer Rückmarsch, und gegen Abend machen sich die vielen Kilometer Beton- und Asphaltstrassen unangenehm bemerkbar. Da, ein müdes Kopfspicken vor mir: Der Regiments-Kommandant, Oberst F., steht hart am Strassenrand.

Manöver

«Na chli uf d'Zäh bisse, es gaht nüme wit!» höre ich ihn im Vorbeigehen rufen.

«Chascht dänn, wänn käni meh hascht!» ertönt prompt die Antwort aus den hintern Reihen.

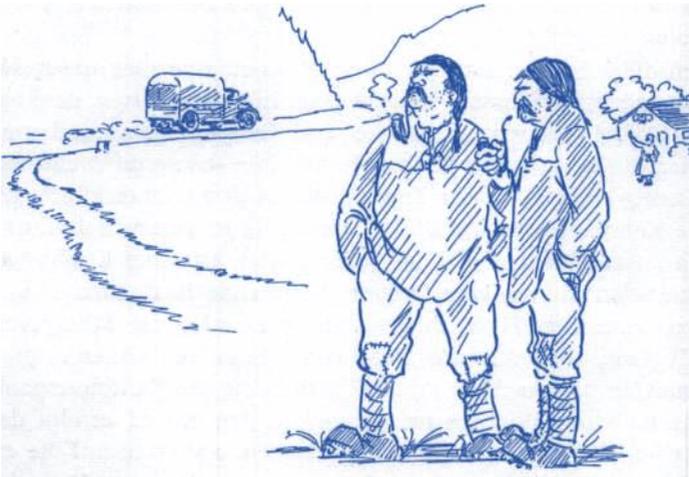
Der Witz schlägt ein, alles lacht, auch der Oberst, und merklich leichter werden die restlichen Kilometer zurückgelegt.

Kpl. Zürcher, Stabskp. Füs. Bat. 83

Wybervölcher Übungsfahrt! Der Befehl lautete, in ziemlichen Abständen zu fahren und auf ein bestimmtes Zeichen den Wagen schleunigst in Fliegerdeckung zu steuern. Dort war ein verschlossenes Couvert zu öffnen und dann der darin enthaltene Auftrag auszuführen. Natürlich traf uns, es konnte ja nicht anders sein, das verabredete Zeichen an der unmöglichsten Stelle: links von der Drittklass-Strasse ein sanfter Abhang, rechts eine nasse Wiese mit ein paar knorrigen Apfelbäumen; weiter hinten ein Bauernhaus, aber der Weg dorthin war offensichtlich höchstens für natürliche Pferdekräfte praktikabel. Darum schnell unter den nächsten Baum. Er war zwar blätterlos, aber im leichten Nebel mochte es gehen. Wir hatten kaum angehalten, als vom Bauernhaus her unter Umgehung des sumpfigen Weges zwei Männer heranstapften und sich wortlos neben uns aufpflanzten. Beide waren angetan mit schwarzen Zipfelkappen und blauen Kitteln, beide hatten sie Tabakpfeifen im Mund und die Hände in den Hosensäcken. Unter ihren aufmerksamen Blicken beugten wir die Köpfe über den Befehl und hantierten mit Karte und Kompass. Ziemlich rasch waren wir bereit zur Weiterfahrt. Wir liessen alle Vorsicht walten, die Fahrerin am Steuer gab nur ganz allmählich Gas, die zwei anderen schoben aus allen Kräften. Der Wagen fing ganz ordentlich an zu rollen bis fast zur Strasse, aber der letzte halbe Meter ging ganz sachte bergauf, und gerade als die Räder die Strasse berühren sollten, taten sie es eben doch nicht. Einen Augenblick konnten wir den Wagen in seiner Lage halten, dann ging es über unsere Kräfte und er rutschte in seine Ausgangslage zurück. Die Männer standen daneben. Wir versuchten es wieder und wieder, etwas mehr links, etwas mehr rechts. Die Männer standen daneben. Schliesslich wandte sich eine von uns an die beiden: «Könntet Ihr uns nicht ein wenig helfen? Es braucht gar nicht viel, nur ein wenig stossen. Seid

so gut!» Keine Antwort. Waren sie taub? «Seid doch so gut!» riefen wir im Chor. Die Männer sahen sich an, dann schob der eine die Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen und brachte ziemlich undeutlich hervor: «Wir sind nur gekommen, um zuzuschauen. Wir möchten drum eben sehen, wie ihr Frauen es macht, wenn ihr allein seid.» Das tönte so unabänderlich, dass wir sie entgeistert anstarrten. Leise berieten wir. Würden sie uns wenigstens erlauben, im Hause zu telefonieren, oder wollten sie lieber sehen, wie wir Frauen es ohne Telephon machen könnten? Da kam vom Hause her mit energischen Schritten die Bäuerin, ein ganzes Bündel leerer Säcke hatte sie unter dem Arm. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie die Säcke vor die Räder, der Wagen fuhr an und stand im nächsten Moment schon auf der Strasse. Schnell raffte die Frau die Säcke zusammen und wandte sich wieder dem Haus zu. «Danke schön, wir danken auch vielmal!» riefen wir ihr nach. Ohne sich umzukehren, winkte sie leicht mit der Hand. Die Männer standen noch daneben, aber nicht mehr ganz so zufrieden. Der eine nahm sogar die Pfeife aus dem Mund: «Wybervölcher! In alles müssen sie sich einmischen. Immer meinen sie, es gehe nicht ohne sie!» Wir machten uns schleunigst davon, um die verlorene Zeit einzuholen. Zurück blieben ein von Nässe triefender Baum, eine Wiese mit tiefen Wagenspuren und zwei erbitterte Männer mit Zipfelmützen und Tabakpfeifen.

Rotkreuzfahrerin Vischer, Rotkreuz-Trsp. Kol. 24

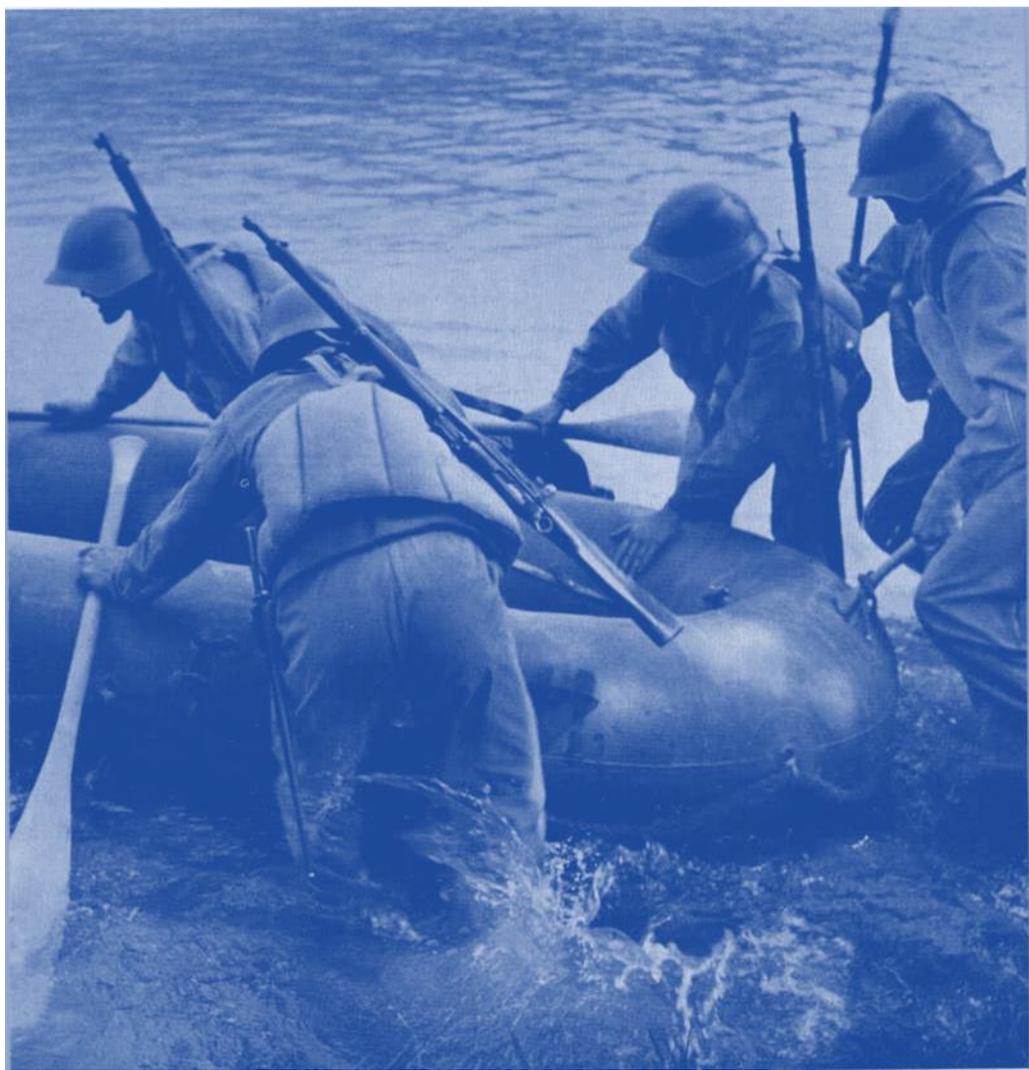


Am regnerischen Donnerstagmorgen mobilisiert unser Bataillon 98 wie gewohnt in Arth am See. Die Nachrichtenzugleute werden von ihren Kompanien abkommandiert und sammeln sich bereits kriegsmässig in einer Garage am nebeldüstern Zugersee. Das Korpsmaterial wird gefasst und alles für den Transport gerüstet. Im frühen Abenddämmer erfolgt der Abmarsch des Bataillons nach dem Bahnhof Goldau und unter Trompetenstössen der Verlad in den Zug, der uns im Dunkel nach dem äussersten Nordwesten des Landes verfrachten soll. Im vollen Mond, der durchs Regengewölk bricht, hellt sich die Spätherbstnacht auf. Der Zug fährt stundenlang durch die Heimat, eine Truppenverschiebung ins Graue, mit all den Vorahnungen schicksalshafter Möglichkeiten.

Das Lichtermeer von Basel schimmert vor den Schienensträngen; aber der Zug weicht der Stadt aus und biegt nach Süden ab. Aesch ist der Endpunkt der Nachtfahrt, doch keineswegs der durch ein Gerücht verbreitete Standort. Der Nachrichtenzug tritt vor Mitternacht in Aktion und arbeitet sich als Wegpatrouille durch unbekannte Strassen gegen das Birstal vor. Kameraden markieren Wegweiser und geben den marschierenden Kompanien die befohlene Richtung. Beim trutzigen Steinklotz der Feste Angenstein stehen solche Markeure und lauschen dem dumpfen Vorüberschreiten der Kolonnen. Sie schliessen sich wieder irgendwo an. Endlos scheint dieser Marsch durch fremdes Gelände und über aufgeweichte Wege. Von der Birs weg geht es durch einen mühseligen Talschlauch aufwärts in den Basler Jura. Gegen 02.00 ist Seewen erreicht. Nach einem tröstlichen Kaffee in der zum Leben erweckten «Sonne» folgt der erste kurze, aber tiefe Dienstschlaf in den ersten Dezember-Morgen hinein.

Um 1'000 besammelt sich die Stabskompanie, der unser NZ zugeteilt ist, und nach einer mit Ingrimms angehörten, denkbar unpsychologischen Ansprache des Kompaniekommandanten wird die Kompanie mit Gewehrgriff zur «bessern» Dienstauffassung erzogen. Unser Zug hat den Auftrag, Unterkünfte für die Kompanien zu ermitteln. Der Erfolg ist verzweifelnd, und die ausgeschwärmten Kameraden halten auf dem Kirchhügel unter den Linden eine längere, befreiende Rastpause. Hinter den besonnten Fenstern des «Sternen» wird die Mittagsverpflegung, die erste, die nicht vom Mann aus selber erfolgt, genossen und nachher an der Einrichtung des Kantonnements oberhalb des Wirtshauses gearbeitet. Am Abend erfolgt das betrübliche und viel Geduld erheischende Warten auf die ersehnten Wolldecken, die auf irgendeinem Fourgon Y in der





Welt herumstehen. Eine Soldatenstube tröstet über das Ausbleiben weg, und dann legt sich männiglich schlussendlich ohne Decken ins Stroh.

Am Morgen erweist es sich, dass gute Geister in der Nacht die Schlafenden mit den indessen eingetroffenen Hüllen sanft überdeckt haben. Das Rätselraten um das bleibende Standquartier geht auch am dritten Tage weiter. Dass wir Seewen wegen Platzmangels wieder verlassen, ist sehr wahrscheinlich. Besonders der Bataillonsstab kämpft und sondiert nach einer günstigen Unterkunft. Zum erstenmal fällt das wohl lautende Wort: Sankt Pantaleon. Vage Wartestunden bis zum Vernehmen weiterer Befehle verbringen wir in der einigermaßen sichern Deckung des «Sternen». Es wird Mittag, ohne dass sich etwas ereignet. Dann aber beladen wir Fourgons mit unserer Bagage und marschieren im leichten «Kriegsschmuck» unter der Ägide eines neuen Wachtmeisters über Büren nach dem verheissungsvollen Nest mit dem lieblich klingenden Heiligennamen. Endlich taucht es auf mit einer ehrwürdig alten Kirche und der prächtigen Linde davor. In der Dorfwirtschaft verschwindet der NZ und installiert sich nach seinem Behagen in dem geräumigen Tanzsaal von Sankt Pantaleon. Strohballen werden aus dem Tenn geschleppt und mit Brettern und Nägeln ein fachgemässes Kantonement etabliert. Der Bataillonsstab residiert in einem Hause nebenan und hat unsern Zug als Kometenschweif an seinen Standort nachgezogen. Das bedeutet für uns immer ein Glück; sind wir doch von der Kompanie abgetrennt und entfernt vom «schärfern Geschütz». So empfinden wir ein wohliges Gefühl der vorläufigen Sicherung. Der Abend geht an den paar schlichten Wirtstischen und auf dem grünen, artig warmen Kachelofen mit einem Trunk und leichter Heftchen- oder Zeitungslektüre hin, wozu die Mitrailleure aus dem nahen Nuglar den unerfreulichen Radau liefern. Im frischen Stroh von Sankt Pantaleon schlummern wir dem ersten Dienstsonntag entgegen.

Es ist der 3. Dezember, wie wir im trüben, langsam und widerwillig aufdämmernden Morgen zum Dorfbrunnen stapfen, bewaffnet mit Tüchlein, Pasta und Bürste, die Toilette am eiskalten Wasser zu besorgen. In der grauen Luft surren Motoren, und unerwartet tritt die Flab, auf Gempenstollen in Aktion und bestreicht die eingedrungenen fremden Flugzeuge mit Salven. Wir entfliehen unter die nächsten Vordächer; denn schon spritzen Geschosssplitter auf Ziegel und Dorfgasse nieder. Wir verspüren etwas von der Nähe des unsinnigen Grauens und der Vernichtung, und erregt ver-

schwinden wir im Gasthaus. Der Sonntagmorgen vergeht mit besinnlichem Retablieren und der weitem Einrichtung und Verschönerung unseres Logis. Die Glocken der Dorfkirche hallen durch den Morgennebel, und im Gastraum versammeln sich nach dem Gottesdienst die Bauern der Umgegend zum obligaten Frühschoppen. Der NZ beendet ohne die Mühsal einer Inspektion seine militärischen Obliegenheiten und holt sich in Konfitürenkesseln das Sonntagsessen aus der nahen Küche, die auch dem Bataillonsstab mit ihrem Menu auf wartet. Die Nähe des «Goldregens» sichert uns eine lobenswerte Verpflegung.

Die meisten Kameraden unternehmen eine Tour auf die Gempenfluh, die bereits wahrgenommene Flab, droben zu entdecken, und sie orientierten sich in dieser für fast alle neuen Gegend, die für viele Wochen ihr Kampfbereich werden soll. Andere schreiben am Wirtstisch die ersten Dienstberichte und Grüße, wagen einen Rundgang durch das winzige Dorf und ziehen sich gerne wieder in die Wärme der Behausung zurück. Am Abend sitzt wieder alles vereint beim Kachelofen, liest spielt Karten, schreibt oder unterhält sich mit den beiden Gasthaustöchtern, deren Wesenseigenschaften schon allerhand Rätsel aufgeben. Gegen neun Uhr wird es leerer, und Otto, der Zeichner, kämpft droben in der Kemenate mit dem Eisenofen, den er getreulich nach der vom Wachtmeister erstellten und nicht immer gern gesehenen Kommandierliste einzuheizen hat. Endlich glüht es in dem Eisenbauch, und der Tanzsaal erwärmt sich. Mit der nötigen Anzahl Wolldecken besteht keine Gefahr eines mitternächtlichen, unsympathischen Fröstelns.

Die nächsten Tage gelten der Erkundung der Umgegend mit abwechslungsreichen und von unserem Nachrichtenoffizier, kurzwegs Nof. genannt, sinnvoll ausgeklügelten Patrouillen. Wir stöbern die Standorte und Baracken der Kompanien in der Gempengegend aus, stapfen durch Schlamm, schlimmen Wind und Regen bis zu den Waldausläufern vor Basel und spähen in die nebeltrübe Rheinstadt hinab. Unsere Patrouillen trennen sich und spielen raffinierte Verbindungsübungen um Bad Schauenburg, wo zuweilen in einem Knechteraum der Kommandoposten errichtet und das bisschen Wärme im Schutz der Mauern dankbar genossen wird. Bald sind uns die Wege über Nuglar und Gempen nach der alten Ritterburgruine vertraut, wissen wir, wie bissig der Sturm über das Gempenplateau fährt und wie ausgedehnt solche Jurawälder für prachtvoll erdachte Kundschaftergänge sind. Jedesmal steigen wir froh von «Nuugle», wie die Schwarzbubenländer so behäbig breit sagen, in das tiefe Tobel hinab, das uns noch von

«Sant Pändelion» trennt. Die Nachmittage sind zumeist nur noch dem recht flink besorgten Retablieren und heitern Raststunden in der Wirtsstube gewidmet, die Abende gemütlich lang und ruhig. Das Wetter ist denkbar garstig, kalt und feucht, und bei gar unliebsamer Witterung wird eine Chiffrierübung unter Dach angesetzt. Schang, der Pflichteifrige, schlägt sich bereits mit einem hartnäckigen Husten herum, speit seine berühmten «Kapuzinergrüsse» ins regennasse Gras und kräutert tüchtig, aber hoffnungslos gegen die Bellattacken. Es ist Samichlaus-Tag, und die Dorf kinder schellen fröhlich ums Wirtshaus herum. Otto erholt sich von der ersten unliebsamen Auseinandersetzung mit einer Wirtstochter, die es auf die Städter mit scharfen Äuglein und einem Mundwerk, das keinem etwas schuldig bleibt, abgesehen hat. Doch hat sie zweifellos ihre bitterbösen Erfahrungen.

Am nächsten Morgen beginnt die kleine Regimentsübung mit einem unseligen Kotmarsch durch die letzten Nachtstunden, die unzähligen Schleifen nach Dörnach hinab. Der Bataillonskommandoposten wird flüchtig bei der Kirche, dann aber in einem von herbem Geruch erfüllten Mostkeller eingerichtet. Der Bataillonsvater ist in seinem Element, gewittert bald da, bald dort herum, und die «Schlacht» kennzeichnet sich durch einen überraschend hastigen Vormarsch zur Birs, am roten Brücken-Nepomuk vorbei gegen Reinach. Der Kommandoposten bewegt sich ständig feindwärts, und unsre Läufer schwirren nach allen Seiten aus. Reinach ist erreicht und genommen, der Krieg wird abgebrochen, und angesichts des sphinxhaft schimmernden Goetheanums treten wir ermattet und retablierreif den Rückmarsch an, der aber noch durch ein Mittagessen à la Gamellendeckel bei einem vierhundertjährigen Tor in Dörnach verzögert wird. Nach der Retraite über Gempfen ist der Bedarf an Müdigkeit sattsam gedeckt und die Rast uns willkommen wie abgekämpften Landsknechten. Dafür ist der nächste Tag zum Putzen erkoren, und wir lassen unsere in Aktion getretenen Gewehrläufe vom Zugführer inspizieren, während er auf alle weitem Besichtigungen leutselig, zu unserer und wohl auch seiner Freude, verzichtet.

Tauwind sprüht im Morgengrauen den Brunnenstrahl gegen die noch schlafschweren Gestalten. Die angekündigte neue Regimentsübung wirft ihre Schatten voraus, und die mit drei Gruppen durchgeführte Morseübung bei Nuglar leidet unter den heftigen Windböen, die den Scheibenmann fast vom Hügel zerren, und unter dem einbrechenden Regen, der den feldgrünen Stoff durchtränkt. Vor dem Abmarsch ist Ruhezeit bis zur

Abenddämmerung. Wie wir den Sumpfweg in Einerkolonne gegen Gempen emporstapfen in Sturmnacht und Wassersträhnen, liegt schwer über allen die Ungewissheit naher Strapazen. Im rabenschwarzen Dunkel hält sich jeder am Zeltschnürchen des Vordermanns und setzt stur Schritt für Schritt auf die glitschige Unterlage. Auf dem Plateau heult der Sturm, und Gempen taucht mit ein paar gespensterhaften Lichtern auf. Wieder nimmt Wald die Kolonne in seine Finsternis. Mitten in der Nacht wird in einem Dorf Unterkunft bezogen und der Kommandoposten in einer mysteriösen Schenke eingerichtet. Im Soldatengewühl des rauchdampfen, von abgestandnen Gerüchen erfüllten Kneiperaums erfolgen hundertmal unglücklich angesetzte und wieder zerrissene Schlafversuche auf Tischen und am Boden. Es ist die denkwürdigste Nacht dieser Dienstwoche. Nebenan in einem besondern Raum dösen die Offiziere des Bataillonsstabes, gehen Meldungen der Vorposten über Feindsichtung ein, werden gesammelt und bei seinem Auftauchen dem Kommandanten präsentiert. Der feiste, unheimliche Wirt hockt mitten unter den Soldaten und fordert immer neuen Wein. Er lallt, flucht und lästert, taumelt schwer benommen herum, aber die Wirtin verweigert jeden weitem Trunk. Er vermindert sein Fluchrepertoire auf eine ungezählte Male wiederholte Verwünschung, begehrt mit dröhnender Stimme auf und tobt dermassen, dass an ein Einschlafen schon gar nicht mehr zu denken ist. Er wütet in dem Nebenzimmer bei den Offizieren herum, bis diese die Tür verrammeln. Da droht der Zyklop mit den schrecklichsten Massnahmen gegen die verwünschten Eindringlinge, will sein Haus mit «Schedyt» in die Luft sprengen. Er wiederholt dieses Sprengmittelwort, bis es die Zunge nicht mehr fertig bringt, und setzt zum gewaltsamen Vorgehen gegen den in der Nebenstube aktionsbereiten Bataillonsstab an. Endlich ertränkt die keifende Wirtin den Tobenden in einer Flasche Weisswein und versetzt ihn in den Tiefschlaf eines bis zum Rand aufgefüllten Fasses. Mit nachtdumpfen Zügen, oder wie wir zu sagen pflegen «eingefallen bis unter die Achseln», glotzen wir dem aufgrauenden Regenmorgen entgegen.

Um 07.00 ist Aufbruch gegen den Berg Blauen, der vom Feind besetzt ist. Durch Dreckwiesen und Morastwälder geht es weiter der Grenze zu. Wie die Kompanien die schlimme Nacht in ihren Schlammgräben durchhielten, mögen wir uns nicht ausdenken und dürfen letztlich diesem Inferno von Dorfkneipe noch Dank sagen. Jäh fängt es vom jenseitigen Wald an zu knattern und bellen, unser Bataillon stürzt sich am Waldrand

in Stellung und antwortet mit kräftigen Salven. Solche Berührung mit dem Gegner bedeutet normalerweise das Schlussbukett einer Übung und des «Krieges» mit dem supponierten oder nur dünn markierten Feind. Doch nun hebt ein unsinnig langer Feuerwechsel an, dass es zwischen den beiden Forsten nur so hin- und herkracht und aus Maschinengewehren spukt. Endlich ertönt das erlösende Fanfarenzeichen, und wir kommen nicht ganz über das Gefühl hinweg, diese Auseinandersetzung mit dem unbekanntem Widersacher X nicht eindeutig gewonnen zu haben. Es ist 11.00, und das Bataillon tritt mit seinen einzelnen Formationen den Rückweg gegen Osten an. Der Nachrichtenzug marschiert solo gegen das Birstal hinab, erreicht Grellingen und stärkt sich dort mit der noch verbliebenen Mittagsverpflegung. Währschaft mitgenommen erreicht er im Laufe des Nachmittags Sankt Pantaleon, das Endziel militärischer Unternehmungen. Das Retablieren bildet nur noch einen ganz unbedeutenden und rasch erledigten Schlussakt vor dem langen, herrlichen Schlaf im gelobten Stroh.

Na. Sdt. Kuprecht, Füs. Bat. 98

Am frühen Morgen inspiziert der Brigadier eine Vorpostenstellung im Manöverraum. Ein Gefreiter meldet seine Gruppe: «Herr Oberstbrigadier, Gruppe Bünzli in Stellung.» Der Kommandant erkundigt sich, wann die Leute gefrühstückt hätten. Der Gefreite erklärt: «Wir haben nicht gefrühstückt.» Worauf der Kommandant sich erkundigt, wann die Gruppe das letzte Mal gegessen hätte. Gefreiter: «Heute früh um fünf Uhr, Herr Brigadier.» «Dann haben Sie also doch gefrühstückt?» erwähnt nun der Inspizierende. «Nein», erwiderte der Gefreite, «das war das gestrige Nachtessen.» Oblt. Schwarz, Stab 3. AK

Verpflegung
im Manöver

Wir haben Alarm. Mitten in der Nacht. Jeder stürzt sich schlaftrunken in die Kleider und packt dann in äusserster Eile den Aff. Nur der Chrigu kann seine Schuhe nicht finden, trotzdem er hinten und vorne sucht und uns dadurch in unserm eiligen Bestreben hindert. Da keine Minute zu verlieren ist, reiche ich

Chrigu

ihm ein Reservepaar, das ich zufällig bei mir habe. Endlich ist unsere Gruppe zum Antreten fertig. Als wir glücklich komplett im Hofe bereitstehen, kann sich Chrigu nicht enthalten, mir zuzurufen: «Die Schue wäre scho rächt, aber das me z'ersch e Haubschue mues loufe, bis me devore isch, das wott mr nid i Gring!»
Wie wenn ich etwas dafür könnte, dass der Kerl so kurze Flossen hat.

San. Kpl. Feller, Armeestab

An meine Ihr meine lederzähen Knaben Marschschuhe erzählt mir nun im Hausarrest, was alles wir begangen haben, weitläufig, stumm und wetterfest!

In Hitze, Hagel, Schnee und Regen, in Fels und Feld, in Sumpf und Sand begingen wir schon allerwegen und mannigschrittig unser Land.

Im Taktschritt hab ich euch misshandelt, im Nachtmarsch müd euch nachgeschleift:
So habt ihr tag- und nachtgewandelt und euch im grauen Dienst versteift.

Da hab ich, um euch weich zu machen, euch angeschwärzt und angeschmiert:
So habt ihr dann mit fettem Lachen an Inspektionen brav brilliert...

Doch euer Schicksal sind die Strassen, die grauen, deren Staub ihr fressst.
Und seht, ich wurde gleichermassen schrittweise zäh und wetterfest.

Ja, meine ledrigen Genossen, beständig ist, wer in euch steht, auf dass er fahrentreu entschlossen den schweren Gang zu Ende geht.

Füs. Leuthard, Füs. Kp. III/63

Soldatenlied und Marschmusik

Das Soldaten-Cabaret «Gamälle-Deckel», von der Zürcher Konzertsängerin Alice Erny gegründet, war eine freiwillige Hilfstruppe, die sich dem Armeekommando zur Verfügung gestellt hatte und deren fünf Mitglieder keine andere Vergütung bezogen als den Tagessold. Sie spielten vor den Soldaten ohne jeglichen Eintritt. Seit Januar 1940 zu unseren Soldaten im Feld unterwegs, ist die Truppe kreuz und quer durchs Schweizerland gereist und hat viel Frohsinn verbreitet. Das «Menu» des «Gamällen-Deckels» wurde ausschliesslich mit Texten und Musik von Schweizer Autoren und Komponisten zusammengestellt. Es wollte nicht lediglich erheitern, sondern, wie Oberstkorpskommandant Prisi anlässlich einer Vorstellung treffend sagte, die geistige und moralische Mobilisation in unserer Armee vertiefen und hochhalten.

Cabaret
«Gamälle-
Deckel» auf
Punkt 505

Das Zahnradbähnchen klettert polternd den Berghängen entlang, steigt aus dem Nebeltal in die sonnige Höhe. Vor uns liegt unser Reiseziel: ein schmuckes Gebirgsdorf. Hier soll unsere «Premiere» starten.

In Freude und Begeisterung haben wir uns zusammengetan. Eine Handvoll Leute. Jeder mit einer bestimmten Gabe, einem grösseren oder kleineren Talent. Eine Hilfstruppe sind wir geworden. Zwecks Unterhaltung, wie man sich militärisch ausdrückt.

Mit Spürnasen wie Sioux-Indianer haben wir in der einheimischen Literatur geforscht, bekannte und unbekannt Dichter mit Wünschen belästigt, von Komponisten Noten haufenweise erpresst. Dann wurde geübt und geprobt, Tag und Nacht. Bis unser «Menu», das wir den Soldaten im Dienst zur Unterhaltung zu servieren gedachten, richtig gewürzt war.

... Befangen, vom Schnee geblendet, steigen wir aus. Am hölzernen Bahnhöfchen steht der Herr Oberst höchst persönlich. Seine breiten Galons funkeln im Sonnenlicht wie pures Gold. Er winkt uns zu. Ordonnanzen reissen uns die Koffer aus den Händen. Alles wird in Autos verstaut. Wir sind beschämt ob dem herzlichen Empfang, beinahe etwas kleinlaut. Sechshundert Mann warten begierig auf die Kost des «Gamälle-Deckels», sagt uns der freundliche Oberst und blinzelt viel-sagend. Dazu der ganze Divisionsstab. Da heisst es sich zusammenreissen, damit es keine Scherben gibt.

Der Mond hängt wie eine weisse Kugel über den Bergen. Vor der Kaserne geht es lebhaft zu. Der kernige Adjutant, mit einem wie gemeisselten Römerkopf, führt uns. Der grosse Mannschaftsraum ist mit Fahnen und Tannenästen geschmückt. Eine rohgezimmerte Bühne ist da. Zelttücher markieren den Vorhang.

Unser Pianist, Mitrailleur Stierli, stürzt sich auf den «Pechstein»-Flügel, schlägt einige Akkorde an. Es geht, das «Pech» könnte schlimmer sein. Hinter der Bühne gurgelt unser Tenor den letzten Glanz herbei. Einer klimpert mit der Gitarre. Lampenfieber? Ehrlich gesagt: ja! Wir sind alle in einer nervösen Spannung.

Der Saal ist gedrückt voll. Erwartung liegt auf allen Gesichtern. In den ersten Reihen sitzen die Offiziere und studieren kritisch das Abend-Menu, das wir verteilen liessen.

Los! Als «Gongferansie» stolpere ich hinaus ins Rampenlicht. Wie mir das Herz klopft! Meine Worte fallen langsam, tropfenweise. Ich sehe das Dunkel, über die Köpfe hinweg. Zögernd hebt in einer Ecke ein Lachen an, ein Lächeln... Es ist doch nicht so einfach, sechshundert Männerherzen zum Mitschwingen zu bringen!

Es ist tropisch heiss. Rauch und Qualm. Die Dampfheizung zischt. Draussen höre ich den Schritt der Wachen. Da fällt mir ein Dichterwort ein. Ein paar Verse. Dann werde ich abgelöst. Ein erster Beifall. Mässig, doch herzlich. Wie Alice Erny die Heldentaten der «Alten Schwyzer» besingt, lockern sich die Hände. Ein paar Töne schweben im Raum wie Glockenklang. Eine alte Volksweise legt Wehmut auf die bärtigen, braunen Männergesichter. Nicht genug bekommen sie von den einfachen Liedern, leise summen sie mit.

Dann fährt Poldi Hess mit stärkerem Kaliber auf. Bei seiner «Hilfsdienstszene» wiehert der ganze Saal. Und schweben seine «Engelberger Lumpenliedchen» über die Köpfe der Feldgrauen – dann atmen wir auf, der Erfolg ist erkämpft. Spät

machen wir «Lichterlöschen» – viel zu früh für die Soldaten, selbstverständlich. «Chömmed wieder emol...!» rufen sie. Wir stehen erschöpft auf der Bühne, umjubelt... Und haben doch nur ein wenig Heimatkunst gezeigt, als ein Gruss von zu Hause. Der Herr Major hält eine kurze Ansprache. Im Takt hebt ein Getrampel an. Abblenden ...!

Std. Erny, Sektion «Heer und Haus»

In unserer Kompanie gibt es einen, der von Beruf Chordirigent ist. Der Hauptmann, der viel Verständnis fürs Singen hat, gab ihm den Auftrag, aus der Kompanie einen Chor zu bilden. Das wird gemacht. Und er ist nicht einmal schlecht, dieser Chor. Aber auch die ganze Kompanie muss singen. O ja, bei uns kommt es vor, dass auf dem Tagesbefehl offiziell «Singen» steht. Und wenn die Kompanie singt, kann man ihr zuhören, es ist geniessbar. Es ist sogar so geniessbar, dass wir Konzerte gegeben haben. In der Kirche. Im Spital. Im Radio. Aber jetzt geht's weiter. Nach Zürich ins Kongressgebäude. Das dürfte für einen Feldgrauen so ziemlich die höchste Stufe sein.

Wir sitzen auf dem Podium im Grossen Saal des Kongressgebäudes. Hufeisenförmig. Nach Stimmen sortiert. Hinten das Bataillonsspiel. Darüber die Schweizerfahne. Auch ein Flügel ist da. Gross, schwarz und feierlich. Und Zuhörer sind da. Ausverkauft. Zweitausend Leute.

Wir haben ein richtiges Programm. Der Chor singt. Die ganze Kompanie singt. Das Bataillonsspiel präsentiert sich. Solo und mit uns. Einer spielt Geige, ein anderer Oboe. Einer wiederum am Flügel. Alles Feldgraue und alle von uns. Und dann singt auch noch einer. Mit Flügelbegleitung. Der Chordirigent. Gefreiter Schreiber. Die Liedchen, die er singt, kennen wir alle, schon oft hat er sie uns vorgetragen. Aber da ist eines, ein kleines dummes Liedchen: «Heile, heile Säge.» Ich habe es erst einmal gehört. Ich werde es nochmals so richtig als Zuhörer erleben. Und er singt mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit und schönem, warmem Bariton:

Ha ne mal es Sprüchli ghört,
es tönt mer i de Ohre,
wo mer s Müeti gsunge hät
vor ville, ville Johre.

Das kleine
Liedchen

Unten in der vierten Reihe sitzt meine Mutter. Ich sandte ihr ein Programm, damit sie auch hinkommen konnte. Ich kann sie gut sehen, ich sitze in der ersten Reihe vom Hufeisen. Und er singt den Refrain:

Heile, heile Säge
drei Tag Räge
drei Tag Schnee
s tuet em Buebli nümme weh.

Ich höre zu, ich höre nur noch die Töne und die Worte, diese einfachen Worte, ich sehe nicht mehr das Grau um mich, ich sehe nicht mehr das Dunkel von unten im Saal. Ich höre und sehe die Mutter, nicht unten, sondern vor meinen Augen:

s Müeti han i nümme meh
s Sprüchli ischt mer blibe
ha scho mängi Büle gha
het sie gern vertribe.

Ich schaue zu Boden, ich beisse die Backenknochen aufeinander, ich betrachte meine Passepoils in den Hosen, sie interessieren mich gar nicht, ich weiss das, aber krampfhaft betrachte ich sie. Warum? Dieses dumme kleine Liedchen mit seinen simplen Wahrheiten, man kann doch nicht als Soldat eine Träne abwischen, zu dumm.

Das Liedchen ist aus, unten kommt starker Applaus. Bald kommen wir wieder daran. Ja, ein lustiges Soldatenlied, das ist besser. Und der andere sieht dabei nicht etwas, das man doch lieber für sich behalten möchte. Und kräftig singt die ganze Kompanie: Im Aargäu sind zwei Liebi.

Und als wir wieder mit klingendem Spiel zum Bahnhof marschieren, da springt die Mutter nebenher, unser Schritt ist ihr zu rasch, sie kann nicht mithalten, aber im Bahnhof erwischt sie mich noch, sie drückt mir die Hand und dankt: «Guet Nacht Bueb und heb der Sorg.»

Füs. Gollmer, Füs. Kp. 1/105

Als dann
blühte der
Holunder...

Im Vorsommer ist die Blütezeit des Holunders. An Wiesenböschungen steht er feierlich, prangt in üppiger Pracht zwischen Schopf und Hühnerstall und breitet liebevoll seine weissen Blütenteller über die halbzerfallene Feldscheune. Diese Blütenteller, die sich der Sonne entgegenbreiten und deren

wilder, betäubender Geruch, vermischt mit dem Duft frisch-gemähten Heues, in Schwaden übers Land zieht.

Für mich verbindet sich mit der Holunderblüte immer eine Erinnerung an die Zeit des Aktivdienstes. Wie oft haben wir damals gesungen:

«Als dann blühte der Holunder und die erste Rose sprang...»

Es ist in diesem Liede von einem Jäger und seiner Lola die Rede – der Jäger zieht in den Krieg, und die Sache endet eigentlich ziemlich traurig, denn am Schlüsse heisst es vom heimkehrenden Krieger:

«Doch, was sah er dort vom Hügel – einen weissen Leichenstein. Auf dem Steine, da stand geschrieben: Hier ruht Lola – ganz allein.»

Es ist eines der Lieder, die nirgends gedruckt oder geschrieben stehen und doch überall gesungen werden. Das Lied ist einfach irgendwie da. Es schlummert den Winter über unter der Oberfläche des Soldatengemütes. Plötzlich aber auf einem Marsch in einer Vorsommernacht, am Abend im Dorf, wenn die letzten Heuwagen heimrumpeln, flammt es wieder zu neuem Leben auf, begleitet die Marschkolonne oder zittert sentimental durch den Feierabend.

Natürlich ist dieses Lied vom Holunder, der Lola und ihrem Jäger ein Kitsch. Es wäre blamabel, das bestreiten zu wollen. Aber es ist, so möchte ich sagen, echter, guter Soldatenkitsch. Mir jedenfalls gefällt es. Und mein lieber verstorbener Freund Hanns in der Gand, der mit Recht und Erfolg gegen die Tiro-lererei in unserem Soldatenliede ankämpfte, er hat vor diesem Liede kapituliert mit der resignierten Bemerkung, dass ihm der verdammte Schmarren eigentlich auch gefalle.

Nun hatten wir im Aktivdienst einen Mann, der trug in Zivil einen Schillerkragen, kanariengelbe Schuhe und lange Haare. Denn dort war er ein Musikdirektor. Im Dienst aber war er merkwürdigerweise Oberleutnant. Diesem Manne gefiel das Lied von der Lola, ihrem Jäger und dem Holunder und dem weissen Leichenstein nicht. Und er ging zum Major und schlug ihm vor, dass er (eben der Musikdirektor) unsern Männern das gesanglich Gute und völkisch Wertvolle bebringe. Der Major war damit einverstanden, denn er sagte sich, es sei vielleicht gescheiter, wenn der Direktor mit den Leuten singe, anstatt mit ihnen militärische Dummheiten betreibe.

So zogen denn die Kompanien im Turnus in die Kirche zu Flaach. Auch die unsere. Dort stand der Musikdirektor und gab ihnen Text und Noten. Es war schön kühl in der Kirche, und den Leuten gefiel die Sache nicht schlecht, nur störte es

sie, dass sie zum Singen nicht rauchen konnten und dass sie überhaupt dazu befohlen wurden. Immerhin machten sie getreulich mit. Sie wollten dem Mann den Spass nicht verderben und liessen die Sache über sich ergehen, wie sie auch den Vorträgen dicker, unsoldatischer Professoren jeweilen halb belustigt zuhörten, die man von hinten nach vorn schickte, um unsern Abwehrwillen zu stärken. (Wobei man übersah, dass der sogenannte Geist der Truppe natürlich aus der Truppe selbst kommen muss und dass man ihn nicht aus der Etappe nachschieben konnte wie etwa die Munition oder das Sauerkraut.) Item, dieser Musikoberleutnant exerzierte also in der Kirche von Flaach mit den Soldaten auf seine Art. Und als die Stunde um war und wir in den vorsommerlichen Juniabend traten, sagte mir der Direktor: «Sehen Sie, man muss die Leute nur packen können; bald wird Ihre Kompanie nur noch gute Soldatenlieder singen.»

Inzwischen sammelten sich die Männer vor der Kirche. In der Marschkolonne zündete man sich von Mann zu Mann die Stumpen und Zigaretten an. Die Abendsonne lag noch heiss über dem Platz. Von der nahen Sägerei duftete das Holz. Über allem aber schwang von dort her der wilde Geruch des Holunders. Er schwang über der Marschkolonne, die sich jetzt in Bewegung setzte und in der es nun plötzlich vorn aufflackernd und durch die Reihen zündend weithin erscholl:

«Als dann blühte der Holunder und die erste Rose sprang...»
Da wischte sich der Musikoberleutnant den Schweiß von der Stirne, kratzte sich gleichzeitig im Haar und meldete sich ab. Nun muss man das verstehen. Nicht dass die Männer etwa aus Boshaftigkeit so gesungen hätten. Daran dachten sie gar nicht. Es ging ihnen nur ungefähr so, wie unsereinem, wenn er von einer Einladung kommt, wo er steif hat dasitzen müssen, und nun ist er zu Hause und gibt sich, wie er ist. Und wenn diese Männer nun eben das Lied von der Lola und vom Holunder und nicht dasjenige des Musikoberleutnants von den Mägdelein und Blümelein sangen, so taten sie das einfach deshalb, weil für sie die Lola etwas mehr Substanz hatte als der etwas vage Begriff eines Mägdeleins und weil es sich für sie in Bezug auf den Holunder und die Blümelein ungefähr ähnlich verhielt. Ich habe mich aufs Rad gesetzt und bin der Kompanie nachgefolgt, wie sie durchs fruchtbare Flaacher Feld gegen Eilikon zog. Nun sangen sie das im letzten Aktivdienst aus der Taufe gehobene, kraftvolle Soldatenlied:

«Es flattert eine Fahne dem Bataillon voran...»

Die Sonne ging eben hinter dem Hurbig unter. Ihre Strahlen

blitzten auf den Griffen der Bajonette und vergoldeten den Staub der Marschkolonne, die jetzt sang:

«Es flattert unsre Fahne mit ihrem weissen Kreuz

Und sagt es aller Welte: Auf blutig rotem Felde

Erstand die freie Schweiz.»

Jedes Jahr aber, wenn ich im vorsommerlichen Glast übers Land fahre, wenn der Holunder an den frischgemähten Wiesenbördern seine weissen Blütendolden in der Sonne kochen lässt und der Heuwind ihren Geruch übers Feld trägt, summe ich vor mich hin: «Als dann blühte der Holunder...»

Hptm. Kollbrunner, Gz. Kp. 11/267

Das Stadtberner Regiment lag seit Anfang November 1939 im Raume Olten. Der Stab und die Kompanien des Gebirgs-Füsiliers-Bataillons 29 genossen das Gastrecht des Städtchens Aarburg. Auf Befehl des Bataillons-Kommandanten gab es jeden Abend auf dem grossen Platz inmitten des Städtchens einen feierlichen Wachtaufzug. Zu diesem nach alter Tradition aufgezogenen Akt stellte sich die alte Wache in Zugsstärke auf der einen Seite des Stadtplatzes in Reih und Glied auf, worauf die neue Wache unter Vorantritt von Spiel und Fahne vom Schulhaus her mit strammer Marschmusik aufmarschierte. Nach der Übergabezeremonie durch die beiden Wachtkommandanten marschierte ein erster Trupp der neuen Wache ab, um die verschiedenen im Stadtgebiet aufgestellten Schildwachen abzulösen. Unterdessen erfreute das gutbesetzte Bataillons-Spiel die wartenden Mannschaften und die zivilen Zuschauer, die sich tagtäglich zum Wachtaufzug einfanden, mit flotten Marschweisen. Nach vollzogener Wachtablösung marschierte das Detachement mit klingendem Spiel wieder der Unterkunft zu. So wiederholte sich dieses feierlich ernste Zeremoniell des Wachtaufzuges im Städtchen Aarburg Tag für Tag und gehörte bald einmal zum Stadtbild wie das trutzige Schloss und das Rauschen der Aare.

Mittlerweise wurde es Dezember, und die Berner Soldaten feierten in der Kirche von Aarburg ihre erste Soldatenweihnacht des Aktivdienstes. Das Neujahr 1940 kam, und die ersten kalten Januartage brachten wenig Abwechslung in den etwas monoton gewordenen Dienstbetrieb. Mancher Soldat wäre

Wie das
Bataillons-
Spiel 29
einfrore

gerne wieder einmal seinem zivilen Berufe nachgegangen und hätte sich nach vier Monaten Aktivdienst einige Franken verdient. Aber der Urlaub blieb auch jetzt ein rarer Artikel. Da kam den Spielleuten vom Bataillon 29, früher als sie daran dachten, ein kleiner Zufall zu Hilfe. Auch im Januar, als die Wintertage empfindlich kalt waren, trat das Bataillons-Spiel wie gewohnt jeden Abend zum Wachtaufzug an. Wieder einmal ging es mit klingendem Spiel, wehender Fahne und dem zur Wache kommandierten Füsilierzug vom Bahnhofquartier dem Städtchen zu. Die Tambouren hatten mit dröhnendem Wirbel das Spiel abgelöst. Der Spielführer hatte bemerkt, wie sich die Musikanten an den Klappen ihrer Instrumente zu schaffen machten, die bereits dem Einfrieren nahe waren. Unterdessen war das Detachement auf dem Stadtplatz vor dem Rathaus angelangt; die Wachablösung begann. «Kamerad, ich melde neue Wache», tönte die zackige Stimme des Wachkommandanten über den Platz. Es folgte der Schildwachbefehl, und die erste Ablösung marschierte von dannen. Jetzt hatte wie gewohnt das Bataillons-Spiel einzusetzen. Auf das Zeichen des Trompeter-Korporals begann das Spiel, doch wollte es heute nicht so recht klingen. Der Klang blieb dünn und mager und wollte nicht begeistern. Des Basses Grundgewalt war nicht hörbar, die markanten Akkorde der Posaunen fehlten bald ganz, auch die Hörner mit ihrem weichen Klang blieben weg, und bloss noch die Trompeten schmetterten ihre Fanfaren in den kalten Abend hinaus, tüchtig unterstützt von den dumpfen Schlägen der grossen Trommel. Korporal B. war unschlüssig; sollte er abpfeifen? – Nein, er liess weiterblasen und schlagen. Doch jetzt versiegteten nach und nach auch die Trompeten. Nur noch der Mann mit der grossen Trommel schlug jetzt als grosser Solist weiter: Bum – bum – bum, bum, bum. – Verduzt stand der Spielführer vor seinem merkwürdigen Orchester. Schon schritt der Bataillons-Kommandant, der notabene daheim Präsident eines Musikvereins war, auf den Korporal zu und erkundigte sich nach dem sonderbaren Verhalten seiner Bataillons-Kapelle. «Herr Major», erklärte der Unteroffizier, «das Bataillons-Spiel ist eingefroren, es kann seine Aufgabe hier nicht mehr erfüllen!» «Nun denn», befahl nun der hohe Offizier, «so gehen Sie mit dem ganzen Spiel in den Urlaub und spielen Sie wieder, wenn der Frühling kommt.» «Zu Befehl, Herr Major», quittierte der Spielführer diesen gutgemeinten Befehl, und am andern Tage fuhren die 29er-Trompeter wirklich für drei Wochen in den ersehnten Arbeitsurlaub.

Seitdem vor Jahrzehnten ein sechsspänniger Küchenwagen in eine Batteriestellung gefahren war und durch seine Anwesenheit die gutgetarnten Geschütze verraten hatte, haben alle Artillerieoffiziere eine heilige Scheu vor diesem dampfenden Ungetüm. Lieber die Küche den ganzen Tag nie sehen, als sie einmal zu nahe an ein Geschütz herankommen zu lassen, das war jedenfalls in unserem Regiment oberstes Gebot.

So hatten wir wieder einmal auf der Gerschnialp Stellung bezogen, und es wunderte sich beim Einnachten kaum jemand, dass die drei Küchenwagen der Abteilung drunten in Engelberg in Deckung lagen, statt uns das warme Nachtessen zu bringen. Ja, man war sogar beinahe erstaunt, als gegen 22.00 zwei Fahrküchen im Stellungsraum erschienen und unsere Nachbarbatterien verpflegten. Sie waren dem Quartiermeister durchgebrannt, der sie nicht aus Engelberg weglassen wollte, bevor er einen ausdrücklichen Verpflegungsbefehl erhalten hatte. Unser Fourier war offenbar folgsamer gewesen als seine Kollegen und dort geblieben, wir aber durften nun die Suppe, die er nicht brachte, auslöffeln.

Die Kanoniere gingen daran, das Zeltlager zu erstellen. Jeder kramte aus den Taschen den letzten Rest an Essbarem zusammen und überlegte sich, ob er wohl besser schlafen gehen solle oder ob es sich lohne, auf das offizielle Nachtessen zu warten.

Mitternacht war vorüber, als sich das Gerücht verbreitete, die Fahrküche sei im Anmarsch. In den Zelten wurde es lebendig, und bevor etwas Konkretes zu sehen war, stand das Gros der Batterie mit der Gamelle bewaffnet zum Fassen bereit. Dann erschienen im fahlen Mondschein Quartiermeister und Fourier hoch zu Pferd, und hinter ihnen dampfte das ersehnte Fahrzeug heran. Einen Augenblick lang empfand auch ich das

angenehme Gefühl einer geretteten Situation, doch dann überstürzten sich die Ereignisse. Die sechs Zugpferde nahmen alle Unebenheiten der höckerigen Alpweide mühelos, als aber der schwankende Wagen vor unseren Augen auffuhr, kippte er unvermittelt um. Der Küchenchef hatte zuvorkommenderweise die Kochkessel bereits geöffnet, und Suppe, Spaghetti und was sonst noch vorhanden war, ergoss sich in den Morast. Wir wussten nicht, sollten wir fluchen oder lachen, bis Kanonier Graf das befreiende Wort fand: «Die Sauerei chönd er denn bis morn selber tarne! » Und so schlüpfen wir nicht vergnügt, aber doch schmunzelnd in die Zelte und erwarteten die Schiessübung, bei der – wie wir später sagten – die Fahrküche die erste Salve herausgelassen hatte.

Lt. Schmid, F. Btrr. 58

Blumige Oft hört man behaupten, die deutsche Sprache sei arm an Soldaten-Ausdrucksmöglichkeiten; andere Sprachen würden mehr bildsprachehafte Ausdrücke aufweisen. Erlauschtes aus dem Militärdienst bewegt mich, diese Ansicht zu widerlegen. Der Befehl des Feldweibels, dass die Säumer mit Stahlhelm und Gasmaske auszurücken hätten, wird wie folgt weitergegeben: «D'Gülle-Matrose trätte mit Unterseeboots-Buuchnabel und Schnörregalosche a!»

W. K. (Nebelspalter)

Das vermisste
Rad

Längere Zeit waren wir in einem Fabrikgebäude in Sissach einquartiert. Vor dem Wachtlokal waren stets einige Militärräder für die Wachtsoldaten oder das Büropersonal fahrbereit aufgestellt. Eines Tages stellte der Feldweibel fest, dass eines dieser Räder fehlte. Er erkundigte sich auf der Wache und beim Büropersonal, jedoch wollte niemand das Rad gesehen oder gebraucht haben.

Als auch am Abend das Rad noch nicht zum Vorschein kam, meldete er es dem Kompanie-Kommandanten. Damit schlug allerdings das Wetter in unserer Kompanie auf Sturm um. Zuerst kam die Wache daran. Was denn da für schlampige Gesellen auf der Wache seien und ob sie denn keine Augen



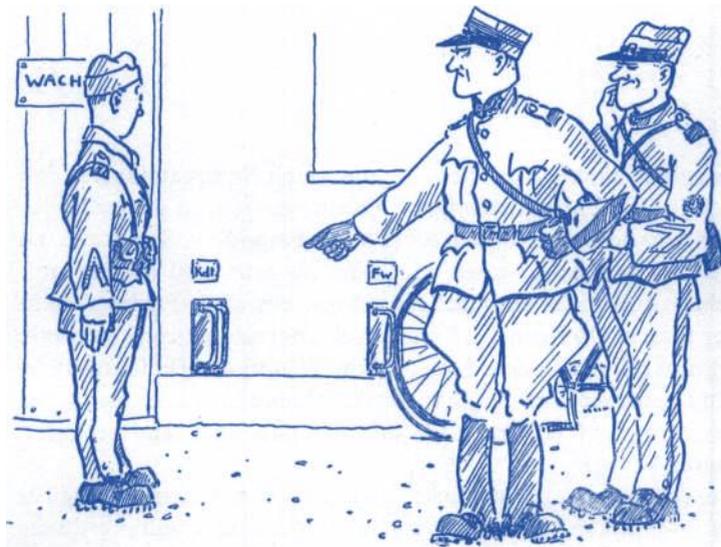


hätten, er könne ja ebensogut Holzblöcke aufstellen; es käme aufs selbe heraus. Beim Hauptverlesen wurde die Kompanie gefragt, aber auch hier hatte niemand das Rad gesehen. Dann bekam der Feldweibel den Befehl, Anzeige bei der Heerespolizei sowie bei der Ortspolizei zu erstatten. Nach dem Hauptverlesen schlich man sich einzeln oder in kleinen Gruppen davon.

Gross war unsere Überraschung, als nach zirka einer Stunde Gefreiter Oppliger mit dem vermissten Rad daher kam. Er stellte es in den Rechen und wollte ins Kompanie-Büro, um zu melden. Da kam aber gerade der Kompaniegewaltige Hauptmann Roos, gefolgt vom Feldweibel Wyss, aus dem Büro. Oppliger nahm Stellung an und erstattete Meldung. Er sei eben beim Coiffeur gewesen und da habe ihm der Coiffeurmeister gesagt, er solle doch das Militär-
rad gerade mitnehmen, das schon seit gestern vor seinem Haus gestanden habe. Hauptmann Roos habe sich gestern bei ihm rasieren lassen und dann das Rad vergessen.

In den nächsten Tagen führte Leutnant Meier die Kompanie, denn Hauptmann Roos nahm aus dringenden Gründen Urlaub.

Gfr. Wegmüller, Freiw. Gz. Kp. 4



Bym Schanze Im Unterstand neben uns schaufelt ein baumlanger Kerl, dessen Kopf immer noch über den Rand heraus lugt, nachdem von den andern längst nur noch die Dreck herauswerfenden Schaufeln ab wechslungs weise auf tauchen. «Wie gänd Ehr au däm z'frässe? Servieret Ehr ihm per Lift?» rufen wir zum Unterstand hinüber, um aber sofort die schlagfertige Antwort zu erhalten: «Nai, dä isst us em Dachkännel!»

Vo. (Nebelspalter)

Isch dr
Höiptlig do? E Korpis hett emol am ene Obe es Blöderli hei brocht, und das hett üse Houpme id Nase übercho. Är isch e ke böse gsy, dä Houpme, aber er hett wolle Ornig ha und bstellt dür ne Mäldelöifer dä Korpis für em Aben am zähni ids Büro. Für i üses Büro z'cho, hett me zerscht müesse dür ne länge fiischtere Gang hindere loufe und de dort a d Türe chlopfe. Jetz hett dä guet Houpme gwartet bis am zwänzg ab Zähni, aber dä Korpis isch nid cho. I eir Töibi het dä Houpme zämepackt und isch use. Im Gang usse rennt är fiischterlige a eine ah und dä seit zuenem: «Du, isch der Höiptlig doo?» «Dänk wohl isch er doo», seit der Houpme. Do meint der ander zuenim: «Was meinsch, isch er ächt verrückt?»

Fw. Dornier, Füs. Kp. III/101

Die
Salatsetzlinge Es gehört zu den Fähigkeiten eines guten Kommandanten, den richtigen Mann am richtigen Ort einzusetzen. In dieser Beziehung hatte unser Batteriechef eine besondere Knacknuss zu lösen. Erschien da eines Morgens, als wir 1940 im aargauischen Auenstein einquartiert waren, ein alter Feldweibel in der blauen Uniform des Ersten Weltkrieges und sagte, er wolle bei uns Dienst leisten. Er sei schon 1918 in der Feldbatterie 56 tätig gewesen und der Divisionskommandant habe ihn hieher geschickt, auf dass er auch diesmal das Vaterland schützen helfe.
Unser Hauptmann schluckte zweimal leer. Einen Feldweibel hatte er schon, und diese vorsintflutliche Erscheinung dürfte wohl kaum in der Lage sein, den Karren ebenso zu schmeissen wie jener. Gerade damals fasste aber die Idee von der Anbauschlacht in unserem Volke Fuss, und in einer erleuchteten Stunde ernannte

der Batteriechef den Urgross-Feldweibel zum «Chef des Mehranbaus», und wir nannten ihn «Wahlen II». Seine Aufgabe war, einen Pflanzgarten einzurichten und zu besorgen, und es sei gebührend anerkannt, dass er diese Aufgabe mit Feuereifer anpackte. Er hatte den Grundsatz: Mit nichts erreicht man nichts – so war es nicht verwunderlich, dass er schon am nächsten Feldweibelrapport ein Pferdegespann mit Fahrer und Wagen anforderte, um im benachbarten Veltheim tausend Salatsetzlinge zu holen.

Das war nun nicht nach unserem Geschmack. Alle Fahrer halfen nämlich den Auensteiner Bauern auf dem Feld, und wir Unteroffiziere hatten die liebe Not, sämtliche Anfragen zu befriedigen und jedem Bauern eine Hilfe zuzuteilen. Dass dieser Fuhrhaltereibetrieb der Batterie schöne Einnahmen und den Fahrern nicht selten ein Gläschen eintrug, sei nur nebenbei erwähnt. So rieten wir Wahlen II, er solle doch allein nach Veltheim reiten und seine Setzlinge in der Saccoche heimnehmen, da brauche er weder Fahrer noch Zugpferde. Wir kamen aber an den Lätzen.

In der Saccoche? Wo denkt ihr hin? Da würden bestimmt einige der Setzlinge zerdrückt, eine Sünde in der heutigen Zeit!

Da wusste der Reservewachtmeister einen Ausweg. Seinem Fahrer Suter, der eben aus der RS gekommen war, hatte man die zwei wildesten Pferde zugeteilt, und mit diesen konnte er sowieso nicht zu Acker fahren. Ohne indessen diesen Grund zu nennen, offerierte er Suter für die Setzlingsexpedition, und tatsächlich fuhren an jenem Nachmittag Wahlen II und Suter auf einem Brückenwagen zweispännig gen Veltheim.

Die Hinfahrt soll leidlich verlaufen sein. Als aber die Rosse auf dem Heimweg den höchsten Punkt erreicht hatten und auf das vertraute Auenstein hinuntersahen, witterten sie Morgenluft. Aus dem Schritt wurde Trab, und dieser steigerte sich zum Galopp, und bei der ersten Kurve ging das Gespann geradeaus «durch die Felder, durch die Auen» direkt auf Auenstein zu. Suter war vor Schreck abgesprungen oder wohl eher unfreiwillig ab dem Wagen geflogen. Wahlen II hatte die Zügel erwischt, und indem er sich auf dem Wagen festklammerte, versuchte er verzweifelt und vergeblich, die Pferde wieder in die Gewalt zu bekommen. Wie diese im Schnellzugstempo den Weg durch die winkligen Gassen Auensteins fanden, erscheint heute noch rätselhaft. Vor ihrem Stall angekommen, hielten sie jedenfalls lammfromm an, ohne das geringste Unheil anzurichten. Einige Soldaten waren hinzu gesprun-

gen und hoben den schreckensbleichen Wahlen II vom Wagen herunter. Dann ging's ans Auszählen der Aktiven. Auf dem Wagen fanden sich noch genau fünf mehr oder weniger intakte Setzlinge, und Suter, der eine Viertelstunde später im Dorf anlangte, brachte noch ein Dutzend weitere, die er in einem Kornfeld gesammelt hatte.

So begann der Mehranbau in unserer Batterie mit einer gesalzenen Rechnung für Landschaden, und der erhoffte Zustupf des Pflanzgartens an die Gemüseportion liess lange auf sich warten. Dafür mögen einzelne Auensteiner Bauern überrascht gewesen sein, als sie in jenem Sommer auf dem Kartoffel- oder Getreideacker Salatköpfe ernten konnten.

Kpl. Schmid, F. Btrr. 56

Beim
Stellungsbau

Eine Gruppe Füsiliere ist mit Stellungsbau beschäftigt. Füsilier Bisi stochert schon über drei Stunden mit dem Pickel im Loche herum. Kommt ein junger Leutnant dazu und bemerkt: «Füsilier Bisi, wie lang wänd Sie no pickle da undä? Nämet Sie ämal a Schufle und werfed Sie d'Erde zum Loch usä.»

Bisi, seelenruhig: «Isch nüd nötig, Herr Lütnant; wenn sich dänn d'Erdä dreht i der Nacht, fällt denn der Dräck vo sälber usä!»



Wachtmeister: «Herr Oberlütnant, mys Detachement sötti meh Zwüscheverpflügig ha.»

... meh
g'gesse!

Oberlütnant: «Glaubet si, es würdi denn meh krampfet?» Wachtmeister: «Nei, säb nit grad; aber uf alli Fäll meh g'gesse!»

Peug (Nebelspalter)

Mühsam bahnte sich unser Viertonnen-Lastwagen seinen Weg durch das Verkehrschaos auf der Landstrasse zwischen Basel und Liestal. Ganz schlimm war es bei der starken Strassenbarrikade Hüften. Hier staute sich der Strom der mit Hausrat hochbeladenen Personenwagen, die von ihren Besitzern nach der Inner- schweiz und dem Bernbiet gesteuert wurden. Missmutig blickte mein Chauffeur auf die lange Reihe der stillstehenden Personenwagen mit Bettzeug auf dem Wagendach, mit Kinderwagen und Vogelkäfigen, die über dem Kofferraum festgebastet waren. Neben der langen Kolonne bewegten sich mit ernsten Gesichtern kleinere und grössere Abteilungen von Soldaten, die als Werkbesatzungen ihre Objekte bezogen oder ihre nahegelegenen Kantonnements aufsuchten. Es war zur Zeit der grössten Bedrohung der Schweiz durch ihren nördlichen Nachbarn...

Hund vom
Grill

Nun kam wieder etwas Belebung in die Autokolonne. Unser Camion näherte sich der schmalen Lücke in der Strassenbefestigung. Ich schaute etwas nervös auf meine Armbanduhr, denn in einer Viertelstunde sollte ich mich auf dem Divisionskommando in Sissach melden. Da prallte ich mit dem Stahlhelm gegen die Windschutzscheibe, denn mein Motorfahrer hatte einen heftigen Stopp gerissen. Zugleich ertönte ein kurzer, kläglicher Schrei. Schon kletterte der Wagenführer aus der Kabine und beugte sich unter das rechte Vorderrad. Auf seinen Wink folgte ich ihm. Er wies auf einen schönen, mittelgrossen Sennenhund, der leblos unter dem Camion lag. Blut tröpfelte aus seiner Schnauze. Wir zogen ihn unter dem Lastwagen hervor. Er musste einen heftigen Schlag gegen den Kopf erhalten haben, der seinem Hundeleben ein Ende gesetzt hatte.

«Wir können ihn hier nicht liegen lassen», meinte der Motorfahrer. «Dann lege ihn hinten in den Wagen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.» Schon ertönte von hinten ein Hupkonzert. Rasch führte der Fahrer meinen Befehl aus, und wir rollten Sissach zu.

Als ich nach der Besprechung auf dem Divisionskommando ins Kantonnement kam, zog mich der Motorfahrer beiseite. Er hatte den Hund unbemerkt aus dem Wagen entfernt und bereits mit dem Küchenwachtmeister gesprochen. Der werde den Hund so fein präparieren, dass kein Mensch merke, welch seltenes Wildpret auf den Tisch komme.

«Bisch jo verrückt!» war meine erste Reaktion. «Wir haben jetzt an anderes zu denken als an einen fröhlichen Zugsabend.»

«Ach was, entweder geht morgen oder übermorgen der Teufel los oder dann gibt's in ein paar Tagen wieder einmal eine »Welle' wie einst, mit oder ohne Hund«, meinte der Motorfahrer, und ich musste ihm recht geben. Jetzt kam es wahrlich auf andere Dinge an als auf einen Hund im Kochtopf.

Als einige Tage später die höchste Alarmbereitschaft abgeblasen wurde, da sich die unmittelbare Gefahr für die Schweiz verzogen hatte, ja, da war wieder einmal ein Zugsabend fällig. Von allen vorgeschobenen Posten am Rhein kehrten die einzelnen kleinen Detachemente in ihr Standquartier zurück. Sie hatten sich unendlich viel zu erzählen und freuten sich ihrer guten Kameradschaft – und wohl auch ihres Lebens. Denn die meisten wären nicht mehr zurückgekehrt, wenn ... die Weltgeschichte einen andern Verlauf genommen hätte.

Der Zugsabend wurde ein voller Erfolg. Die Kochkunst unseres Chuchitigers, der einen Braten vom Grill mit Pommes frites und Salat servierte, wurde in allen Tönen gerühmt. Übrigens hatte man natürlich noch einiges dazugekauft, vor allem für die drei, vier Eingeweihten! Als aber zu vorgerückter Stunde der Motorfahrer mit der Wahrheit herausrückte, da glaubten ihm die meisten nicht, und die andern fanden, so hätte ihnen schon lange nichts mehr geschmeckt wie dieser Mixed Grill. So heikel war man eben



damals nicht. Und wenn wir heute zusammenkommen, dann ist die kleine Geschichte auf düsterem Hintergrund, unser «Hund vom Grill», ein Beweis dafür, dass wir auch in ernsten Tagen den Kopf nicht verloren haben.

Adj. Uof. Zfhr. Keller, Bft. Z. 4

Der Schweizer Soldat hat eine unvorstellbare Abneigung gegen Pferdefleisch, obschon diese ganz unbegründet ist. Selbstverständlich wurde jedes Pferd, das abstürzte oder während dem Dienst abgetan werden musste, verwertet, und zwar durch das Militär. Man ging dann dazu über, das Verspeisen des Pferdefleisches einer andern Truppe zu überlassen. Wenn bei der Artillerie ein Pferd «gemetzget» werden musste, erhielt dann die Infanterie dieses Fleisch und umgekehrt. Trotz grösster Diskretion sickerte es aber immer wieder durch. So war eben wieder einmal Pferdefleisch bei uns eingetroffen. Nun besprachen wir, Fourier, Küchenchef und Kommandant, was da zu machen sei. Wir machen grosse Knödel, rieten mir meine zwei Sachverständigen. Gesagt, getan. Wunderbar schmeckten diese mächtigen Knödel mit Reis und Zutat, und trotz grosser Portionen wurde alles restlos verteilt. Tags darauf gab es Sauerbraten, aber aus Kuhfleisch. Heftiges Scharren mit den Füßen und der Ruf «Hü, Hü!», der immer wieder ertönte, liessen erkennen, dass alles der Meinung war, es sei Pferdefleisch. Das Fleisch konnte nicht restlos an den Mann gebracht werden. Nach dem Essen rief ich meine Einheit zusammen. «Das won ier hüt g'ässe hend, isch den Chuefleisch gsi. D'r Gaul isch geschter mit da Chnödel verpflegt worda.» Lange ungläubige Gesichter gab es; aber am Abend ist dann der übrig gebliebene Kuhsauerbraten doch noch restlos aufgegessen worden.

Knödel à la
«Hü»!

Hptm. Braschler, Stabskp. Geb. Füs. Bat. 91

Soldaten – Kameraden

HD-Soldat
Minimax

Mitten in diesem behäbigen, lieblichen Bernbiet, für Nicht-Berner besonders anziehend, steht eine etwas ungewöhnliche Truppe «im Feld». Einige hundert HD. Das sind zum Hilfsdienst eingrückte Mannen der verschiedensten Altersklassen und Jahrgänge. Bald nach dem zwanzigsten Jahr fängt das an, und solche, die schon nahe beim halben Jahrhundert angelangt, sind auch nicht gerade selten.

Das Plakat rief, und am Mobilisationstag trafen die Leute ein. Von überall her. Aus der Ostschweiz, aus der Westschweiz, Genf und Jura, aus dem Bernischen, von Basel und aus der Urschweiz. Wir sind ein buntes Völklein. Jeder Befehl wird übersetzt, und am Hauptverlesen steht jeden Abend ein Dolmetscher auf Pikett.

Rasch haben sich die Leute an all das Neue gewöhnt, das Stroh, die Soldatenkost, die ungewohnten Stunden; und die Disziplin hält nun auch langsam ihren militärischen Einzug bei uns. Jeder Tag bringt Neues. Die Gasmaske war der erste Gast. Die Erkennungsmarke baumelt um jeden Hals und fühlte sich zuerst unterm Hemd kühl, hart und ungewohnt an. Die rote Armbinde ziert die Gegend über dem linken Ellbogen. Dann fassten wir Policemützen, und tagsüber stecken wir im blauen Mechanikerüberkleid, weil wir doch auf allen Seiten von Motoren umgeben sind. Die Wagen stehen herum, schweigen und warten geduldig, als wollten sie uns mit dem guten Beispiel vorangehen.

Sie essen nicht und sie trinken nicht und Gedanken haben sie wahrscheinlich auch nicht. Von uns kann man das kaum sagen. Wir haben Gedanken, und zwar vielerlei! Der eine denkt an die Seinen daheim, der andere grübelt über sein Geschäft nach und macht sich Sorgen um seine Existenz. Und wenn dann die frühe Tagwacht den Beginn eines neuen Tages

einleitet, so fragt sich gar mancher, wozu der ganze Zauber wohl gut sei? Zu tun ist für manchen, der an Arbeit gewöhnt ist, viel zu wenig. Die erste Begeisterung, der Reiz des Neuen ist verflogen. Man ist so voll Hilfsbereitschaft und Arbeitswillen hergezogen, dass man Untätigkeit nur schwer erträgt. Ja – auch das abwartende Nichtstun will gelernt sein, besonders wenn man seine privaten und geschäftlichen Sorgen hat und als Einzelner oft meint, man müsse einfach entlassen werden. Man könne doch nicht einfach so dableiben und nichts tun, wenn anderswo Berge von Arbeit warten und liegen bleiben. Und dann kam ein Ereignis, das uns alle aufrüttelte und zur Besinnung brachte. Es wirkte doppelt, weil es so völlig unerwartet und in gänzlich ungewohnter Form an uns herantrat. Ein Kamerad aus Genf, der über den Sonntag Urlaub erhalten hatte, rückte mit seinem Automobil am Montagvormittag wieder an, und in der Tiefe des Wagens ruhten geheimnisvoll mit Tüchern bedeckte Apparate und Maschinen. Man wunderte sich, schaute in den Wagen und schüttelte den Kopf.

Abends wurde bekanntgemacht, dass im Gasthof nebenan, im Saal im ersten Stock, eine Tonfilmvorführung stattfinden werde. Unser Kamerad aus Genf hatte alles dazu Notwendige herbeigeschleppt, nur um uns zu zerstreuen. Dichtgedrängt, Kopf an Kopf, füllten wir den Saal, und die Herren Offiziere und Unteroffiziere, das ganze «Rösslispiel» vom Major abwärts, war in corpore erschienen.

In der Pause ergriff nun der Genfer das Wort und erzählte in launiger, charmanter Weise, wie er heimgekommen sei und ihn da sein sechsjähriger Bub gefragt habe, was er, der gestrenge Herr Papa, nun in diesen zwei Wochen für das Vaterland geleistet habe? Der Vater war etwas verlegen und platzte heraus mit der Wahrheit. Am Vormittag sei er Pilze sammeln gegangen und am Nachmittag habe er im Schwimmbad seine Zeit mit Schwimmen vertan. Der Bub bekam grosse Augen und wollte eine Erklärung haben für dieses sonderbare Tun. In seiner Verlegenheit, so erzählte unser Genfer, habe er den filius auf den nächsten Morgen vertröstet, und dann sei ihm die Nacht zu Hilfe gekommen. Er habe einen Traum gehabt.

Diesen Traum erzählte er uns nun und verstand es, mit seinem leichten Plauderton unsere ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Morgens um drei Uhr, so habe ihm geträumt, sei er im Nachthemd mit blossen Füßen auf dem Bundesplatz gestanden, just vor dem Bundeshaus. Vom Weiss des langen Schlafgewandes habe das Rot der Armbinde gar absonderlich abgestochen. Er sei in den Bau getreten und habe einen der steinernen Wächter nach dem Arbeits-

gemach des Generals gefragt. Nach längerem Suchen treppauf und treppab sei er dann vor unserem General Guisan gestanden, habe sich angemeldet (wie wir's gelernt haben) und habe ihn gefragt, ob das richtig sei, dass er morgens Pilze sammeln und nachmittags schwimmen müsse – für sein Vaterland? Er sei, wie seine Kameraden, eingerückt, zum Platzen voll Eifer, seinen Mann zu stellen und Grosses zu leisten! Und nun liege er herum und tue gar nichts. Der General habe von seiner Arbeit aufgeschaut, einen Wust von Papieren beiseite geschoben und geschmunzelt. Dann habe er zu unserem Nachthemd-HD gesagt:

«Hören Sie genau zu! Wir sind beide im Traum. Sie und ich. Und im Traum, da reden oft auch die Dinge. Gestern Nacht – spät – hat plötzlich der Feuerlöscher dort in der Ecke sich gereckt und gestreckt, ist von seinem Podestlein herabgeklettert und hat sich vor mich hingestellt, sich angemeldet «HD Minimax» und gefragt, ob er nicht für eine halbe Stunde weggehen könne. Er möchte einmal gemütlich ein Bier genehmigen. Er stehe nun seit zwei Wochen dort in der Ecke und habe gar nichts zu tun. Ich schaute ihn an und sagte, es sei mir nicht möglich, nur seinetwegen hier im Büro ein Feuerlein anzufachen. Er dürfe aber nicht Weggehen. Ich brauche ihn dort in seiner Ecke. Wenn ich ihn nur fünf Minuten weg-schicke, so könne ich, selbst als General, nichts tun ohne ihn, wenn Feuer ausbrechen sollte. Da stand mein Feuerlöscher stramm, salutierte und stellte sich wieder in die Ecke auf sein Podestlein.»

«Und weil man im Traum alles so leicht versteht», fuhr der Kamerad vom Genfersee fort, «begriff ich das Gleichnis augenblicklich, wie auch ihr es alle verstanden habt. Eure Gesichter sagen es mir! Als ich am Morgen erwachte, erzählte ich diesen Traum meinem Sprössling, und die Sache leuchtete ihm mächtig ein. Auch ihr seid, im Grunde genommen, grosse Buben; deshalb erzähle ich meinen Traum auch euch.» Tosender Beifall belohnte die schlichte Plauderei; der Major sprang auf, dankte unserm Kameraden und gab unumwunden zu, so gut hätte er selber seiner Truppe nicht sagen können, worauf es ankomme. Er sei stolz auf seine Hilfsdienstler und auf ihren Geist. Und von morgen an seien wir keine gewöhnlichen HD mehr. Wir seien nunmehr «HD-Soldaten» und hätten uns auch so anzumelden! Jetzt wissen wir, was wir sind: Soldaten! Wir sind stolz und froh und wissen warum: HD Minimax hat Soldaten aus uns gemacht.

Fridolin, HD Motfz. Rep. Abt. 1/XVIII

Sie hiessen natürlich anders, die drei Luftschutzpolizeisoldaten, zählten weder zu den Weisen noch zu den Königen, und zu den Heiligen schon gar nicht. Sie hatten ihre Tugenden und Untugenden wie wir alle im himmelblauen Überkleid, murrten und schimpften, fluchten über Hitler und taten im übrigen ihre Pflicht. Meistens –

Da war der *Chasper*. Stattlicher Fünfziger, grau meliert, mit rötlichem, rundem und immer-freundlichem Antlitz, seines Zeichens Architekt. Wer's nicht glaubte, dem wies er die Photographie eines Kraftwerks vor, das er gebaut hatte. «Ganz allein?» frügen wir harmlos. Aus seinem Junggesellenleben wusste man nur, dass er jeden Abend eine grosse Schüssel grünen Salat ass. Was ihn auszeichnete, das war, populärwissenschaftlich ausgedrückt, sein Phlegma. «Eile mit Weile! Blinder Eifer schadet nur!» – Auf diese Grundsätze baute er sein polizistisches Wirken auf. Im Schritt zu marschieren, brachte er nie fertig, stets lief er seinen privaten, patschiffigen Tramp, und jeder Hintermann stolperte ihm in die Absätze. Beim Antreten war er der letzte, und als erster verschwand er nach dem Hauptverlesen. Heulte die Sirene, so erschien er freundlich zum Endalarm. Bei Nachtpatrouillen fand er, dass in der untern Hälfte des Quartiers der Feind auch bewacht werden müsse, setzte sich auf ein Mäuerlein und schlief den Schlaf des Gerechten, bis ihn auf dem Rückweg sein Nebenmann wieder weckte und am Ärmel mitnahm. Gab es im Scheinwerferlicht Tote und Verwundete zu bergen, so fand er bestimmt einen dunklen Winkel, wo kein sperberndes Offiziersauge ihn entdecken konnte. Man redete sich von 1939 bis 1945 gegenseitig per Sie an – das sagt alles. Später verschwand er spurlos. Grünen Salat gibt's überall –

Mälcher wax privat Haarschneider und Friseur. Keiner von jenen Figaros, die den wehrlosen Kunden zutode schwatzen, vielmehr ein geselliger, gutmütiger Kamerad, der mithalf beim Wolldeckenschütteln, der als Fassmannschaft glänzend mit den Kesseln schepperte und im Guten und Bösen kaum vom grossen Haufen abstach. Reden zu halten war ihm versagt; das Gebiss kam ihm in die Quere. Aber Reden hielten dafür andere. – Was wir an ihm im Bunker, 15 Meter unter der Kuppe des Tschudirains, nicht zu schätzen wussten, das war sein Rauchtabak. Er seinerseits versicherte, dass nur verdorbene Nasen den Rauch von Rosenöl zu unterscheiden verstünden, wir hatten aber offenbar derartige Nasen. Eines Mitternachts, knapp bevor er anzutreten hatte, schnitzelten wir ein Stückchen des Schaumgummikissens, das wir unterm Hin-

tern hatten, in tausend feine Stücke und mischten die Schnitzelchen mit dem Tabak in seiner Blechbüchse. Schlag 12 Uhr erschien Mälcher strahlend, setzte sich, während wir Helm und Maske zusammensuchten, an den Tisch, stopfte seelenvergnügt die Pfeife, und schon schwamm ein blaues Rächlein durch den Bunker. Das «Linie gut» ging über das Telephon, wir streckten die Nasen in die Luft und zogen schliesslich davon, da wir keine unauffällige Ausreden zum Weiterriechen fanden. Anderntags murmelte er zur Begrüssung nur: «Derig sind schlächt Cheibe! Schlächt Cheibe sind derig!» Dann redete er drei Tage lang kein Wort mehr mit uns. Ende Woche aber war Gras über das Geheimnis der Blechbüchse gewachsen. – Wir revanchierten uns hochanständig. Nämlich: Mälcher hatte ein bildschönes Töchterlein, und als er es uns einmal als lockendes Titelbild einer «Illustrierten» unter die Augen hielt, behaupteten wir unisono, die Jungfrau gleiche ihm wie abgeschnitten. Er strahlte über das ganze Gesicht.

Balz, wiederum stattlichen Ausmasses, mit Goldgebiss, war der Dritte. Ein Mann, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, der still und eifrig seine Pflicht tat, mit Wonne «Grüssen» übte, am Langgewehr riegelte, telephonierte und mit einigen Hindernissen auch Velofahren konnte (wobei er stets mit einem kleinen Anlauf und Draufhupferl von hinten den Sattel erreichte), marschierte und schwenkte usw. Gefährlich wurde er erst, wenn nach einer Patrouille supponierte Rapporte abgegeben werden mussten. Dann begann seine friedliche Seele zu brodeln und zu kochen und zu sieden, und was im dunklen Unterbewussten schlummerte, erwachte dämonenmässig. «Das ganze Rathaus samt der Regierungsratssitzung und allen Beamten infolge defekter Gasleitung hoch in die Luft hinaufgeflogen. Bevölkerung erschüttert, dito Häuser. Das Fridolinsbanner in den Staub gesunken.» – Durch Einschlag einer Tetravitriolnitritaturladung ist das komplette Kantonsspital samt allen Ärzten, Patienten und Schwestern explodiert. Sämtliche Öffnungen verschüttet. Hausfeuerwehr ohnmächtig, ungenügend.» – «Zufolge Sabotage bei hochgeschwollener Linth die Eisenbahnbrücke samt dem darüberfahrenden Schnellzug nach Zürich in den Fluten verschwunden.» Nicht besser erging es dem Bahnhof, dem Zeughaus, dem Springbrunnen im Volksgarten und allem, was nicht niet- und nagelfest war. Seine Rapporte waren Dokumente des Weltuntergangs. Er schrieb sie übrigens allesamt genau in ein schwarzes Kollegienheft, samt Reglementen, Krokis, Plänen, Menus und allen Abzeichen der Armee vom Gefreiten bis zum Gene-

ral. Er besitze bereits acht Hefte voll derartiger, mehr oder weniger geheimer Aufzeichnungen, verriet er. Wozu aber all der Aufwand und der staunenswerte Übereifer? Es war sein Geheimnis, um das wir freilich alle wussten: er wäre fürs Leben gern Korporal geworden. Leider war der Krieg zu früh aus. – Einmal kam die Rede auf Paris, wie so oft, wenn Männer beisammensitzen und nichts zu tun haben. In Erinnerung an einen kürzlichen Pariser Aufenthalt begann ich ihm von den Wundern der Weltstadt zu blagieren; der Eiffelturm wuchs 1'000 Meter dem Himmel zu, die Boulevards wurden 100 Meter breit, die Métro sauste mit ebensoviel Kilometern durch die Erde, und was das Nachtleben betraf, so war eine hemmungslose, realistische Darstellung mit Worten und Gesten unbedingt ein glanzvoller Schlusseffekt. «Dieses Paris solltest du dir mal anschauen, Balz! Potzdonner! Das tät dir gut! Das putzt den Kopf! Das gibt Horizont! Gopfriedstutz!» Er lächelte zufrieden, nickte freundlich und offensichtlich beeindruckt. Dann meinte er gelassen: « Ecoute, mon fanfaron! J'ai travaillé sept ans à Paris, vieux hâbleur! » Wir waren blamiert bis auf die Knochen. Respektive ich.

Letzthin traf ich ihn auf der Strasse. «Ich sammle jetzt aus allen alten Zeitungen die Eisenbahnunglücke. 176 hab ich bereits, samt allen Toten und Verwundeten und den Kostenfolgen. Hochinteressant, das sag ich dir! So nebenbei geb ich noch Französischstunden, hein!» Er zwinkerte mit den schlaun Äuglein. Aber wir hatten ihn trotz solcher Sonderlichkeiten gern.

Pol. Sdt. Freuler, Ls. Kp. Glarus

Der Houpme het befole gha, dass jede vo der Kompanie, wo bi üs i der Resärve gsi isch, all Tag müess es Bad näh im See, Ei Tag wo ni wieder zum See abe chume, rüeft mir der Houpme, wo ou dä donners Höfu sig, dä heig de no nie badet. Dä Höfu isch e Soldat gsy wies i jeder Kompanie öppe-n-eine git. Är het sy Sach gmacht wo-n-är müesse het, aber jo nid meh. Das wär jo eigentlich z'richtige, aber är isch de dernäbe e chli e pflegmatische gsy. Wenn är frei gha het, so isch är stierlige ids Beitzli abeghocket zu me ne Dreier Rote und de meischtens no elleini an es Tischli zueche. Är het nie ke grosse Lärme gmacht und isch froh gsy, we niemer öppis gseit het zue-nim. Und grad dä isch es gsy, wo no nie badet het. Das het

Der Nichtschwimmer

der Houpme usegfunde, und hüt het är wolle ha, dass dä Mano emol chöm cho bade. «Göt suechet mer dä Mah», het er mer zuebrüelet und ig bi uf und dervo. Ig ha scho ungfähr gwüsst, wo ne sött sueche, und suuber isch er im Beitzli ghöcklet hinter emene Dreierli und het gäng ids gliche Loch inegstieret. «So Höfu, du söllsch cho bade, het der Houpme gseit, ig soll di grad mitnäh.» Dä het mi stöber agluegt, wo-n-ig ihm das gseit ha, aber är het sech doch ufgrafft und isch umständlech a ds Zahle gange und nächhär sy mir zäme abjogget.

Bim Usegoh het är no schnäll es Päckli greicht im Gartehüsli, und wo-n-ig ne froge, was das syg, meint er: «He dänk d Badhose, we me doch soll ga bade!» Är het se also scho parat gha, dä Schlaumeier!

Wo mir zum See abe chöme, het der Houpme scho vo wytem Brüelet: «So Höfu, jez wird emol badet. Amene länge Müürli, wo alli andere ihri Chleider abgleit hei, si mer zueche und hei sech ou abzoge. Ig bi scho lang i de Badhose gschtande und dä Höfu het sech gäng no abzoge. Plötzlich isch dä fülleblutt do gschtange und het afe sys Päckli mit de nigelnagelneue Badhose uspackt und het derzue brummllet, är heig de der Ranze nid im Züghus gfasst. Die andere Dätle hei sech krümmt vor lache. Är het e schneewysse Körper gha, und nume d'Arme sy bruun gsy bis zu de Elleböge hindere. Jez si mer zäme zum Wasser zueche, und i han ihm no gseit, är soll sech de zerscht guet anetze, und nachhär han ig nid meh z'säge gha, der Houpme isch du cho und het mit ihm afo fuschte. Süferli het är dä Höfu am Arm gno und isch mit ihm ids Wasser. Är het ihm fründlech zuegredt, är soll nid Angscht hat, mir luegi scho uf ihn, är wärdi sicher nid ertrinke. Dä Höfu het schier gschlotteret, wo-n-ihm z Wasser bis zum Buchnabel cho isch. Luut het der Houpme Brüelet, es soll ne de jo kene sprütze, und die ganzi Mannschaft het e Soufreud gha a däm Experimänt. Öppen e Viertelstund isch das gange, bis dä Höfu nass gsy isch bis a Äcke-n-ufe. Jez het der Houpme no probiert, dä Chlous no lehre z'schwümme und het ihm jedi Bewegig erklärt und isch sälber um ihn ume geschwumme und het ne aagmacht, är soll das ou probiere... Plötzlich isch dä Höfu grindsvora ids Wasser gumpet und isch i See usegchwumme. Der Houpme uf und noche, aber är het ne nid verwütscht, so isch dä Höfu uszoge. Do het der Houpme nume no zrugg Brüelet: «Jez cha dä Cheib no besser schwümmen als ig!

Ich sitze mit dem Obmann und den Bauführern einer HD-Einheit nach dem Hauptverlesen im Nebenzimmer des Hotels Kreuz in V... beim Nachtessen. Plötzlich schrillt das Telephon auf dem Fenstersims. Die Serviertochter naht, nimmt den Hörer ab und meldet in das Restaurant: «HD Buehler, as Telephon!» Wir essen weiter und achten nicht besonders auf das einsetzende Gespräch. Doch je länger dieses dauert, umso mehr fällt mir die dabei aufgewendete Stimmfülle und das ständige Wiederholen von ganzen Sätzen auf. Das tönt dann ungefähr so: «Was seisch, i verstante nüt, häh, d'Chueh hät chalberet?» Ich beginne nun doch aufmerksam zu werden und denke, der Mann am Apparat sei vielleicht schwerhörig. Doch was entdecke ich bei genauem Hinsehen: HD Buehler hält ja den Hörer verkehrt in der Hand! Jetzt ist mir die gegenseitige Unverständlichkeit des Gesprächs klar. Ich erhebe mich, drücke dem Überraschten den Hörer richtig in die Hand, worauf dieser über das ganze Gesicht strahlt, denn richtig, jetzt kann er jedes Wort seiner Frau, die ihm aufgeregt die Nachricht über das Kalbern seiner Kuh mitteilen wollte, verstehen. Befragt, wieso er den Telephonhörer verkehrt gehalten und ob er noch nie telephoniert habe, antwortet unser HD treuherzig: «Nei, das isch s'erscht mal gsi, i muesst lüge, wenn's anderscht wär.» Überflüssig zu sagen, dass dieser wackere Eidgenosse diesmal nicht aus Basel stammte.

Lt. Rudin, Stabskp. Füs. Bat. 56



D'Soldate-
schprach

D'Soldate tüend für viele Sache
Sich ihre eigne Wörter mache.
D'Tornister schimpft de Füsel Aff,
s'Dorf, drin er schlaft, isch ihm es Kaff.
Em Grüesse sait er Augerolle,
De Sold, das ischt für ihn de Bolle.
Dem Ässe sait de Füsel Bickus,
De Schlaf, de ischt für ihn de Nickus.
Dem Rindfleisch sait er churzweg Schpatz
Und jedem schöne Maitli Schatz.
Der Suppe säget d'Dätel Schnalle
Sowohl in Bern wie au z'St. Galle.
Kei Gäld ha, das heisst: Neger sy;
Als Lippebalsam gilt de Wy.
Und welles isch de Bundes-Chübel?
Die wo's verrotet, sind kei Tübel.
s'Gebiss, das ischt de Gartehag,
De Drill gilt als e bösi Plag.
De Durchfall ischt en Parterre Pfnüsel,
D'Uslegi-Ornig: Grosse Güsel.
Der Oberscht ischt en Goldfasan,
Is Bett gah heisst: ich hau's in Kahn
Tschau!

Mäni (Nebelspalter)

Hauptmann
Rubohl

Ach, ein steinernes Denkmal wird man ihm niemals setzen!
Er war kein Held der Front. Er trug die silberne Ähre, das
unvergängliche Sinnbild ländlichen Friedens auf dem hell-
grünen Grund seiner Patten. Seine Sendung inmitten von
Eisen und Vernichtung war also friedlicher Natur: die Löwen
der Front zu füttern.
Auch persönlich war Quartiermeister Rubohl kein Mensch aus
Reih und Glied. Er war zu gemütvoll, für das öde Feldquartier
zu einfallsreich und, um es gleich zu bekennen, am nüchter-
nen Mass des Dienstreglementes gemessen kein echter Sohn
des Mars. Mit einem Wort, er war zu menschlich für den Krieg.
Eben deshalb zählte Hauptmann Rubohl zu den unentbehr-
lichen Gestalten, ohne die eine Armee nicht leben kann. Und
deshalb ist er auch in diesem Buch eines geistigen Denkmals
würdig.





Eines vor allem muss man beachten: Hauptmann Rubohl war von Beruf Zuckerbäcker, allerdings kein gewöhnlicher Zuckerbäcker. Er war Zuckerbäcker mit Ethos, mit Gedankenflug und zudem, was sich selten trifft, mit einem ungewöhnlichen Sinn für Wirklichkeiten. So war er beispielsweise überzeugt, die kreuz und quer verfeindete, freudlose und schal gewordene Welt mit Süssigkeiten zu beliefern, sei die wirksamste, im Augenblick vielleicht einzig mögliche Form von Humanität. Und diese Weltanschauung war nicht bloss angelernt, sie war eingeboren, der Kern seines Wesens. Flatterte daher einer der tausend Marschbefehle auch in den süsslichen Duft seiner Backstube, dann schlüpfen mit dem mächtigen Leib des Zuckerbäckers auch seine Ideale in den grauen Rock. Auch im grauen Rock, inmitten all der Reglemente und Rapporte fühlte sich Hauptmann Rubohl berufen, Mensch zu bleiben und die Waffengefährten als Menschen zu erhalten.

Das alles muss man wissen. Nur so wird man auch die immanente Logik der Machenschaften begreifen, die seine prägnante Sprache als «Dienste hinter der Front» zusammenfasste. Begreifen wird man auch, warum seine Figur trotz ihrer Distanz zur Front in den Augen der Soldaten nicht ohne einen Zug von Heroismus blieb.

Schon im Vorfeld einer Aktion, wenn Hauptmann Rubohl den Abschnitt rekonozitierte, in den das Regiment «demnächst geworfen wurde» setzte er Talente und Ethos in souveräner Weise ein. Schulhäuser, Baracken, Stallungen und Remisen auf ihre Fassungskraft für Mann und Pferd zu schätzen, überliess er den «Adlaten». In seinen Augen waren das Geschäfte manueller Natur, an denen sich der unreife Ehrgeiz strebsamer Leutnants üben konnte. Sein Sinn war anderswo. Hauptmann Rubohl dachte an die «Seele des Mannes». Er sass beim Bärenwirt und meditierte. Er meditierte stundenlang. Er meditierte vor allem, wie er die einzelnen Quartiere so geschickt zwischen die «Brennpunkte seelischer Behausung» lege, dass sich die Moral der Truppe in der Öde eines langen Felddienstes nicht verlor. Die Meditationen Rubohls lohnten sich. War schliesslich das Regiment in die neuen Räume einmarschiert und hatten die «Dienste hinter der Front» sich eingespielt, so wurden die menschenfreundlichen Dispositionen, die Hauptmann Rubohl beim Bärenwirt getroffen hatte, in ihrem ganzen Reichtum offenbar.

Dass unser Meister der psychischen Bezüge auch auf das Seelenleben seines Stabes nicht ohne kräftige Impulse blieb, ist leicht zu

denken. Sie waren zwar nicht gleichen Glaubens, der Feldprediger und er, doch einer Meinung und tief verbrüderter, was das Menschliche betrifft. So bot das Demarkieren keine Schwierigkeit. Dem Hauptmann Rubohl blieb die Seelenpflege im weltlichen Bezirke vorbehalten. Dabei hielt er vor allem die Einführung neu zugeteilter Offiziere in «Geist und Überlieferung des Regiments» für seine Ehrensache. Und weil ihm selten ein Novize missriet, blieb ihm dieses Ressort unbestritten.

Der Neuling wurde, wenn möglich, gleich am ersten Abend hergenommen, die Trivialen sagten, «geeicht». Hauptmann Rubohl bezeichnete das treffender: «Er wurde eingeschliffen». Souverän, doch nicht ohne den Anflug graziöser Manieren lockte er den Kandidaten nach der abendlichen Tafel in einen Winkel, den er vor der Polizeistunde gesichert wusste, und eröffnete das Dienstgespräch mit mehr «manuellen» Einzelheiten: Offizierskassen, Soldabzüge und so weiter. Dann aber hob er die Brauen und lockte den Novizen sachte auf das weitschichtige Gebiet voran, das er «die Armeeprobleme» nannte. Da tummelte er nun dem Neuling sein Steckenpferd in allen Gangarten vor: stundenlang und unermüdlich, in allen Varianten. Nicht ohne Schwung und sehr vertraulich sprach er vom «Geist der Truppe», warnte vor seelischer Verkümmern und pries in allen Tönen das «hohe Ethos des Regiments». Diese vorläufige Orientierung dauerte in normalen Fällen bis Mitternacht. Die erste Flasche zahlte Rubohl, die zweite der Prüfling, die dritte wieder der Regimentseichmeister und so fort ohne Formalitäten im Turnus, der «unter Waffengeführten üblich ist».

Zuweilen allerdings zeigte sich der Novize spröde, ohne Sinn für Ideale, also nach Rubohls Meinung ohne Talent und zur Assimilation nicht tauglich. Dann erschien Rubohl nach einer Stunde wieder in der Runde, für jeden ein Zeichen: Der Kandidat war durchgefallen.

War aber der Novize bloss «unterentwickelt» oder «in fremden Stäben verdorben», erwies er sich im Kern gesund und bildungsfähig, vor allem, sprang er auf das «Unsagbare» an, dann fanden Lehrdrang und Begeisterung Hauptmann Rubohls keine Grenzen. Dann war es um die Nacht geschehen, geschehen auch um zahllose Flaschen, die auf das Wohl des neuentdeckten Soldatenherzens starben. In solchen Fällen allerdings gelang es Hauptmann Rubohl selten, die Unmengen Weisswein noch vor Tageswache mit ein paar Gläschen Marc pur zu «neutralisieren». So blieb sein

Platz am Frühstückstisch leer: für jeden ein Beweis, dass wieder eine schöne Seele mehr im Stab vereinigt war. Wenn dann Regimentsarzt und Feldprediger auf Befehl des Kommandanten bei Hauptmann Rubohl Nachschau hielten, fanden sie die «Dienste hinter der Front» schon alle lautlos und mit erstaunlicher Präzision im Gange: Um das Bett, aus dem tiefes Schnarchen drang, standen Kannen mit heissem Tee, Inhalationsgeräte, Becken mit Kompressen und all die vielen andern Sinnbilder jener Sorge, mit der eine wohlorganisierte Armee das Leben ihrer Tüchtigsten schützt.

Hptm. Kopp, Geb. Inf. Rgt. 19

Beim Hauptverlesen in einer entlegenen Stellung, fragt der Feldweibel: «Hei mir do en Büchsemacher?» «Hier, Herr Feldweibel!» meldet sich Füsilier Bohnenblust. «Guet, Ihr chönt de morn die vier Gwehr flicke.» «Zu Befehl, Herr Feldweibel. Aber i cha leider keini Gwehr flicke.» «Was keini Gwehr flicke?» schnautzt ihn der Feldweibel an. «Ihr heit ech doch forhi als Büchsemacher a-gmeldet. Sind Ehrs denn öppe nit?» «Doch, doch, Herr Feldweibel, i by Büchsemacher, aber i der Konsärvefabrik Rorschach!»

Dr Büchse-
macher

Haf. (Nebelspalter)

Warum Trompeter P. H. den Barontitel erhielt, weiss niemand genau. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass er sich diesen selbst zugelegt hat. Wie dem auch sei, Paul ist ein Meister der Unterhaltung, reich an köstlichen Einfällen, mit denen er seine Kameraden immer wieder in fröhliche Stimmung versetzt. Gern wird er mit Baron angesprochen, und er lässt sich's auch gern gefallen. Erscheinung und Benehmen entsprechen durchaus diesem Stande.

Der «Baron»

Frühling 1943. Wir sind in Konolfingen stationiert. Der Zufall will es, dass unser Spiel drei Feldgottesdienste kurz nacheinander besuchen muss. Frohgelaut kehren wir vom dritten Gottesdienst zurück, und sogleich ist Mittagsverpflegung. Für diese Woche ist der «Baron» der Fassmannschaft zugeteilt. Von vielen Sprüchen begleitet, schöpft er, wie verlangt wird, die Suppe aus. Nach getaner Pflicht setzt er sich selbst zu Tisch, stellt den noch halbvollen

hinter seine Bank, auf den Boden. «I ha ne de grad, wenn so ne Hungerlyder no nach Suppe grännet!»

Doch niemand will noch mehr Suppe, wodurch der «Baron» an den Kessel erinnert werden könnte. Er selbst denkt schon brav an Spaghetti und Braten, schickt sich an, seinen Pflichten als Fassmannschaft zu obliegen. Gestikulierend erhebt er sich und triumphiert: «Kamerade, wärti Kamerade, lueget ne a, der Baron! Drei Fäldpredige ha-n-i bsuecht, jawohl, drei Fäldpredige, mir cha nüt meh passiere!» ... Schwingt das rechte Bein über die Bank und landet damit im Suppenkessel. Sein entsetztes Gesicht verrät uns, dass der «Baron» nicht recht weiss, ob er an die Unfehlbarkeit der drei Feldpredigten oder an Unvorhergesehenes glauben soll.

Während des Frühlings im Jahre 1944 sind wir im Gebiete des Schwarzsees versorgt. Das Bataillons-Spiel hat sein Kantonnement in einer Sennhütte auf der Richisalp, am Fusse der Kaiseregg, bezogen. Eigentlich wäre dieser Ort noch ganz angenehm, aber der mühsame Aufstieg vom Schwarzsee zum Kantonnement behagt manchem nicht. Für durstige Kehlen ist es jedenfalls eine Pein, denn die nächsten Wirtshäuser sind eben am Schwarzsee anzutreffen. Doch unser «Baron» findet einen Ausweg. Gesättigt von des Sonntags Freuden wird sein Geist erleuchtet. Mit einem Sennen bespricht er seinen Plan, und bald sind die beiden handelseinig.

«Guet, da hesch fuf Franke, aber für soviel Chlotz muesch mi bis zur Hütte trage.»

Der Senn schnallt das Tragräh um, mit der grössten Selbstverständlichkeit nimmt der «Baron» darauf Platz, zündet einen Stumpfen an und lässt sich, wie ein Käse, vom Schwarzsee auf die Richisalp tragen. Dort angelangt, verkündet er stolz, nachdem er sich beim Sennen bestens bedankt: «Mi chunt de scho am beste dür z'Läbe, wenn me die heiligi Schrift kennt, dert drinn schein gschriben, ein jeder trage des andern Last.»

Der grosse Rückzug im Herbst 1944 vom Jura ins Mittelland wird allen in Erinnerung bleiben, welche diesen viertägigen Marsch mitgemacht haben. Auch unsere Einheit wurde von diesem Tügg nicht verschont. Am dritten Tage in aller Frühe passieren wir Pay-

erne. Die Stimmung ist, wie sie nach so vielen Marschstunden nicht anders sein kann, hundsmiserabel. Das Spiel ist auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, ein guter Teil hat sich auf den Bahnhof Payerne geflüchtet. Der Himmel ist tief verhängt; gleich uns, treiben die grauen Wolken träge dahin. Langgezogen ertönt ein Pfiff zum Stundenhalt. Den Tornister als Fusstütze benützend, lagern wir am Strassenrand. Der «Baron» murmelt etwas, doch für uns unverständlich. Offenbar gefällt dem Hauptmann, der in unserer Nähe ist, dieses Murmeln nicht.

«Was heit dir z'brumme, Trompeter?»

«Herr Houptme, es isch guet, isch der Himmel bedeckt.»

«Jä, warum, wie chömet dir uf die Idee?»

«He dänk, der Heiland würd sech schön ergere, wenn är gsäch, wie mir müesse lyde.»

Trotz Müdigkeit brechen wir in erlösendes Lachen aus. Für die nächsten Stunden ist unsere Moral wieder gehoben.

So hat uns der «Baron» über manche trübe Stunde hinweggeholfen. Seine köstlichen Einfälle kamen immer zur rechten Zeit, er war für uns der Sorgenbrecher.

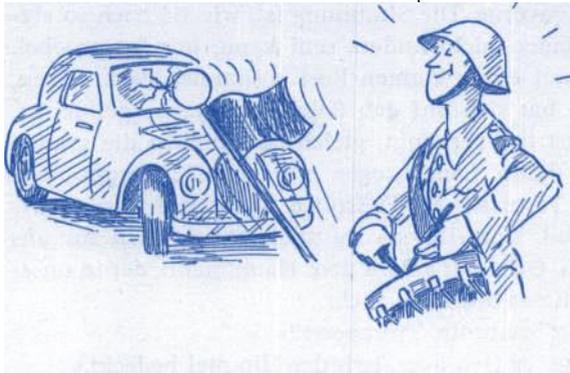
Servus Baron!

Tromp. Luder, Bat. Spiel 29

Eines Abends sass unser Stab in Pontresina beim Nachtessen, als der Befehl eintraf, es müsse sofort die Strasse nach dem Berninapass gesperrt werden und es dürfen keine zivilen Motorfahrzeuge in Richtung Süden fahren. Sämtliche Mannschaften waren aber fort auf ihren Posten und die Patrouillen noch nicht zurückgekehrt. Da lief mir gerade unser Tambour in die Hände. «Chönnt Sie schüsse?» war meine Frage. Als er diese mit Ja beantwortete, erhielt er Gewehr, Munition und den Auftrag, im Oberdorf sämtliche Fahrzeuge ziviler Natur anzuhalten und zurückzuweisen. Später werde dann die nötige Ablösung organisiert.

Kaum waren wir wieder am Tisch beim Essen, wurde ich dringend ans Telefon gerufen. Eine aufgeregte, stotternde Stimme versuchte am andern Ende des Drahtes zu sprechen. Mir ging es blitzartig durch den Kopf: «Jetz hät de Tambour g'schosse», und ich

Der
schiessende
Tambour



begab mich unverzüglich ins Oberdorf. Hier bot sich mir folgender Anblick: Der Tambour meldete und sofort begann ein junger Mann heftig zu protestieren. Neben ihm stand ein Auto und auf dessen Trittbrett sass eine verängstigte junge Dame, den Kopf in beide Hände gestützt. Selbstverständlich war auch im Dorf durch den Schuss eine gewisse Aufregung entstanden. Ich fragte nun den Trommler: «Hend Sie das Auto gseh cho?» «Ja».

«Hend Sie d’Hand ufgeht, damit er ahalte?»

«Ja».

«Het er aghalte?»

«Nei».

«Hend Sie dänn g’schosse?»

«Ja».

«Denn händ Sie Ihri Sach guet gmacht.»

Der Automobilist wurde nun angewiesen, wieder dorthin zu fahren, wo er hergekommen war, nicht ohne ihn darauf aufmerksam zu machen, dass er oder seine Begleiterin ganz gut hätten getroffen werden können. «Dä Ma do isch nämli kei Füsel, es isch üsere Tambour, aber Schüsse chan er au.»

Nun meldete sich wieder der pflichtbewusste Tambour mit der Bemerkung, dass ihm nun aber eine Patrone fehle und da bekomme er mit dem Feldweibel Schwierigkeiten bei der Kontrolle. Zufällig konnte ich ihm die Munition aus meiner Tasche wieder ersetzen. Er nahm nun merklich beruhigt und gelassen seinen Dienst wieder auf. Über sein Gesicht glitt ein Lächeln sichtlicher Befriedigung über die rasche Erledigung der Angelegenheit. Damit war aber auch das Autofahren gen Süden in unserem Abschnitt bei den Zivilisten offensichtlich unbeliebt geworden.

Hptm. Braschler, Stab Geb. Gz. Füs. Bat. 238

Die Kompanie steht zum Hauptverlesen bereit. Radfahrer Fritz wird vom Feldweibel geschickt, den Hauptmann zu holen.

Bifahl vom
Feldweibel

Fritz stürzt aufs Kompaniebüro und meldet:

«Herr Hauptme, Radfahrer Fritz, Bifahl vom Feldweibel:
s'Hauptverläse cho abnäh!»

W. L. (Nebelspalter)

Er war eher klein von Gestalt, doch äusserst zäh. Der Helm sass ihm etwas schief und auf Durst. Am Kragen schaute immer das obligate rote Halstuch hervor, Stein des Anstosses bei jedem Vorgesetzten. Stand da auch einmal unser gebirgs-tüchtiger Regiment, der «Ziegel-Franz», am Wege hoch oben in den Bergen. In Einerkolonne ging's im bedächtigen Gebirg-lersschritt an ihm vorbei. Jeden Einzelnen fasste er genau ins Auge. Da tönte es von weit hinten im Zug: «Horbaty, lönd Sie Ihres rot Halstuech verschwinde!» Und noch lauter tönte es zurück: «Zu Befehl, Herr Oberscht!» Beim nächsten Stundenhalt meinte dann Horbaty zu seinen Kameraden: «Ja wüsed'r, ich triffe ihn suscht jede Morge a z'Pfunge, wänn ich uf de Bahnhof gang und er i syni Ziegelei. Ich säge dänn: ‚Grüezi Herr Cheller‘ und er: ‚Grüezi Herr Horbaty.‘ Aber jetzt hätt er halt der ‚Herr‘ ewäg glah!» Von da ab hatte er seinen Namen «dr Herr».

Der «Herr»

Er war der geborene Lmg.-Schütze. Nie sah man ihn ohne die schwere «Sprütze». In einem WK vor dem Aktivdienst hatte er sich geschworen, immer das Lmg. zu tragen. Damals war der Zug im Anstieg zum Wyttengewässerenpass im Gotthardgebiet. Alle waren an einem «Rumpf», auch Horbaty, welcher hinter seinem Zugführer marschierte. Den anderen beiden trug der Leutnant abwechslungsweise das Lmg., nur ihm nicht. Da entschloss er sich zum Gaudium des Zuges, das Lmg. die letzten hundert Meter sogar zu schultern, obschon es ihn fast zusammenstauchte. Und tatsächlich, ich sah ihn nie ohne Lmg. Auch als wir einmal mit Vollpackung bereits die dritte Nacht auf dem Wackel waren, durfte sein Kamerad, der Weber Fritz, das Gewehr nur am Kolben mittragen helfen.

Wenn aus der Rekrutenschule neue «Hamburger» dem Zuge zugeteilt wurden, gab es bald einmal eine Vorführung des Lmg.-

Trupps Horbaty. Es seien zwar schon zwei ältere Semester und im Springen nicht mehr so schnell, das ginge bei den Jungen natürlich noch viel rascher, meinte ich jeweils als Einleitung. Die Fallscheiben waren gestellt, und auf Befehl: «Lmg. in Stellung!» sausten die beiden im Tempo Teufel aus der Deckung in Stellung. Bareiss warf den Wechsellauf und eine Munitionstasche neben den Schützen, rannte zurück in die nächste Deckung, wo er sofort einen riesigen Rasenziegel stach. Der «Herr» jagte drei, vier kurze Feuerstösse gegen die gestellten Ziele. Diese kippten um, und wie der Blitz wurde aufgepackt, und in der nächsten Deckung waren sie wieder verschwunden. Kurzes Verschnaufen, dann ging's von Neuem in Stellung. Dieses Mal auf dem grossen Rasenziegel. Wieder kurze Feuerstösse. Feind vernichtet! Und zurück in Deckung. Dort sah man einen Laufwechsel in Affengeschwindigkeit, und schon sausten die beiden in die dritte Stellung!

Das also war seine Spezialität. Seine Qualität aber lag auch auf dem Gebiete der Kameradschaft. Er war von unverwüstlicher Fröhlichkeit, ein guter Sänger, und wenn alle die Köpfe hängen liessen, kam bestimmt ein ganz trockener «Spruch» vom «Herr», und allen wurde leichter.

Die Schneehöhlen zum obligaten Donnerstagbiwak waren in einer Gwächte gegraben und mit Tannenzweigen ausgepolstert. Draussen «guggste» ein eisiger Nordost, welcher die vom Graben feuchten Schneeanzüge sofort erstarren liess. Es knisterte nur so beim Laufen. Wir froren jämmerlich. Ich massierte eben einem Unteroffizier die bereits weissen Zehen mit Schnee, da kroch der «Herr», weiss überzuckert, auf allen Vieren durchs Fuchsloch in die Schneehöhle und meinte: «In den Bergen dunschtig, morgen Fritig!»

In einem Gebirgskurs sammelten sich die Klassen am frühen Morgen nach kalter und harter Biwaknacht auf 3'000 m Höhe am Gletscherrand. Wegen Holzangel konnte der Kakao nicht aufgekocht werden, und so war die «Föhnerei» ganz allgemein, und von der frischen Bergluft war nicht gerade viel zu spüren. Da meinte unser Kurskommandant: «Me weiss nöd rächt, wies Wätter wird. A de blaue Fläcke a gege d'Wätterhörner chönds schön werde, und em vile Näbel a, wo vom Tal ue chrücht, chönds

go rägne oder schneie cho!» Darauf die laute Bemerkung vom «Herr»: «Herr Haupme, ich glaube fascht, am Stinken a chunds ga schysse!»

Es gab noch genügend Nebel im Aufstieg gegen die Wetterlücke. Stundenlang tappte man, ohne etwas zu sehen, in den Fusstapfen der vorderen Seilschaft. Da fragte der Dritte am Seil: «Du ‚Herr‘, wo isch dänn da eigentlich s’Wätterhom?» «Ja, da muesch entschuldige, Korporal Gyr, aber uf dem Bahnhof känn ich mich drum nöd us!»

Lt. Rascher, Geb. S. Kp. 1/6

Am 6. Juli rückte ich in der Kaserne Zürich ein, bluttgeschoren, wie es damals noch Mode war, das Köfferchen voll guter Vorsätze und sauberer Wäsche. Jemand rief uns auf, wir mussten «Hier, Herr Lütnant!» mööggen und uns in Einerkolonne hinter einen Korpis stellen, der vor lauter Würde und Verlegenheit nicht recht wusste, wohin er seine Hände tun sollte und sie deshalb in den Ceinturon steckte. Dabei wippte er in den Knien, während wir an der brütenden Sonne warten mussten, worauf, weiss ich auch heute noch nicht. Mich hatte es zu einem bleichen, hochaufgeschossenen Stadtzürcher geschlagen, dessen hohe Kommandostimme mir gar nicht behagte. Als deshalb ein Hauptmann das Kader ein paar Augenblicke beanspruchte, packte ich mein Köfferchen und schlich leise zur Einerkolonne Nummer drei hinüber, vor welcher ein rothaariger, sommersprossiger Korpis gestanden hatte, der mir einfach mehr Vertrauen einflösste, schon weil er älter war und lange nicht so laut und häufig brüllte wie die andern. Zwar hat mich der Lange nachher gesucht, doch unsere Bekanntschaft war noch nicht so weit gediehen, dass er sich an mein Gesicht erinnert hätte, und der Rothaarige hat mich gar nicht gefragt, woher ich sei und wer mich geschickt habe, sondern nahm mich einfach in seinen Verein auf, und ich glaube, dass weder er noch ich später Grund hatten, diesen Wechsel zu bereuen, denn er brachte mir und meinen Kameraden das Waffenhandwerk bei, ohne die sonst branchenüblichen Plagereien anzuwenden, und ich hatte gute Beine

Von
Kuchitigern,
Möstelern und
Guggitalern

und schoss nicht schlecht, und selbst die grössten «Türggen» konnten meiner guten Rekrutenlaune nichts anhaben. Immerhin muss ich gestehen, dass ich trotzdem einen guten Teil meiner freien Abende beim Händöpfelspitzen zugebracht habe, doch das schreibe ich ehrlicherweise mehr meinem ungebärdigen Temperament und meiner nie ganz überwundenen Abneigung gegen das Putzen und Abstauben und Planken im Inneren Dienst zu als dem Konto meiner Vorgesetzten.

Unter unseren «Höheren», mit denen ich leidlich gut auskam, hatte vor allem unser Küchentiger einen legendären Ruf. Wer selber Dienst geleistet hat, weiss, dass die Kommandierung in die Küche gleichbedeutend ist wie ein Ferientag. Bei uns war es gerade umgekehrt, und jeder, der diesen Tag hinter sich hatte, erzählte nachher auf der Bude, wie der Tiger wieder gewütet habe vom Morgen bis zum Abend, und wie locker sein Fussgelenk gewesen sei. Er hat später tatsächlich wegen Tätlichkeiten gegen Rekruten einen fünftägigen «scharfen Urlaub» abhocken müssen.

Als mich daher der Feldweibel an einem Hauptverlesen freundlich einlud, am andern Morgen zum Händöpfelspitzen-detachment auszurücken, hat er mir damit den Abend gründlich verdorben. Ich stand am Morgen lange vor der Zeit an der verschlossenen Küchentüre, bis der Gefürchtete endlich kam. Meinen Morgengruss beachtete er nicht, riegelte die Tür auf und befahl mir mutz und brummig: «Afüüre!» Während ich nun vor dem Ofen kniete und Scheitlein um Scheitlein ins dunkle Loch stopfte, hockte er auf Armlänge hinter mir auf seinem Stuhl, ich war jeden Augenblick gewärtig, die harten Tricounibes schläge seiner Bergschuhe auf meiner gespannten Hinterseite zu spüren. Das sei so seine Spezialität, hatte man mir gesagt, und ich muss zugeben: so ein ungemütliches Feuerlein habe ich meiner Lebtag nicht entfacht. Doch alles ging gut, beim ersten Streichholz brannte das Feuer, und hinter mir hörte ich ein zufriedenes Grunzen: «Du bisch dr eerscht in däre Chuchi, wo hät chönne afüüre! Wohär chunnsch?» Als ich ihm antwortete, ich komme aus dem St. Galler Rheintal und ich sei hier bei den Zürchern, weil es in der Kaserne St. Gallen keinen Platz mehr gehabt habe, da grinste er über das ganze Gesicht und erklärte mir, er sei auch Rheintaler, und wir seien sonst da in dieser Stadt ein bisschen die Verschupften, aber denen zeige er es schon, wer wir seien und wo Bartli den Most hole. Dann übergab er mir den Magazinschlüssel mit den Worten: «Do gang und friss Chääs sovill dass d'wotts, und wänn dänn in de Manöver emol Hunger häsch,

chunnsch zue mer in d'Chuchi!» Am Abend konnten es meine Kameraden einfach nicht begreifen, dass ich so vergnügt aus dem Inferno zurückkomme, und als ich noch betonte, ich würde am anderen Tag wieder gehen, und noch gern dazu, wenn mich jemand schickte, da begannen sie ernstlich an meiner geistigen Gesundheit zu zweifeln.

Nun, ich habe meine RS in nützlicher Frist hinter mich gebracht und wurde sogar im verdammten Winter 1941/42, als meine Kameraden drei Monate Verlängerung – Rekrutenregiment nannten sie das – erhielten, in die Unteroffiziersschule geschickt, wo ich Gelegenheit hatte, den Schnee im Eigental hinter dem Pilatus von einem Meter auf dreissig Zentimeter niederzustampfen, was noch ein reines Vergnügen war, denn jener Winter war so kalt, dass von 180 Soldaten etwa ein Drittel im Krankenzimmer lag, zum Teil mit schweren Erfrierungen an Händen und Füssen. Auch das ging vorüber, und im nächsten Winter rückte ich zum Grenzschutz ein, bei dem bekanntlich Auszug, Landwehr und Landsturm gemeinsam Dienst leisteten, wobei während der Ausbildung die Jüngerer in einem oder zwei Zügen zusammengefasst wurden, während die Älteren für sich einen Zug bildeten. Ich glaubte damals noch in meiner eben erst anerzogenen Rasse und Sprützigkeit, dass dies auch eine qualitative Unterscheidung sei, wurde jedoch bald eines Besseren belehrt. Die gutwilligsten und besten Soldaten waren beileibe nicht die Jüngsten, und körperlich leisteten die «Alten» gerade soviel wie wir, nur weniger sprützig, und an Ausdauer waren sie uns sogar weit überlegen. Man hatte mich zum Zimmerchef ernannt, wie's so Sitte und Brauch ist, wenn ein neuer Grünschnabel von Unteroffizier zur Einheit kommt. Ich musste ausgerechnet die Älteren wecken und betreuen. So stand ich beizeiten auf und suchte das Kantonement der Väter und Grossväter, um sie militärisch behutsam aus dem Schlaf zu reissen. Doch vor der Türe schon hörte ich sie hantieren und fegnesten, und als ich in das graue Schulzimmer trat, standen alle schon in Hemd und Hose da und legten ihre Wolldecken zusammen. Überdies standen die Fenster weit offen, was mich besonders freute, denn so ein Kantonementsgerüchlein am Morgen ist dicke Luft, und wenn einer sein Bajonett hineinwürfe, es würde fast steckenbleiben. Kraft meines mir übertragenen Amtes musste ich Fassmannschaft und Zimmertour bestimmen. Ich zog vor aller Augen

den Notizblock aus der Salztasche und wollte gerade mit meinen Kommandierungen beginnen. Da trat einer der Ältesten auf mich zu, legte mir väterlich die Hand auf die Schulter – wohin, o Autorität! – und hielt folgende unbotmässige Ansprache: «Loos, Korporäli (man beachte den Diminutiv!), schlof du morn rüebig e Shtund länger, mir mached das Züüg allei!» Ich dachte an meine gute militärische Erziehung und wollte gleich losdonnern. Doch habe ich mich dann eines Besseren besonnen und herzlich mitgelacht, und das war gut so, denn wie's gesagt war, so war's auch gemeint, und tatsächlich brauchte ich mich nachher nicht mehr um diese alten Soldaten zu kümmern, während es bei den Jungen oft fast Stock und Prügel brauchte, um sie am Morgen aus dem Stroh zu holen.

Meine erste Sonntagswache werde ich meiner Lebtage nicht vergessen. Man hatte mir ausgerechnet die Suurmösteler angehängt, allerdings, ohne mir etwas davon zu sagen, und das Haus, in welchem sich unser Wachtlokal befand, hatte einen tiefen Keller. Ich musste ausser der Wache auch noch das Kompaniebüro hüten und kam deshalb nur zu den Ablösungen zu meiner kleinen Armee zurück. Wir hatten Patrouillendienst im Dorfe, die beliebteste Art von Wacheschieben, denn kein einziger Soldat stand gern seine zwei Stunden bocksteif am gleichen Ort, hingegen so zwei Stunden hin- und herzuflanieren, und dazu noch an einem Sonntag, war geradezu ein Vergnügen. Es regnete zwar, und auf der Strasse lag ein fürchterlicher Pflotsch. Doch das Töchterchen des Hauses hatte Erbarmen mit meinen durchnässten Helden, und als ich das erste Mal vom Kompaniebüro zurückkam, verschlug mir der Fuseldunst fast den Atem, und zudem schien es mir, der Sepp und der Kari hätten bereits schon genug für ihre Gesundheit getan – kurz, ich schlug Krach und trug die fast leere Flasche, die einer hinter dem Tornister versteckt hatte, in die Küche hinauf, wobei ich meine lange Rede mit den Worten schloss: «Jetz isch Schluss mit Schnaps suufe, mir sind do uf dr Wach und nid inere Beiz!» Meine Mannen haben mir auch wirklich gehorcht, nur haben sie mich etwas zu wörtlich genommen, denn als ich das nächste Mal aufkreuzte, war kein Schnaps mehr da, dafür ein Fünfliterkrug mit saurem Most, der auch schon fast geleert war. Das war aber noch nicht alles: hinten in der Bude hockte der Kari suffselig auf seinem Tor-



nister, und auf seinen Knien hockte die feine Spenderin, die Tochter des Hauses, die, wie ich nachher erfuhr, in St. Gallen Barmaid war. Alles hatte ich gelernt, nur das hat mir niemand beigebracht: ob man die Gastgeberin aus dem Wachtlokal hinauswerfen dürfe oder nicht! Ich begann etwas verlegen auf sie einzureden und bat sie, hinauszugehen. Sie lächelte, stand auf – und fiel mir prompt um den Hals, da sie selber nicht minder geladen hatte als meine durstigen Helden. Und als ob's der Teufel selber eingefädelt hätte, standen plötzlich auch noch der Hauptmann und der Leutnant unter dem Türloch.

Ich wäre am liebsten sogleich aus der Armee ausgetreten, Ihr könnt mir's glauben! Guggelrot habe ich meine Wache gemeldet, und der Leutnant hat mir grinsend zugezwinkert, während der Hauptmann... Nun, ich wurde natürlich ins Büro zitiert, und was dort geschah, brauche ich nicht zu erzählen. Auf jeden Fall habe ich seither gegen den sauren Most eine unüberwindliche Abneigung.

Ein paar Jahre später, und ich hätte mich nicht mehr so einfach überrumpeln lassen, weder von meinen Möstlern, noch von der Maid, und vielleicht am allerwenigsten von meinem Hauptmann. Mit der wachsenden Anzahl Tage, Wochen und

Monate im Dienstbüchlein wuchs eben auch die Erfahrung. So will ich nur noch von meinem letzten Wachdienst erzählen, der ausgerechnet einen Tag nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes begann und trotzdem gute fünf Wochen dauerte. Es war ein herrlicher Frühling. Beweis der ausgezeichnete 1945er, der zu den besten Weinen des Jahrhunderts zählt. Wir waren in einer Weingegend, und ausgerechnet mitten in einem Kurort einquartiert. Wenn wir am Morgen den Kopf zur Türe hinausstreckten, hatten wir gleich fünf Beizlein vor Augen, und im Keller des sechsten hausten wir, eine Patrouillenwache von zehn Mann. Die lange Aktivzeit hatte uns das weltweite Soldatenlaster beigebracht, und vom Morgen bis zum Abend hockten wir beim Jass. Besonders einer tat sich hervor, der Güst, und im Laufe der Tage und Wochen hat er dabei ein hübsches Sümmchen verdient. Grosse Mode war damals der Guggitaler, und wenn's nicht der Guggitaler war, so war's der Zuger, beides Spiele, bei denen die Fünfliber rollten. Ich habe damals noch keinen Fünfer verdient und fast regelmässig meinen Sold dem Spielteufel in den Rachen geworfen. Da kam eines Tages der Kurdirektor zu uns auf die Bude und fragte uns an, ob wir nicht, ja, in unserer vielen freien Zeit... und schon am Nachmittag schrubbten wir einträchtiglich den neu zu eröffnenden Kursaal, und die Bergspezialisten unter uns holten die Spinnwubbeln herunter und strichen die Decke und fegten den Kronleuchter, und die Älteren schleppten Wasser aus der Küche her, und kein einziger maulte, wenn man ihn etwas hiess, sondern werkte und fuhrwerkte bis zu seiner Patrouille, und jeden Abend kam der Herr Direktor persönlich und zahlte uns aus: 1.80 pro Stunde, und dazu das Bier gratis. Es war eine herrliche Zeit, und natürlich wusste höhererorts niemand von unserer Aktiengesellschaft, sonst wären wir wohl bald wieder in den Senkel gestellt worden. Zu alledem kam auch noch ein Bauherr von einem nahen Bauplatz herüber und bat uns, die Nachtwächterei um seinen Neubau herum zu übernehmen, «nur schnell einen Blick hinein werfen, wenn die Patrouille unterwegs ist, ich habe viel Werkzeug drin!», und auch das gab wieder zwei Fünfliber pro Nacht, die wir sozusagen militärisch und in vollem Kriegsschmuck verdienten. Ich hatte durch den ganzen Aktiv keine solche Truppe wie damals: nie ein Murren, nie ein Gestärm, weder beim Patrouillieren, noch beim Inneren Dienst, und am allerwenigsten beim Werken nebenbei. Und als der Kursaal in neuem Glanze erstrahlte, hockten wir wieder beim Kartenspiel und verdoppelten die Einsätze... Wir sind fast weh-

mütig fortmarschiert nach diesen fünf Wochen: der lange Aktivdienst hat uns zusammengeschweisst wie eine Familie, und diese letzte Wache noch besonders, und als wir uns in Walenstadt die Hand drückten, hat keiner mehr ein lautes Wort gesprochen. Vergessen war die Flucherei beim Einrücken, vergessen die Schinderei bei den Manövern, vergessen die verlorenen Jahre, nur eines blieb: die Erinnerung an eine harte, schöne Zeit, die für viele das grösste Erlebnis geblieben ist.

Wm. Adank, Geb. Füs. Kp. 11/177

Wissen Sie, was eine Schachtel ist? Ja? Nein, Sie wissen es bestimmt nicht, nur ich kann es Ihnen sagen! – Ein Höhepunkt des Lebens!

Wir hatten eine Ordonnanz, die Gutmütigkeit in Person. Er wurde zu allem gebraucht: Zum wecken, zum putzen, zum servieren. Er war ein Universalgenie und alle brauchten ihn, vom Kompaniekommandanten bis zum Fouriergehilfen. Er tat alles, nicht gerade schnell, aber totsicher. Soldatische Ausbildung war ein hoffnungsloser Fall bei ihm.

Da sassen wir also im Zuge, der uns von Schlieren nach Landquart führte. Grüşch war unser Reiseziel. Leutnant Diethelm hatte wie gewohnt für eine Zwischenverpflegung im kleinen «Lädeli» in Schlieren gesorgt, und unser braver Füsilier Lättsch hatte die belegten Brote und ein paar Flaschen Wein, samt den nötigen Trinkgläsern, in einer offenen Kartonschachtel in unser Coupé gebracht, und nach kurzer Zeit sprachen wir dem Znüni wacker zu. Das Hauptgesprächsthema war natürlich der kommende Dienst, und alle freuten sich, wieder nach Graubünden zu kommen. Draussen flog die schöne Landschaft des Zürichsees vorbei, der Walensee mit den Churfürsten tauchte auf und verschwand wieder, trotzig grüsste uns Schloss Sargans, und bald näherten wir uns Landquart, wo der Auslad stattfinden sollte. Kurz vor unserem Ziel erschien Füsilier Lättsch wieder in unserem Coupé, um aufzuräumen und die leeren Flaschen und Gläser in seine Schachtel zu verpacken.

«Also, Füsilier Lättsch, Sie verschwinden mit ihrem Kram und lassen sich nirgends blicken! Verstanden?»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann.»

Damit erachtete ich die Angelegenheit als erledigt, wusste ich doch, dass sich Freund Lättsch gewöhnlich bei solchen Anlässen

Der Mann
mit der
Schachtel

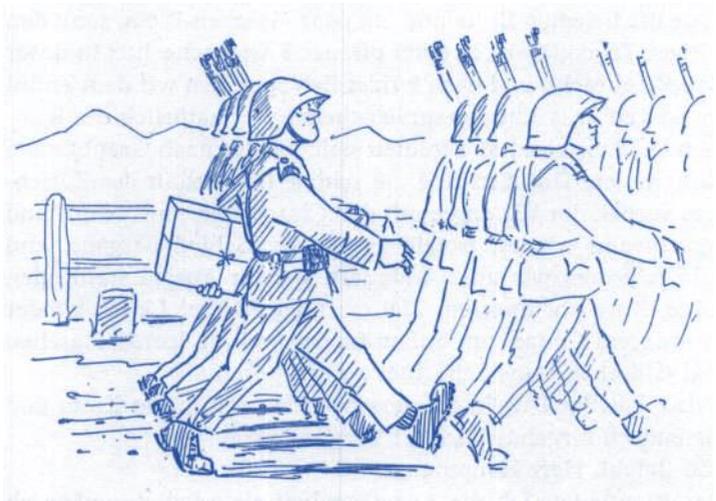
beim Fassungs-Detachement oder bei der Küchenmannschaft umhertrieb.

Auf dem Bahnhof stellte sich das Bataillon auf und wartete auf den Befehl zum Abmarsch. Da kam plötzlich der Bataillons-Adjutant mit der Mitteilung, es finde ein Vorbeimarsch statt. Oberst Kunz, Kommandant der Gruppe Glärnisch, wolle das Bataillon sehen. Rasch war die Kompanie orientiert und nocheinmal über das Tenue inspiziert, so gut es in der einbrechenden Nacht möglich war, und schon hiess es: «Vorwärts, marsch!» Kurz ausserhalb Landquart hatte sich der Inspizierende aufgestellt, und die Kompanie marschierte stolz mit «Achtung rechts» an ihm vorbei und dann weiter auf der Strasse unserem nächtlichen Ziel, Grüşch, entgegen, wo sofort die Kantonnements bezogen wurden. An unsere Ordonnanz Fritz Lätsch dachte ich schon längst nicht mehr.

Sie werden nun fragen, wo nun bei dieser Geschichte der Höhepunkt ist. Nur gemacht, er kommt nämlich noch. Zwei Tage später kam vom Bataillon ein Schreibebrief mit den Bemerkungen des Inspizierenden über den Vorbeimarsch bei Landquart, und da hiess es nebst anderem wörtlich:

«In der dritten Kompanie sah ich einen Mann, im äussersten Glied rechts, der trug statt des Gewehrs eine Kartonschachtel in der Hand. Ich ersuche um Meldung bis zum..., warum, wieso, wozu usw. -----.» Das war der Höhepunkt!

Hptm. Stamm, Ter. Füs. Kp. III/182







Oh, wie ungeschickt!

Der Ausruf ist nicht neu. Er stammt, meines Wissens, nicht erst aus dem Winterdienst. Er wurde schon am ersten Abend der Mobilisation geboren.

Geboren? Man sagt doch schon längst: «Oh, wie ungeschickt!» wenn einer eine Tasse fallen lässt und beim Bücken noch aus Versehen den Teller an einer Sessellehne in Stücke haut.

Neu-geboren, um genau zu sein, ist also die Verwendungsmöglichkeit. Anstatt zu fluchen oder zu schimpfen, sagt man: «Oh, wie ungeschickt!» Der Mais zum Nachtessen ist angebrannt. Früher rief man gehässig: «Gopferdeggel nonemole!» Und jetzt: «Oh, wie ungeschickt!» – und ist schon zufrieden. Lächelnd zufrieden. Lächelnd, weil die andern lachen. Erfolg macht stolz.

Am Ruhetag in der Diensterteilung schneit es dicke, weisse Wände. Kein Hund würde sich vor die Haustüre wagen. Oh, wie ungeschickt! Vergessen ist der ganze Ärger.

Oder, man spricht abends davon, dass eigentlich der nächste Zahnarzt himmelweitweg hause und dass es beschwerlich wäre, ihn in einem Notfall schnell zu erreichen. Im gleichen Moment beisst sich einer eine Brücke aus – oh, wie ungeschickt!

Es handelt sich also um eine äusserst liebliche, wirkungsvolle Fluch-Umgehung, die zudem noch den Vorteil hat, heiter zu sein. Heiterkeit erleichtert das Leben – das Aktivdienstleben im Besonderen.

Ob andere Truppenteile diese Verwendungsmöglichkeit eines gewöhnlichen Ausdruckes gleichfalls adoptierten, entzieht sich meiner Kenntnis. Es ist ihnen auf jeden Fall zu empfehlen, und unsere Abteilung gestattet die Nachahmung ohne Kosten oder gar Bestrafung. Wir sind nicht so.

Am nettesten ist – in diesem Zusammenhang – eigentlich die Geschichte vom Gefreiten Maulberger. Sie soll der Nachwelt nicht vorenthalten bleiben. Wir sind es allein schon Frau Maulberger schuldig.

Das war so: Der Gefreite Maulberger Karl ist verheiratet. Er trägt stolz seinen dicken Ehering am Finger. Er hat über seinem Strohpfuhl das Bild seiner Gattin mit einem Reissnagel aufgehängt, und weil die Photo ein wenig zu klein beschnitten ist, steckt der rostige Reissnagel in einem Wulst von herrlichen neugelegten (oder gebrannten? ich kenne mich da nicht so aus!) Dauerwellen, hellblond, mit einer Schnalle links. Frau Maulberger blickt etwas säuerlich – ob sie an die Kosten der Photographie während der Aufnahme dachte? – den Beschauer an und trägt eine schlichte, aber reinseidene Bluse.

Sie hat ein ganz kleines Mündchen, beinahe wie eine Puppe, während die Lippen vom Gefreiten, ihrem Manne, beträchtliche Dimensionen aufweisen. Beim Kuss wird ihr Mündchen ganz verschwinden – das haben wir längst festgestellt. Der Maulberger – übrigens passt der Name vorzüglich – hat für solche Witze ein gemütliches Grinsen. Er ist verdammt stolz auf seine Gattin, und dies mit Recht. Stramm sieht sie schon aus, da kann keiner etwas sagen.

«Wieviele Kinder hast du denn?» haben wir uns erkundigt. Er lacht überlegen:

«Kinder? – Da müsste ich zuerst eine Zeitlang Urlaub haben. Dabei ist er doch schon drei Jahre verheiratet. Einzelne reden sogar von fünf Jahren, und die Aufnahme von Frau Maulberger stamme aus der Verlobungszeit. Ich glaub's nicht richtig. So jung sieht die Frau Gefreite darauf doch auch wieder nicht aus.

Einmal habe ich ihn beobachtet. Er hatte eine Patrouille von 03.00 an. Ich war wach und blinzelte durch die halbgeschlossenen Augen. Er glaubte, wir schliefen alle und liess sich alle Zeit zum Anziehen und Bereitmachen. Schon beim Anziehen blickte er die kleine Photographie ständig an, und dabei murmelte er etwas. Wahrscheinlich sprach er mit ihr und entschuldigte sich irgendwie, dass er so mitten in der Nacht aufstehen müsse. Ganz zuletzt – bereits in Sturmhaube und Mütze, mit dem Karabiner über der Schulter, trat er ganz nahe an das Bild und streichelte das Gesichtchen. Mit dem gebogenen Zeigfinger, in den grauen dicken Wollhandschuhen.

Soweit also der Maulberger und seine Gattin.

Am Donnerstag war's, als das Telephon kam.

Es hatte grässlich geschneit, und wer auf Patrouille gehen musste, durfte sich eine neue Spur trampen. Im keuschen, unberührten Schnee – das muss ja entzückend sein! Denkt der Leser! Und die unbefangene Leserin. Sie denken das, weil sie wahrscheinlich noch nie die Ehre und das zweifelhafte Vergnügen hatten, vier Stunden lang neu zu spuren und bei jedem Schritt 40 cm Schnee auf den Skibrettern hochzuschlagen. Es ist grausam, kann ich Ihnen versichern, und die Oberschenkel wissen schon nach 30 Minuten, dass ein solcher Krampf kaum auszuhalten ist. Kaum – ja kaum. Im Dienst ist alles möglich! Muss ja alles möglich sein!

Das Telephon kam von der Talstation unten. Von der Post. Es sei ein Telegramm für den Gefreiten Maulberger Karl eingetroffen. Man könne es nicht hinaufbringen. Es habe zuviel geschneit – Lawinengefahr – daher telephoniere man.

Der Gefreite Maulberger sei bis um 17.00 auf einer Patrouille. Bis um 17.00?

Ja, bis um 17.00 exakt. Keiner kommt in solchen Fällen bei solchem Wetter auch nur eine Minute zu spät. Keiner, am wenigsten der Gefreite Maulberger.

Schön, sagte der Postbeamte, dann läute er halt noch einmal um 17.00 an. Das heisst um 1707.

Wir wunderten uns nicht gross, Es kommt häufig vor, dass Telegramme einlaufen. Meistens handelt es sich um Urlaube. Die Fettfabrik Ölreich & Co. berichtet, sie könne ohne Mithilfe von Mitrailleur Ulrich Anton nicht weiterfabrizieren. Er müsse sofort in Urlaub gehen. Oder die Abfallverwertungsanstalt Tieftal sei gänzlich ruiniert und könne sich selbst als Abfall verwerten, falls der Korporal Leibundgut nicht binnen 24 Stunden im Büro eintreffe.

Was kann's also beim Maulberger sein? Von Beruf ist er Schreiner. Angestellter einer Firma irgendwo am Zürichsee. Die wird einen dringenden Auftrag für eine Möbelaussteuer erhalten haben. Der Gefreite ist Spezialist in Nachttischchen. Keine Aussteuer ohne Nachttischchen. Das ist klar. Er muss also sofort heim und praktische Griffe an zwei Nachttischchen montieren.

«Warum denn an zwei?» wundert sich einer. «Nachttische sind doch meistens zweistöckig. Da würde doch auch ein einziger Nachttisch genügen – und unser Karl brauchte nicht extra dafür heimzufahren.»

Wir waren alle vollkommen überzeugt, dass das Telegramm mit einer Urlaubsforderung in naher Beziehung stehe und verbohrten uns in diese eine Möglichkeit.

Um 17.00 fing meine Patrouille an. Es war für mich selbstverständlich, dass ich nicht ausziehen werde, ohne zu wissen, ob und wann unser Kamerad in Urlaub gehe. Eine Minute zu spät – vielleicht auch zwei Minuten – ich musste es dann nachher mit Hilfe meiner Lungen und meiner Beine bezahlen. Die Zeit musste aufgeholt werden und konnte dies auch mit Leichtigkeit, vorausgesetzt, dass der Pöstler im Tal unten pünktlich um 1707 anrufen werde.

Um 1659 stampft es vor der Türe. Der Gefreite Maulberger Karl, dem wir schon sehnsüchtig entgegensahen und uns dann – um nicht aufzufallen – in die Hütte verzogen hatten – klopfte den Schnee vom Kaput und von den Brettern.

«Er macht verdammt lang!» meint der Kübler.

Wir halten es kaum aus. Ich am wenigsten – ich stehe schon marschbereit mitten in der Stube. Endlich kommt er herein.

«Die Bude hat telegraphiert», rufe ich ihm zu.

«Die Bude?» wundert er sich. «Ist wohl etwas passiert?» «Ich weiss nicht – der Pöstler läutet gleich nochmals an.» Im gleichen Augenblick krächzt unsere heisere Telephonglocke. Der Postenchef geht an den Apparat. Schliesslich weiss man ja nie, ob's nicht das Kommando ist.

Hier Posten soundsoviel – he? – Wer – Aha, der Gefreite Maulberger? – Nur einen Moment! Der steht gleich da! Er kommt sofort!»

Der Postenchef dreht sich um, den Hörer in der Hand.

«Da Karli, dein Telegramm!»

Nun passiert etwas Merkwürdiges:

Der sonst so unbehende, massive Gefreite stürzte mit einem gewaltigen Schritt hinzu. Auf seinem Gesicht ist plötzlich ein eigenartiges Gefühl ausgeprägt – wir haben uns nachher lange darüber unterhalten, ob's reine Freude war oder Freude mit Spannung vermischt oder noch ein Schuss Angst dabei. Klar wurde es nachher nie festgestellt.

«Hier Gefreiter Maulberger», hören wir. «Ja – also, lesen Sie es doch vor. – Ja, ich persönlich! (mit grossem Stolz!) Ja – ich höre – he? – was? – Zwillinge? – he? Zwei Buben – aha! – Danke schön.»

Wir sitzen blöd herum. Wir haben es ja alle gehört. Der Maulberger, der Gefreite, unser Karli, hat Zwillinge. Von einem Augenblick auf den andern ist er Vater von zwei Buben geworden. Und dieser falsche Hund hat uns nie etwas davon gesagt! Wir bringen keinen Ton über die Lippen. Es hat uns alle gepackt, als ob jeder ein bisschen Anteil an diesem Ereignis hätte.

Ruhig hängt der Maulberger den Hörer in die Gabel. Dann wendet er sich gegen uns und grinst: «Grad zwei! – Oh, wie ungeschickt!»

Peter Pee, Kdo. Stab 9. Division



Als die Sirenen heulten

Der
Luftangriff

Die Kompanie, seit Wochen wieder in ihrem Einsatzabschnitt auf dem Seerücken, hat sich zur Ruhe gelegt. Die August-Nacht ist schwül und schwer. Blutrot versank die Sonne hinter dem Wald. Die Farben des Tages verblassten, und lautlos stieg die Nacht aus der Erde.

Abgekämpft, müde und ausgebrannt liegen die Männer im Kantonement. Die Hitze des Tages, die Gefechtsausbildung an der glühenden Sonne haben sie erledigt. Eine allgemeine Dienstmüdigkeit breitet sich aus, denn das vierte Kriegsjahr ist angebrochen. Seit den August-Tagen 1939 sitzen wir mehr oder weniger stets im selben Abschnitt; ewig haben wir mit kurzen Unterbrüchen einzurücken.

In all den Jahren verdampften auf dieser Erde die Kräfte beim Stellungsbau und harten Gefechtsexerzieren. Die Energien versoffen im Verlaufe der Zeit im strömenden Herbstregen. Der innere Schwung erstarrte auf ungezählten Patrouillengängen, wenn die Winterstürme durch die Drahtverhaue des Festungsgürtels heulten. Der Optimismus auf ein baldiges Ende, die Hoffnung auf ein gutes Überstehen dieses verdammten Krieges schien oft in langen, feuchten Nächten ins uferlose Nichts zu zerfließen. Und trotzdem, das ist ja das Grosse, das Erstaunliche, gehen die Männer noch ran und lassen sich nicht kleinkriegen.

Die Grenze liegt eben zu nahe vor der Nase. Die dort drüben in Konstanz, jenseits des Rheins und des Bodensees, sind immerhin noch ein gutes Stück mieser dran. Ihre anfängliche Arroganz und Überheblichkeit ist einer trostlosen Hoffnungslosigkeit gewichen. Diese Grenze schrieb im Verlaufe der Jahre ihre eigene, beredsame Geschichte.

Das Dorf schläft, die Häuser sind verdunkelt. Die Kompanie ruht; nur die schweren, gemessenen Schritte der Wache dringend in die

nächtliche Stille. Vom nahen Kirchturm schallen elf dumpfe Schläge. Die Nacht verschluckt die Töne, da hebt ganz plötzlich starkes Motorengerumm an. Die Luftschuttsirene heult auf. Die übliche Ruhestörung, die sich während den vergangenen Wochen regelmässig wiederholte. Man wacht auf, dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter, was soll denn schon passieren? – Doch heute Nacht liegt was in der Luft.

Auf deutscher Seite greifen dreissig, vierzig Scheinwerferarme in die Nacht, bis weit ins Land hinein. Am dunkeln Himmel zuckt aus der Gegend von Ulm ein wilder Feuerzauber auf. Tausendfaches Funkeln und Sprühen krepierender Granaten, begleitet von einem nicht abreisenden, dumpfen Donnerrollen. Bisweilen blitzt ein grellroter Feuerschein auf. An Schlaf denkt trotz der Müdigkeit kein Mensch mehr. Die Kompanie steht auf dem Schulhausplatz und verfolgt das erregende Schauspiel. Im Feldstecher lassen sich für Sekunden die hellbeleuchteten Maschinen erkennen, wenn diese in die Scheinwerferkegel geraten. Oft handelt es sich um einen Einzelgänger, im nächsten Augenblick scheinen zwei, drei darin zu trudeln. Unsere Fliegerabwehr im Thurtal ist auf Draht und abwehrbereit. Ihre mächtigen Lichtarme suchen nervös den Himmel ab. Auf deutscher Seite ist die Hölle losgebrochen, das Ganze rückt bedenklich näher. Hunderte von Abschüssen blitzen auf, nachhallend rollen die Detonationen. Die nächtliche Luftschlacht scheint kein Ende zu nehmen. Millionenwerte werden hinauf und hinunter geschleudert; der Rest ist grauenhafte Zerstörung.

Kurz nach Mitternacht nähert sich der Angriff Friedrichshafen. Es ist als ob die angreifenden Wellen nur wenige hundert Meter über unser Dorf hinwegfliegen würden. Kilometerlange Lichtarme bilden über uns ein gewaltiges Dach. In rasender Folge ziehen die Leuchtspuren der Granaten ihre glühenden Bahnen in die Nacht. Die Erde, die Häuser, die Fenster und Fensterläden zittern von den Detonationen. Ein rasendes Abwehrfeuer, der Himmel ein glühendes Flammenmeer. Einzelne Maschinen scheinen auf unser Gebiet auszuweichen. Die eigene Fliegerabwehr tritt in Aktion. Hoch über uns krepieren Granaten; Splitter wirbeln durch die Luft. Helles, scharfes, metallenes Sausen. Uuuiiiiiii-tak. Ssssssss-trrrrrrr-tak.

Die Männer verschwinden in der Unterkunft, der Laden wird doch langsam ungemütlich. Ziegel platzen auf den Dächern; ein Splitter haut mit unerhörter Wucht vor dem Nachbarhaus aufs Pflaster. Die Bewohner des Dorfes sind wach und aufgeschreckt; an Schlaf

denkt nun kein Mensch. Vereinzelte Hunde bellen, die Bewohner haben sich in die Hauseingänge verzogen.

Überraschend rauschte das Inferno heran, überraschend ebbt es ab und wird schwächer. Die Scheinwerfer verlöschen einer nach dem andern; in der Ferne wüten Flächenbrände. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Im Rollen der letzten Detonationen legen wir uns schlafen.

Der neue Tag ist angebrochen. Die Züge rücken aus, formieren sich zu Gefechtsformationen, bringen die schweren Waffen in Stellung – rücken vor – gehen erneut in Stellung. Die Körper schwitzen unter den Gefechtslasten, als würden sie fortwährend ausgedrückt wie ein Schwamm. Die Männer begreifen wieder mit aller Eindeutigkeit, dass die geforderte Leistung, dass ihr Hiersein einen Sinn hat. Sie sind sich bewusst, dass ihre Führer trotz Härte und Konsequenz der Forderung nicht aus roher Unempfindlichkeit handeln. Das Vertrauen ist vorhanden, und jeder fühlt nach der vergangenen, eindrücklichen Nacht, dass er nur das gilt, was er durch seine Leistung am Ganzen und an der Sache, allein nur durch seinen persönlichen Einsatz erwirbt.

Lt. Eglin, Stabskp. Füs. Bat. 75

Wiederum hatte die verdunkelte Nacht über unserem Lande gedröhnt und gezittert von Wellen überfliegender Bombengeschwader, die den Städten unseres südlichen Nachbarlandes Schrecken, Tod und Zerstörung brachten. Bange Ahnungen verscheuchten in den langen Stunden der Hin- und Rückflüge Ruhe und Schlaf.

Über einem Städtchen des Mittellandes hörte man plötzlich das Brummen eines feindlichen Fliegers näher und näher kommen. Was soll geschehen, hatte er sich verirrt, im Ziele getäuscht? Es war keine Zeit zum Überlegen, schon sauste die Maschine über die Dächer, und eine schwere Detonation, gefolgt von hellem Feuerchein, liess den Absturz in nächster Nähe der Siedlung erkennen. Fliegeralarm ertönte, Mannschaften liefen, Wagen sausten.

Auf dem Dache eines einsamen Bauernhauses war ein Flieger mit dem Fallschirm gelandet. Kaum hatte der Mann sich etwas gesammelt und seine Lage auf dem Hausdach erkannt, da waren schon durch die nahe Dachlucke zwei Gewehrläufe auf ihn gerichtet.

Bereit sein
ist alles!

Stammelnd versuchte der Erschreckte mit einigen Brocken Italienisch, Deutsch und Französisch, non nemico, ami, nicht schießen, sich verständlich zu machen. Er bedeutete, dass keine feindliche Absicht vorliege, dass er sich bedingungslos übergeben wolle und nicht wisse, wo und in welchem Lande er sei. Langsam gingen die Gewehrläufe zurück. Ein Kopf erschien über dem Dachrand und forderte den immer noch in Seilen und Montur verstrickten Krieger auf, abzustiegen und durch das Dachfenster einzutreten. Alles geschah mehr durch Winken und Zeichen als durch freundliche Worte, aber es wurde gut verstanden.

Nachdem sie zusammen auf dem nahen Felde die beiden andern abgesprungenen Flieger heil aufgefunden und ins Haus aufgenommen hatten, sassen sie in der warmen Stube bei Speis und Trank. Die fremden Flieger waren hocheifrig, als sie nach gefahrvollem Flug über Feindesland und in beschädigter Maschine über die Alpen mit heiler Haut in der warmen Schweizer Bauernstube gelandet waren. Aber noch mehr waren sie darüber erstaunt, dass im Moment der Landung mitten in der Nacht zwei schussbereite Gewehre, über deren scharfe Ladung und blitzblanken Zustand sie sich vergewissern, augenblicklich da waren. Vater und Sohn standen, als es galt, mit ihren Ordonnanzwaffen, die jeder Schweizer Soldat bei sich zu Hause hat, zur Erfüllung ihrer Soldatenpflicht bereit.

Hptm. i. Gst. Muheim, Stab der Festung Sargans

Bomben
über
Bremgarten?

Unsere Kompanie lag in Bremgarten. Es war wieder einmal so, als ob die Zeit stillzustehen schien. Wachtdienst, Ausbildung, dann wieder Ausbildung und wieder Wachtdienst, Tage mit zermürender Gleichförmigkeit.

Schwere Fliegerbombardements in nächster Nähe unserer Grenze waren gemeldet worden. Schrecken und Entsetzen gingen von diesen Meldungen aus, und die Gerüchtemacherei lief auf hohen Touren. War nicht auch die Schweizer Grenze überflogen worden? Hatte nicht auch noch gerade ein französischer Bomber einige Schleifen über unserem Städtchen gezogen?

Da, eines Morgens, in aller Herrgottsfrühe, ein Donnerschlag, dass die Wände zitterten und die Fenster klirrten! Entsetzt

fahre ich aus dem tiefen Schlaf hoch, mein lieber Zimmergenosse, Wachtmeister Schürfer, ebenfalls.

Alarm?----- Nein!

Tagwache? -----Noch viel zu früh!»

Die Uhr zeigt doch erst nach 04.00. Da, nochmals ein Bombenschlag, noch viel furchtbarer als vorher!

Jetzt ist's genug! Heraus aus den Federn! Fliegerbomben! In aller Hast und Eile fahren wir in die Kleider. Fortwährend neue schwere Explosionen machen unser Haus in den Grundfesten erzittern. Jetzt steht's fest, unser Städtchen wird bombardiert, das ist schwerstes Fliegerbombardement! Jetzt kommen wir an die Reihe!

Mittlerweile hatten wir uns endlich angekleidet und waren auf die Strasse gestürzt. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Von einem panikartigen Schrecken erfasst, mit bleichen Gesichtern, manche nur notdürftig bekleidet. Nun fiel uns aber plötzlich auf, dass man keine Flugzeuge hörte-----

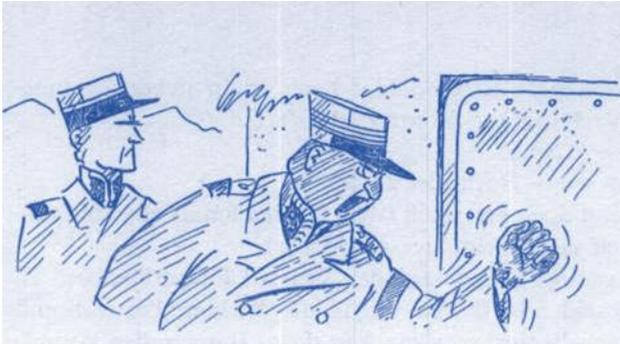
also doch kein Fliegerbombardement! Die Explosionen hatten aufgehört. War das am Ende die Fünfte Kolonne, war die Reussbrücke gesprengt worden? Wir machten uns auf den Weg dorthin.

Wie wir um die Ecke bogen, begegnet uns ein seltsamer Zug. Der gesamte Gruppen-Stab, mit der Krankenschwester, im Volksmund – resp. unter der Truppe – die blonde Gefahr benannt, an der Spitze, bewaffnet mit einem Blumenstrauss, waren auf dem Wege – um dem Gruppenkommandanten zum Geburtstage zu gratulieren! Und das Bombardement unten an der Reuss war durch die Genieoffiziere veranstaltet worden, welche zur Feier des Tages ein gutes Dutzend Trotylladungen hatten fliegen lassen. Leider hatten die Gratulanten Pech, denn der Gegenstand ihrer Verehrung war noch früher aufgestanden und absolvierte auf dem Übungsgelände, ausserhalb des Städtchens, seinen täglichen Morgenlauf.

Kpl. Sprenger, Ter. Füs. Kp. III/182

Grosse Luftschutzübung. Der Kommandobunker war gegen allfällige Saboteure hermetisch verschlossen. Wer Einlass wünschte, bediente sich des verabredeten Geheimzeichens: Dreimal klopfen. In Ermangelung anderer Leute amtete ein weiblicher Soldat als Türhüterin. Sie nahm es genau. Da

Das
Klopfzeichen



klopfte es einmal. Schweigen. Wieder einmal. Die Stauffacherin machte keinen Mux, auch bei weiterem Klopfen nicht. Draussen stand ein hoher Offizier der Uebungsleitung, der von der ausgegebenen Parole keine Ahnung hatte. Nun wurde er wütend und schrie: «Wenn dir do inne nit sofort ufmachtet, no ghei i alli mitenand in d'Chischte!» Nach einer kurzen Verlegenheitspause ertönte von drinnen der weibliche Rat: «Dr müend numme dreimol chlopfe, no mach i scho uf!»

Oblt. Loeliger, Ls. Kp. Münchenstein

Ein Herbsttag auf Palfries

Wenn man von der Alp Palfries in das Tal hinabschaut, sieht es aus, als ob man auf einen Restentepich hinabblicken würde. Gerade so ein Stück hatte während des Ersten Weltkrieges meine Schwester aus allerlei Stoffresten angefertigt. Bunt wechselte Grau mit Braun und Gelb mit Schwarz. Auch da unten im Tale wechselten gelbe, braune und schwarze Rechtecke in bunter Reihenfolge miteinander ab. Da es Spätherbst war, stiegen da und dort kleine, blaue Rauchwölklein empor und verloren sich irgendwo in halber Höhe mit dem über dem Tale liegenden Herbsdunst. Bei diesen kleinen Feuerstellen mochten wohl ein paar Buben Kartoffeln in die Glut legen, oder vielleicht schmorte gar da und dort eine Wurst an einem kleinen Holzstäbchen. Manchen überflog ein glückliches Lächeln beim Anblick dieses Tales, denn seine Gedanken gingen zurück in die Bubenzeit. Damals als man selber noch Kartoffeln in diesen Feuerchen gebraten hat. Bubenzeit – schöne Zeit.

Über dem leichten Herbsdunst hatte uns aber der Herrgott eine herrliche Bergkette hingestellt, die heute so nahe schien,

dass man glaubte, die einzelnen Pfade zu erkennen, die durch diese Gegend führen.

Schon recht lange waren wir hier oben. Es war die beste Nervenkur. Kein Tram bimmelte, kein Motor surrte, nur das Geräusche der Herdenglocken und ab und zu das Gekreische der Bergdohlen erinnerten uns daran, dass wir doch nicht ganz allein waren. Mangels anderer Bekanntschaft hatten wir uns mit dem Vieh unterhalten. Manches Stück Brot verschwand in ihren Mägen, und wenn wir sie dann gestreichelt oder gekratzt hatten, schleckten sie uns zum Dank die Hände. Ab und zu, wenn wir sie vergessen wollten, trottetten sie uns nach, glotzten uns an, als ob sie fragen wollten: «Hast du denn heute keine Zeit für mich?»

Als dann die Zeit der Alpabfahrt nahe rückte, schien es uns gar, als wollten sie uns fragen: «Kommt ihr nicht mit uns ins Tal, hier oben kommt doch bald der Winter, kommt doch mit.» Wirklich, als sie dann weg waren, wurde es langweilig hier oben, sie alle, die Braune, der Fleck, alle, alle fehlten uns.

*An einem solchen Herbsttag gab es dann etwas Unerwartetes. Ein tiefes Motorenbrummen verriet uns, dass amerikanische Bomber in der Nähe sein mussten. Kurz darauf tauchten sie über dem Al vier auf. Majestätisch glitten sie daher, umschwärmt von vier oder fünf deutschen Messerschmitt-Jägern. Es sah aus, wie wenn Mücken um einen grossen Vogel schwärmen würden. Kleine, blaue Rauchwölklein verrieten uns aber, dass es da oben nicht gar so friedlich zuging, wie das von unten aussah. Da oben kämpften Menschen verbissen um ihr Leben.

Wussten sie wohl, dass sie bereits auf Schweizer Gebiet waren? Ich glaube es kaum, waren es doch bloss einige tausend Meter in Luftlinie. Auf einmal ein dumpfer Knall. Aha, in der Festung mussten sie die Grenzverletzung bereits bemerkt haben. Nur wenige Schüsse waren hörbar. Die Deutschen verschwanden über die Berge nach Osten, derweil eine fliegende Festung bereits eine Rauchfahne hinter sich herzog. Ein Knall übertönte das tiefe Summen der Motoren, und in vielen Stücken flatterten Teile des rechten Flügels in die Tiefe. Kleine Punkte folgten ihnen nach, dann öffneten sich Fallschirme, und die kleinen Punkte baumelten langsam durch die Lüfte. Junge Menschen aus weiter Ferne segelten, ihr nacktes Leben rettend, in ein ihnen unbekanntes Tal. Wussten sie wohl, wo sie waren?

Kurz darauf nochmals ein tiefes Donnern. Die Maschine, die bereits beträchtlich an Höhe verloren hatte, zerflog in tausend

Stücke. Unweit der Fallschirme kollerten sie hinunter auf den bunten Teppich des Tales. Fast sah es aus wie im Film, diesmal aber war es nicht Spiel, es war bitterer Ernst. Auch die zweite Maschine fing zu rauchen an. Später lasen wir in den Zeitungen, dass eine Maschine bei Landquart, eine weitere im Engadin zu Boden gegangen waren.

Gfr. Werdenberg, Füs. Kp. 1/159

Als
Ju-HD-Späher
im Einsatz

Leise Tanzmusik klingt aus dem Radiogerät an der kahlen Holzwand. Über den Tisch gebeugt, im matten Schein einer auch nicht mehr ganz neuen Bürolampe, lese ich die Tageszeitung von vorgestern. Unsere Wachtbaracke ist winzig klein. Zwei Schritte genügen, um von der Türe bis zum gegenüberliegenden Fenster zu gelangen. Neben dem Feldtelephon liegen Meldeblocks und Bleistifte. Wenn ich aufschaue, fällt der Blick auf eine Wandkarte, welche durch Kreise und Strahlen in Segmente eingeteilt ist. Läden und Türe sind geschlossen. Draussen, im Finstern, steht mein Kamerad. Er horcht und späht in die schwarze Nacht hinaus. Ja, wenn man, wie er, seit einer Stunde auf dem kleinen Holzpodium Wache hält, kann man trotz Dunkelheit spähen. Die Augen beginnen in die Runde zu schauen, hinüber zu der sich vom mondlosen Sternenhimmel zackig abgrenzenden Säntiskette mit den davorgebetteten Kuppen der Appenzeller Hügel. Oder hinab ins flachere Thurgauerland und hinaus, über die weite, schwarze Fläche des Bodensees, in jenes Gebiet, das seit Wochen schon Ziel alliierter Bombenangriffe ist, und wo man trotzdem – oder am Ende gar deswegen – Tanzmusik spielt.

Noch vor wenigen Tagen standen gegen hundert Burschen – im Alter von 17 und 18 Jahren – in Reih und Glied auf dem Kasernenplatz einer Ostschweizer Stadt. Wir waren praktisch von einer Stunde auf die andere Soldaten geworden, obwohl die Rekrutenschule noch in weiter Ferne lag. Man hatte uns gebeten, während der Schulferien dem Jugend-Hilfsdienst beizutreten. Wir waren mit Kofferchen eingerückt, liessen uns im Zeughaus in Uniformen stecken und sandten dann die Zivilkleider nach Hause, genauso, wie wir es zwei, drei Jahre später noch einmal taten. Nun sollten wir also Fliegerbeobachter, «Späher», werden. Während einer Woche, von frühmorgens bis spätabends, erklärten uns Fachoffi-

ziere anhand von Zeichnungen und Photographien die im Einsatz stehenden Flugzeugtypen der kriegführenden Mächte und unseres Landes; wir lernten Masse, Motorenzahl und sonstige Merkmale auswendig. In zahlreichen Übungen brachte man uns die Art und Weise bei, wie man mit dem Messgerät Höhe, Entfernung und Flugrichtung innert weniger Sekunden bestimmen konnte und die Resultate telephonisch an die Auswertezentrale weiterleiten musste.

Jetzt sitze ich also neben dem Apparat, der mich mit der wirklichen Auswertezentrale verbindet. Draussen mein Kamerad, und die übrigen sechs unserer Gruppe auf den Strohsäcken im nahen Bauernhaus. Zu dieser Stunde halten auf vielen Hügeln und Gipfeln unserer Heimat junge Leute nach fremden Flugzeugen Ausschau.

Die nächtliche Stille wirkt einschläfernd. So öffne ich denn die Türe, trete vor die Baracke. «Ob sie wohl auch heute kommen?» «Vermutlich schon. Allzulange wird's nicht mehr dauern!» lautet die Antwort des Kameraden. Dann stützen wir uns schweigend auf die Balustrade, horchen und schauen über Hügel und Täler. Die Verdunkelung hat das Land in Schwarz gehüllt. In der Ferne beginnt ein Hund zu bellen. Dann brummt ein Motor. Es ist ein Lastwagen auf nächtlicher Fahrt. Aber neben diesem einen, leisen Geräusch brummt plötzlich noch etwas. Tiefer und noch leiser. Könnten das Flugzeuge sein? Wir werfen uns zu Boden, pressen die Ohren an die Erde und horchen. Schwächster Schall breitet sich nämlich an der Erdoberfläche über unglaublich weite Distanzen aus. Und tatsächlich: Das vorhin noch so schwache Brummen entpuppt sich als regelmässiges Auf und Ab surrender Flugzeugmotoren. Wir vermögen jedoch unmöglich jetzt schon Flugrichtung und Anzahl der Maschinen zu bestimmen. Aber das Radiogerät wird helfen! Das ist unser zweiter kleiner Trick: Wir hören abwechslungsweise die Sender von Stuttgart und München. Aha, da kommt's! Stuttgart unterbricht jäh die Tanzmusik. «Hier ist der Grossdeutsche Rundfunk. Wir unterbrechen und geben für Stuttgart eine Luftlagemeldung. Feindliche Flugzeuge aus Richtung Nordwest im Anflug auf Baden-Württemberg. Achtung, wir wiederholen...» Unsere Uhren zeigen kurz nach Mitternacht. Durchsagen folgen auf Durchsagen. Stuttgart meldet den Vorbeiflug in südlicher Richtung. Wir wissen, was zu tun ist. Das Brummen ist lauter geworden. Ich greife zum Hörer, kurble und ... «Auswertezentrale!» «Mel-dung von Posten X. Flugzeuge aus Nord/Nordwest...» Es folgen Zahlen. Schon blitzen im Badischen Scheinwerfer auf.

Ihre Strahlen kreuzen gespenstisch am Himmel. Dort! Ein gleissendes Pünktchen im Schnittpunkt zweier Scheinwerfer. Eines der amerikanischen oder britischen Flugzeuge. Nun lässt sich mittels des Beobachtungs-Gerätes der Standort dieser einen Maschine genau bestimmen. Und das Dröhnen besagt, dass es nicht mehrere, sondern viele Flugzeuge sind. Unsere Meldungen an die Auswertezentrale jagen sich. Schon heulen in den umliegenden Ortschaften die Sirenen. Deutsche Flak, setzt ein; die Granaten platzen hoch oben. Sieben Strahlen von Scheinwerfern unserer Armee beginnen systematisch abzusuchen. Die Flak.-Batterie hat vor Tagen in einem nahen Weiler Stellung bezogen. Wenige Augenblicke später halten sie mit ihrem Licht gar zwei Flugzeuge fest, und die Deutschen schwenken ihre Strahlen zu uns herüber. Das Brummen wird lauter und lauter. Nur noch 20 Kilometer ist die erste «Welle» von uns entfernt. Bei Stein am Rhein hat sie unsere Grenze überflogen. Auch unsere Leute beginnen zu schießen. Jetzt drücken die Stahlhelme nicht mehr! Äusserst gespannt und vollständig vom Geschehen in Bann gehalten, starre ich nach oben. Mein Kamerad notiert sich die Zahlen, ein dritter ist aus dem Kantonement hierhergeeilt, um das Telephon zu bedienen. In diesem Getöse spricht man nicht mehr, man brüllt! Englische Jäger sind eben über uns hinweggebraust, Richtung St. Gallen. Und mit einem Mal wird das Land taghell beleuchtet. Hunderte und Aberhunderte von Magnesiumleuchtkugeln hängen an Fallschirmchen zwischen St. Gallen und Rorschach und ziehen eine immense, breite Strasse über den Bodensee. Unheilvoll tost ein Boeing-Geschwader nach 'dem andern den sogenannten «Pfadfindern» nach. Dann bricht in Friedrichshafen, wo sich ja die Dornier-Werke befinden, die Hölle los. Rote Blitze zucken; Bomben fallen; der Donner lässt die Erde beben. Häuser stürzen zusammen; Menschen werden lebendig begraben, Menschen, die bestimmt ebenso gerne weitergelebt hätten wie wir und nun unter entsetzlichen Ängsten den Tod nahen sehen. Unten Menschen in ihren Kellern, oben Männer, die ihre Maschinen durch den Kugelhagel farbiger Leuchtspurgeschosse leiten. Und da stehen wir Jungen und schauen zu, wie Dörfer und Städte vom Erdboden verschwinden, Leben ausgelöscht wird.

Zehn Minuten später ist alles vorbei. Die Flugzeuge haben abgedreht. Wieder umgibt uns Stille, aber auf der andern Seite des Sees lodern Flammen zum Himmel.

Auch bei Tag wird Krieg geführt. Eines Mittags beobachteten wir, wie ein wohlgezielter Schuss ein Loch in den Rumpf eines

amerikanischen Bombers reisst. Zwei Besatzungsmitglieder verlassen die Maschine und gleiten am Fallschirm langsam zu Boden, während das Flugzeug mit nur noch zwei sich drehenden Motoren führerlos dem Säntis zustürzt, um wenig später unter dumpfem Knall an den schroffen Felsen zerschellen. Abermals haben Menschen das Leben verlorenjFern der Heimat, in einem neutralen Land. Auch der gut sichtbare weisse Stoffpfeil, der vor unserm Beobachtungsposten ausgelegt worden war und zum Flugplatz Dübendorf zeigte, hat keine Rettung mehr bringen können.

Ju-HD-Späher Weber

Von hohen Offizieren

Josef und der
Divisionär

Josef, unser administrativer HD, war ein braver Kerl, das muss ich sagen, besorgte die ihm übertragenen Arbeiten auf dem Kompanie-Büro so gut, als es seine Fähigkeiten zuliesse. Doch das Abschreiben der Tagesbefehle, Wachtbefehle, das Führen der Urlaubskontrolle und überhaupt alles, was es an schriftlichen Arbeiten auf einem Kommando-Posten zu tun gab, lag ihm nicht besonders. Auch als Telephonordonnanz hatte er seine liebe Mühe, oft gelangte eine durch ihn weitergegebene oder empfangene Meldung ziemlich verstümmelt an die zuständige Instanz, und bald einmal wäre die in vorderster Linie liegende Kompanie und damit alle rückwärts spielenden Dienste durch ihn in Kriegsalarm versetzt worden! – Dafür war Josef ein begeisterter Freund und Bewunderer der Natur und benützte jeden freien Augenblick, um durch Feld und Flur zu streifen und dem Hauptmann jedesmal einen Blumenstrauß auf seinen Arbeitstisch heimzubringen. Auch hatte er ungeachtet seiner etwas zurückgebliebenen Figur einen gesunden Appetit, und es war uns bei den Mahlzeiten immer eine Freude ihm zuzusehen, wie er still vergnügt die grössten Portionen verschlang.

Wieder einmal brachte uns der Dienst in die Sonnenstube unserer schönen Heimat, in ein kleines Nest am blauen Ceresio; den Kommando-Posten richteten wir in der Halle eines kleinen Hotels ein. An einem herrlichen Frühlingstag wurde beschlossen, dem steinernen Büroboden, der in friedlichen Zeiten als Tanzparkett dient, den alten Glanz wieder zu geben. Die Padrona erklärte mir, dass dies am besten mit nassem Sägemehl auszuführen sei. So schickte ich denn unsern Josef mit einem Kessel und den notwendigen italienischen «Brocken» versehen in eine nahe Sägerei, um das Gewünschte zu holen. Eine, zwei Stunden vergingen, und Josef kehrte immer

noch nicht zurück. Ich befand mich allein auf dem Kommando-Posten. – Plötzlich hörte ich von der Strasse her das Gekreisch von Bremsen, Zuschlägen von Autotüren, Zusammenklappen von Bergschuhen, den Gewehrgriff der Wache. Ein rascher Blick durchs Fenster zeigte mir das Auto des Divisionskommandanten. Die Türe ging auf und der hohe Offizier trat herein. Ich meldete den Kommando-Posten. Der Divisionär erkundigte sich nach den Aufgaben und dem Standort der einzelnen Züge der Kompanie und wünschte dann telephonische Verbindung mit seinem Hauptquartier, die ich sofort besorgte. Während des Gesprächs kehrte unser Josef zurück, in der rechten Hand den mit Sägemehl gefüllten Kessel, in der linken einen mächtigen Blumenstrauss. Er bemerkte den fremden «Gast» am Telephon, trat auf ihn zu, bestaunte ihn aus allernächster Nähe gründlich von unten bis oben – besonders das viele Gold auf der Mütze schien es ihm angetan zu haben –, drehte sich um und rief mir zu: «Du, was isch au das für eine?» «Der Herr Divisionskommandant», gab ich zurück, auf das Donnerwetter wartend, das nun unweigerlich folgen musste. Doch Josef fragte mich seelenruhig weiter: «So, so, das isch en, was muss ich jetzt mache?» «Verswinde», raunte ich ihm zu, der ersten Eingebung folgend, worauf er mit Kessel und Blumenstrauss wieder abtrat, auf dem Gesicht des Divisionärs ein verständnisvolles Lächeln zurücklassend.

Gfr. Zeller, Geb. Füs. Kp. 1/86



Die andere
Seite!

Wer jemals in der 6. Division unter dem Kommando des damaligen Oberstdivisionärs Constam Dienst geleistet hatte, wusste um die beinahe asketische Strenge dieses Truppenführers. Trotzdem oder gerade deshalb hat's in der 6. Division geheissen: Wenn schon Krieg, dann unter Führung von Constam. Überall tauchte er bei Übungen und in Manövern auf. Im unwegsamsten Gelände war man vor ihm nie sicher. Man wusste, er ersparte sich selbst keine Strapazen, was er verlangte, konnte er auch selbst.

Mein Büro befand sich in einer Dépendance des Hotels Eden, das die Arbeitsräume des Divisions-Kommandopostens beherbergte. Wieder einmal arbeitete ich spät abends noch. Die angenehme Stille wurde nur durch gelegentliche schwere Hustenanfälle der vor dem Eingang des Stabs-Quartiers patrouillierenden Schildwache unterbrochen. Da hörte ich den bekannten langen und gemessenen Schritt des Herrn Oberstdivisionär. Die Schildwache fuhr in Stellung und wollte melden, wurde aber durch einen neuerlichen Hustenanfall daran gehindert. Vom Fenster aus beobachtete ich die Szene auf dem erleuchteten Platz und bemerkte, wie sich der Divisions-Kommandant kurz mit dem Soldaten unterhielt. Ich war wieder fest hinter meinen Akten, als ich neuerlich den wohlbekanntesten Schritt, dieses Mal vom Hotelor herkommend, hörte und von Neugierde getrieben, das Fenster leicht öffnete, um besser sehen und hören zu können. Was ich beobachtete, hat mich tief beeindruckt: Oberstdivisionär Constam übergab der offenbar schwer erkälteten Schildwache ein Fläschchen Medizin, das er ohne Zweifel aus seinem Zimmer geholt hatte, mit väterlichen Ermahnungen über deren Anwendung zur Bekämpfung der Erkrankung. Hochachtung vor unserem Divisionär habe ich immer gehabt, eigentlich gerne habe ich ihn in jener Nacht bekommen.

Four. Fritschi, Stab 6. Div.

Ich
telephoniere
mit
Magistraten

Das war an einem stürmischen Dezemberabend in einem der Mobilisationsjahre. Eisiger Wind pfiß durch die Gassen Berns und wirbelte flockige Schneeschauer vor sich her. Ich sass im behaglich-warmen Feldpostamt und befreite die Brieffächer vom Staub, der nun einmal aus keinem Postbetrieb wegzudenken ist. Bald war mein Nachtdienst zu Ende. Dann konnte ich heim, ins gemütliche Zimmer. Ich hatte einen strengen

Abend hinter mir. Das Unwetter hatte sämtliche Züge verspätet, und mehr als einmal war ich vergeblich durch den hohen Schnee zum Bahnhof gestapft. Aber das sollte mir jetzt nicht noch einmal unterlaufen. Ich drehte die Wählscheibe des Telephons: Signalzimmer des Bahnhofs Bern. Endlich meldete sich eine verschlafene Stimme: «Sie wünschen?» – «Hier Feldpost 17, Soldat Zimmerli. Erlaubed Sie, isch de Zug 1 scho i-gfahre?» – «Zug 1? Ich glaube, Sie sind falsch verbünde! Hie isch Bundesrat Etter!» – Ich ganz verdattert: «Entschuldigid Sie vielmals, Herr Bundesrat! Händ Sie öppe wäge mir äxtra müesse ufschtah?» – «Nei, nei», tönt es nicht unfreundlich von der anderen Seite des Drahtes, «i ha s' Telephon grad näbed em Bett.»

Das nenne ich landesväterliche Pflichtauffassung. Ich legte den Hörer beglückt und vergnügt zugleich wieder auf.

Sdt. Zimmerli, Feldpost 17

Oberstkörpskommandant X tritt nachts zu einer Schildwache. Cha jede säge! «Halt, wer da?» – «Oberschtkörpskommandant X!» – «Cha jede säge; Wachtkommandant heraus!» – «Chömezi emol da ie!» – Im Wachtklokal meldet der Korporal wie vorgegeschrieben. – «A was kännezi mich jetzt?» – «Us em Appezellerkalender!»

Kpl. G. (Nebelspalter)

Mitten in der Nacht hatte die Wache den Unteroffizier herausgerufen. Etwas schlaftrunken stand der Wachtmeister unter der Türe und blinzelte auf den Offizier, der vor ihm stand.

«Herr – Herr Oberst! Gruppe Andereggen auf Wache!»

Der Offizier winkte ab und sagte:

«Wir zwei» – er wies auf den Ordonnanz-Soldaten an seiner Seite – «haben uns tüchtig verirrt. Deshalb kommen wir so spät hieher. Können wir bei euch bleiben?»

Der Wachtmeister stotterte:

«Zu Befehl, Herr Oberst! Freilich, Herr Oberst. Aber wir haben keinen zweiten Raum, Herr Oberst!»

«Macht nichts. Wir legen uns zu den andern, wenn das geht.»

Wacht-
ablösung

«Das geht schon, wenn der Herr Oberst das will!»

«Gut. Können wir etwas Warmes trinken?»

Nachdem sie einen heissen Tee mit Rum erhalten hatten, krochen der Oberst und seine Ordonnanz ins Stroh. Es ging nicht lange, stimmten sie in die allgemeine Schnarcherei ein.

Gegen Morgen erscholl ein Lärm, der immer lauter wurde. Als der Wachtmeister herbeieilte, versetzte soeben einer der Soldaten demjenigen, der neben ihm in einer Decke eingewickelt lag, einen derben Klaps auf die Stelle, an welcher der Rücken seinen Namen verliert.

«So steh doch endlich auf, du faules Kalb!»

Der so Angesprochene rieb sich die Augen und grunzte etwas. Da hatte ihn der Wachtmeister erkannt.

«Um Gottes Willen, das ist ja der Herr Oberst!»

Der Soldat, der sich aufgeregt hatte, weil er den Nebenmann nicht wach kriegte, rief:

«Was Oberst? Er will bloss nicht die Wache übernehmen!»

Nun hatte sich dieser von seinen Decken befreit, und es kam die Uniform mit den drei Sternen zum Vorschein. Ein Weilchen war es in der Hütte mäuschenstill. Dann wollte der Soldat seine Entschuldigung vorbringen. Aber der Oberst lachte. «Schon gut, bin selber schuld! Aber Wache stehen muss nun doch ein anderer an meiner Stelle. Ich stifte dafür der Gruppe ein gutes Zvieri, einverstanden?» –

Oblt. Imesch, Bat. Adj., Geb. Gz. Füs. Bat. 210

«Sanität!
Sanität!»

Mit unsern Infanterie-Kanonen lagen wir in Stellung, kurz vor Beginn einer Scharfschiess-Übung, die durch Korps-Kommandant Prisi und Oberstdivisionär Bircher inspiziert werden sollte.

Und wie es so geht vor Inspektionen durch höhere Instanzen, die Luft ist wie elektrisiert; diese Nervosität herrschte stets bei solchen Ereignissen bei unserem jungen und überaus pflichteifrigen Zugführer, Leutnant U.

Ein Sanitätssoldat verteilte uns noch Watte, wie es vor jedem Scharfschiessen befohlen war, damit die Mannschaft am Geschütz die Ohren schonen konnte. Nachdem wir die Watte in Empfang genommen hatten, verschwand der Knochenschlosser im nahen Walde, um Siesta zu halten. Als unser Leutnant die letzten Befehle erteilt hatte, erkundigte er sich bei uns, ob

wir Watte erhalten hätten, was wir bejahten. Darauf wollte er noch einen Mann nach dem verschwundenen Sanitäter schicken, um für sich auch noch Watte zu bekommen. Da der Beginn der Übung aber keine fünf Minuten mehr auf sich warten liess, lehnten wir diese unnötige «nervliche Belastung» strikte ab und sagten unserem aufgeregten Zugführer, dass es zeitlich unmöglich wäre, den Sanitäter noch aufzufinden. Voller Sorge um seine zarten Ohren beginnt er aus Leibeskräften nach allen vier Himmelsrichtungen zu rufen: «Sanität! Sanität! Sanität!»

In der Zwischenzeit nahten aus dem Hintergrunde die beiden höheren Offiziere mit ihrem Gefolge, um den Beginn der Übung anzukünden. Aus der Ferne konnten sie unsere Stellungen noch nicht wahrnehmen, da diese durch einige Tannen und Gebüsche getarnt waren. So hörten sie lediglich unseren Leutnant laut nach der Sanität rufen, so dass Oberstdivisionär Bircher an eine ernstere Situation glaubte und nun eiligen Schrittes auf uns zukam und dem Leutnant von rückwärts zurief, was geschehen sei. Dieser drehte sich erschrocken um, knallte seine Stiefel zusammen und meldete mit hochrotem Kopf, dass er für seine Ohren noch keine Watte hätte, worauf Oberstdivisionär Bircher erwiderte: «I ha glaubt, si chömme mindeschtens es Chind über!»

Kan. Fornaro, Stabs-Kp. Füs. Bat. 57

Unsere Truppe ist auf einem Berge angelangt. Wir sollen biwakieren. Ein kalter Wind schmeisst uns Schnee und Regen ins Gesicht. Es kommt Befehl, die Pferde seien mit der Wolldecke, die Bastsäcke mit der Regenblache zu decken.

Säumer Meyer schüttelt bedächtig seinen Kopf. Meyer ist das Bataillonsoriginal. Jeder Soldat kennt den intelligenten Kopf mit dem dummen Aussehen. Überall ist er zu Hause. Weit herum erzählt man seine Schnurren.

Der Befehl scheint Meyer nicht zu gefallen. Er deckt sein Pferd mit der Regenblache und den Bastsack mit der Wolldecke. Seine Kameraden machen es ihm nach. Keiner weiss eigentlich warum. Man macht es so, weil Säumer Meyer es so macht, obschon es gegen den Befehl verstösst. Und dazu soll der Soldatenschreck, der gefürchtete Oberstdivisionär, am gleichen Abend Inspektion machen! Bhüetis Gott!

Die grosse
Antwort

Säumer Meyer lächelt. Er weiss, was er weiss.

Auf einmal geht es, wie ein Ruck, durch das ganze Lager. Der Oberstdivisionär! Die Soldaten wagen nicht, sich zu rühren. Säumer Meyer nähert sich unauffällig dem hohen Vorgesetzten. Die Lunte naht dem Pulverfass. Atemlose Spannung, sogar unter den Offizieren.

Und das Fass fliegt richtig in die Luft. «Wer gibt Ihnen Befehl, die Pferde mit den Regenblachen zu decken?» herrscht der Oberstdivisionär Säumer Meyer an.

«Herr Oberstdivisionär, Säumer Meyer – d'Vernunft.» Geschehen ist dem Meyer nichts. Weiss Gott, vielleicht denkt der Oberstdivisionär heute noch an Säumer Meyers grosse Antwort.

J. Z. (Nebelspalter)

«Salü Herr
Oberscht!»

Die Kompanie auf dem Marsch, der Hauptmann voraus.

Kommt ein Ordonnanzwagen daher, drin sitzt der Herr

Oberst, der Freund des Hauptmanns. Beim Vorbeifahren ruft er freundlich: «Salü, Heiri.» Heiri Hitzger, der im ersten Glied marschiert, bezieht den Gruss auf sich und ruft: «Salü, Herr Oberscht.» Dreht sich der Hauptmann um und fragt: «Wer isch dä blödi Dübel?» Worauf Heiri Hitzger stramm antwortet: «De Oberscht Glättli.»

(Nebelspalter Nr. 30, 25. Juli 1941)

Begegnung
mit dem
General

Im Frühjahr 1940 schenkte die Gemeinde Mézières unserem General Guisan das Ehrenbürgerrecht. Die Berner Oberländer Gebirgs-Füsilier-Kompanie 11/36 war damals in diesem bodenständigen Waadtländer Dorf einquartiert und hatte die Aufgabe, bei der Verleihung als Ehrenkompanie zu wirken. Lange wurde geübt, bis alles klappte. Dann kam der grosse Tag. Nur mit etwas rechneten die Organisatoren nicht: Mit dem Wetter. Es regnete in Strömen. Wir standen also über eine Stunde in Reih und Glied. Bald waren wir tropfnass, noch immer wollte sich kein General zeigen. Da, ein Raunen, in ein paar Minuten wird er da sein. Falscher Alarm! Da und dort gab der eine oder andere mit derben Worten seiner Unlust Ausdruck. Um

die Gewehrläufe zu schonen, steckten wir Putzlappen in den Lauf. Ich tat es auch, wollte ich doch meinen neuen Karabiner nicht verrostet lassen. Endlich war es so weit. Hauptmann Schläppi stellte uns in Senkel und meldete seine Kompanie. Der hohe Besuch schritt nun die Kompanie ab und visierte seine Soldaten. Mit dem einen oder andern sprach er ein paar Worte. Vor mir stand er still; er äugte mich an und zeigte auf meinen Gewehrlauf: «Das Mann hat ein Hudel im Lauf!» Ich war platt, mein Hauptmann auch. Ich konnte mich nicht einmal anmelden. Der General schritt weiter, und mein verstopfter Lauf hatte kein böses Nachspiel.

Lmg. S. Grossniklaus, Geb. Füs. Kp. 11/36

Anfangs 1943 in Davos am Brigadeskikurs. Vom Füsilier bis Das Loch zum hier erwähnten Oberstleutnant wird nach demokratischem Handschuh sehen Grundsätzen jeder gleich ausgerüstet. Also alle Kaputtuchhandschuhe. Herr Oberstleutnant kommt ins Magazin zurück und sagt: «Wenn man einen ausrüstet, dann bitte nur ganze Sachen verteilen.» – Auf die Frage des Material-Unteroffiziers, ob etwas nicht stimme, sagt der Offizier, der rechte Handschuh habe ein Loch Antwort: «Das ist das Zeigfingerloch für die Schussabgabe.» Lächelnd entfernt sich der Oberstleutnant und sagt beim Hinausgehen: «Säged Sie's bitti keim Mensch.»

Fw. Gantenbein, Geb. Gz. Füs. Bat. 238, Stab



Ich sehe ihn heute noch, wie er als HD in seiner abgebrauchten Uniform mit der Armbinde in den Gerichtssaal hereintrat, sich anmeldete und dann mit erwartungsvollem Blick jeden von uns, die hinter der Schranke sassen, musterte. Nach Alter und Gestalt hätte man sich ihn gut als Baumgarten, der Teil im Nauen über den Urnersee beim Föhnsturm ruderte, vorstellen können. Tatsächlich erinnerte er, neben seinem blonden Vollbart, auch seiner Sprache wegen an diese historische Figur. Familienvater von sieben Kindern; zweimal nicht aus dem Urlaub befehlsmächtig zur Truppe zurückgekehrt, eine Tat, die normalerweise vom Einheitskommandanten mit einigen Tagen Arrest belegt wurde.

Warum schickten sie ihn zu uns, die wir ohnehin immer mit grossen Fällen belastet waren? Warum mutete man ihm eine militärgerichtliche Untersuchung zu? Aus den Akten wurde bekanntgegeben, dass in seiner Kompanie das Malaise der wilden Urlaube eingerissen hatte. Aha, man wollte also ein Exempel statuieren und überband die Sache den «Violetten».

Nachdem er alles gestanden hatte, erteilte ihm der Grossrichter das letzte Wort vor Beginn der Urteilsberatung. Der Angeklagte erklärte: «I han emal ime alte Kaländer gläse, es gäb en Spruch bym Gricht, wo heisst ‚fiat justitia‘.» Weiter kam er nicht. Doch der Grossrichter half ihm, mit einem Lächeln auf den Stockzähnen: «... et pereat mundus.» Ja, so heisse es, bestätigte er. Dann eine beinahe militärisch stilgerechte Drehung um hundertachtzig Grad auf den schweren Marschschuhen. Die Urteilsberatung konnte beginnen.

«Drüben», auf der rechten Seite, meinten sie, man habe es hier nicht mit einem leichten Fall zu tun. Solche Leute, gerade weil sie äusserlich imponierten und wegen ihres Alters die Lebenserfahreneren seien als solche im Rekrutenalter, seien besonders geeignet, die militärische Disziplin und Ordnung zu untergraben, dagegen müsse man streng verfahren.

Bei uns auf der «Linken» sah man die Sache etwas anders an. Der Referent, ein Gefreiter, in seinem zivilen Beruf Rechtsanwalt und ein ziemlich bekannter Strafverteidiger, war folgender Meinung: Man solle sich einmal den Kerl richtig ansehen, ohne juristische und militärische Brille. Dieser Angeklagte hatte etwas zu verteidigen, er besass neben einer geordneten, wenn auch einfachen bürgerlichen Stellung, Anstand, und als Holzfäller und Bergler sogar militärischen Schneid. Und dann sein Latein! Wenn je der von ihm zitierte Spruch der rechtskundigen Römer gelte, so jetzt; darin habe der Mann vollkommen recht.

Aber es gehe noch um etwas ganz anderes. Drüben hätten sie als Offiziere ganz sicher seinen Hauptmann einfach nicht verstanden. Warum schickte er uns gerade diesen Musterknaben? Er hatte ja, wie die Akten aussagten, eine grössere Auswahl gleichartiger Missetäter in seiner Einheit.

Nun begann es auch auf der Rechten drüben zu tagen, und man kam einstimmig zum Schluss, dass das «fiat justitia» allem andern voranzugehen hatte. Entgegen dem Antrag des Offizial-Anklägers wurde er statt mit Gefängnis nur mit einigen Tagen Arrest disziplinarisch bestraft. Et pereat mundus?

War ob diesem Urteil die Welt untergegangen? Nein, im Gegenteil: man merkte, dass es noch Truppenoffiziere gab, die Verstand und Sinn für Humor hatten. Ein Einfacher dagegen kehrte zufrieden zur Truppe zurück.

Kpl. Hinden, Ersatzrichter Ter. Ger. 3 A

Unmittelbar vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges sah Das Auge ich es zuerst bei einem Rapport der Offiziere der Division. Es des Feldherrn hatte für mich zunächst etwas Lauerndes, das einen leicht beunruhigte. Es erschien überlegen, beobachtend und wissend.

Auf alle Fälle war es interessant und mochte schicksalbestimmend wirken.

Wenige Wochen später sah ich es in den Bergen bei Hannibals Zug über die Alpen, diesmal Surenen genannt. Da war das Feldherrnauge froh, frei und beschwingt, in den Bergen beheimatet. Dann kam der Krieg.

Jetzt war das Auge hellwach. Nichts entging ihm. Viele schalten es als das Auge eines Feldweibels, das alles sehe, bis zum letzten zu wenig oder zu stark angezogenen Riemen beim Pferdegeschirr. Aber sie täuschten sich. Es war das Auge des Soldaten, der nichts leidet, was gegen die Kameradschaft verstösst zu Mensch und zum Tier.

Es war das Auge des Feldherrn wie eine ständige Wache, die alles sieht... und alles verarbeitet, jede Untreue, Ausnützung, Selbstbereicherung, Feig- und Faulheit letzter und unerbittlicher Feind. Viele begannen das Feldherrnauge zu hassen.

Ich begann es zu lieben. Tricke, Tücke, hohle Bildung, Dünkel, Geschwätz durchschnitt sein Blick. Es wollte den Grund sehen.

Erkannte es aber im Seelengrunde echte soldatische Gesinnung, ward es herrlich.

Nie hätte es den geringsten Soldaten fallen lassen.

Als die Trachtengruppe von Winterthur anrückte... die erste buntscheckige HD-Formation..da kümmerte sich des Feldherrn Auge um Wohl und Wehe des hintersten HD-Soldaten, der kaum wusste, was rechts und links ist, so gut wie um das Wohl seiner Obersten.

Gewiss, weil in dem Auge eine furchtbare Kraft der Impulse und Intuitionen lag, war es jedem schlechten Gewissen furchtbar. Ich sah Oberste in Verlegenheit geraten und Geringste aufleuchten. Das Soldatische im Gewissen war das Entscheidende. Aber dieses Auge litt keinen Kadavergehorsam.

«Warum tun Sie das? Was denken Sie? Wie kommen Sie dazu?»

Das Auge suchte freie und denkende Männer in guter Gesinnung, in frohem Einsatz. Mehr *Sein als Scheinen* war seine Maxime. Es wusste, dass Gott der tiefste Grund jeder Menschenseele sei. Darum brachte es der seelischen Betreuung des Soldaten allen Eifer entgegen. Im Geistesringen der Kriegszeit sah es ganz klar.

Darum galt ihm auch der Gruss des Soldaten viel, er war ihm Ausdruck der Gesinnung.

«Grüsse wie ein freier Mann,
Aber grüsse recht.
Setze keinen Buckel dran,
Denn du bist nicht Knecht.
Grüsse wie der Sonnenschein,
Der im Auge blitzt,
Dass in deinem Mannesgruss
Deine Seele sitzt!»

Weh dem, der sich bei Ankunft des Kommandanten drücken wollte! Das Auge des Feldherrn holte ihn hinter der Scheune oder aus der Küche hervor. Ein Ausweichen gab's nicht. Vor allem sah sich das Auge des Feldherrn die Offiziere an, ob sie wirkliche Vorbilder der Truppe seien.

«Noblesse oblige.» Das ging bis in das Tragen der Handschuhe hinein. Lächerlich... kritisierten viele. Aber man wusste endlich, wie man gekleidet sein sollte zu jeder Zeit, um ein gutes Gewissen zu haben.

Eines Tages wurde ich..., wir waren grad beim Abendessen, vor das Auge des Feldherrn gerufen. Ich hatte mich noch nicht umgezogen und war beschmutzt bis obenan. Meinen Aus-

gangsrock hatte ich dem Militärschneider zur Reinigung gegeben, weil ich am nächsten Morgen eine Soldatentrauung zu vollziehen hatte. Die liebte das Auge des Feldherrn nicht. Es gab Verzögerung in der Bauarbeit, die so dringend nötig war, wenn man an die vierzigfache Übermacht eines Gegners denken musste. Aber Amor will sich immer wieder den Kriegsgesetzen entwinden. Jetzt werde ich vor das Auge des Feldherrn gerufen. Blöd ist meine Situation.

Im Verena Hof sitzt der Kommandant mit seinem Stab von Obersten. Ihm direkt gegenüber ein Gedeck für mich.

Er bittet mich Platz zu nehmen.

Dann fragt er: «Was haben Sie gedacht, als Sie so plötzlich hierher gerufen wurden?»

Ich: Hast du die Handschuhe bei dir?

Schallendes Gelächter der Obersten!

Das Auge des Feldherrn blitzte auf, war's Zorn, war's Güte ...?

Dann lachte es herzlich mit. Ich hatte das Spiel gewonnen.

Von da an durfte ich in seiner Nähe sein.

Ich sah, dass er oft zu Nacht der letzte und am Morgen der erste war, von unverwüstlicher Gesundheit und Tragfähigkeit.

Das Lauernde im Blick war für mich weg für alle Zeit. Statt dessen sah ich etwas Apollinisches drin, einen Götterfunken

der Freude.

Gewiss konnte es sich bei dem cholerischen Charakter in Gewitterkatarakten entladen und rollendem Donner. Aber des

Feldherrn Auge war jetzt unser Auge, unsere Sache, unsere Wache. Das gab uns Sicherheit und machte uns froh.

Du fragst mich, Kamerad, nach dem schönsten Erlebnis meiner

Dienstzeit? Ich bin in meinem Leben 107mal eingerückt

zu langen oder kurzen Diensten. Es hatte jeder Tag sein Gutes.

Keinen wollte ich missen. Höchste Freude und tiefstes Leid

liegen drin verborgen.

Aber das Schönste? Nun eben... es ist... das Auge des Feldherrn.

Das war eines Morgens um 04.00. Wir hatten den Geburtstag

des Kommandanten gefeiert und sassen noch als die Letzten

beisammen. Wir sangen zum Schluss das Lied: Zu Strassburg

auf der Schanz. Da fragte mich mein Kommandant: Weisst du,

warum es heisst: Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz,

ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz?

Ich zögerte mit der Antwort. Da gab er sie selbst: Aus Kameradschaft.

Dann leuchtete sein Feldherrnauge. Ich hatte mitten in sein

Herz gesehen.



Von hohen
Komman-
danten!

Es ging die Rede, dass die ersten Panzerwagen vorgeführt würden. Damals, im Frühjahr 1940, waren wir in Schlieren untergebracht. Die Panzer wurden auf der Höhe von Urdorf erwartet. Wer frei war, hatte sich am Strassenrand aufgestellt, um die Dinge zu sehen, so auch unser Regiments-Kommandant. Herr Oberst war ein kritischer Herr und hielt auf Disziplin. Wie nun das erste der Ungetüme heranrollte und der aus dem Panzerturm hervorragende, mit Helm, Schutzbrille und Ohrmuscheln versehene Kopf keine Anstalten machte, dem Regiments-Kommandanten die Referenz zu erweisen, schrillte dessen Stimme: «Na, der Mann da im Panzer, kann er auch Kopfdrehen, kann er auch melden?» Gemächlich und belustigt drehte sich der jetzt erkennbare markante Kopf von Oberstdivisionär Constam Richtung Strassenrand, und aus seinem Munde tönte es laut und vernehmlich: «Guten Tag, Herr Oberst, wie geht's? Guten Tag!» Ich weiss nicht, ob der Spass der Zuschauer oder die Verlegenheit unseres Regiments-Kommandanten grösser war. Jedenfalls als ich hinsah, war er verschwunden.

Wir hatten dislozieren müssen und kamen erst in der Dunkel-Schildwachheit in den neuen Unterkunftsräumen an. Auch unser Oberst befahl fertig... hatte nicht mehr Zeit gehabt, seinen Wohnort in allen Teilen zu rekognoszieren. Seine Ordonnanz hatte ihm den Weg ins Zimmer gezeigt und war dann weggegangen; das Wichtigste hatte sie vergessen ...

Mitten in der Nacht spürte der Herr Oberst ein Bauchgrimmen und Rumoren in seinen Eingeweiden, als griffe der Feind mit Mörsern und Infanteriegeschütz an. Der Kommandant machte sich im Pyjama auf die Suche nach dem bekannten Örtchen, wohin auch der General allein zu gehen pflegte; aber er fand es nicht sogleich, und die Sekunden zählten.

Vor dem Hause war, ohne dass es jemand bemerkt hatte, in aller Stille eine Schildwache aufgezogen worden. Diese hatte feine Ohren und vernahm plötzlich verdächtige Geräusche in den Bohnenstauden. Ordnungsgemäss rief sie das Unbekannte an: «Halt! Wer da?»

Keine Antwort, aber etwas Weisses rührte sich.

«Wer da? Antwort, oder ich schiesse!»

«Ned nötig, scho bsorget!» tönte es gutmütig zurück.

Dem Soldaten kam die Stimme bekannt vor; mutig trat er näher und erkannte richtig den Kopf des Obersten. Sofort begann der Posten den langen Befehl herunterzusagen. Längst war keine Menschenseele mehr vorhanden, als er sein «Schildwachbefehl fertig!» in die Stille schleuderte.

Dem Mann wurde unheimlich. Hatte er sich getäuscht? War ein Spion um die Wege? Er alarmierte den ganzen Posten. Mit gefällttem Bajonett kamen ihrer acht angerannt!

Der Korporal, ein besonnener Mann, entschied, es müsse sich um eine Einbildung des aufgeregten Soldaten gehandelt haben, verursacht durch die Mühen des Tages, durch den leichten Nebel und durch die Nacht. Der Vorfall wurde im Rapport nicht aufgeführt. Vom Obersten aber hiess es fortan, er habe seine eigenen Methoden, die Wachsamkeit der Posten zu prüfen; er gehe beispielsweise nachts in Verkleidung und als Gespenst um, und der Respekt nahm womöglich noch zu.

Schildwachbefehl fertig!

Hptm. Belart, Füs. Kp. 11/58

Soldatenliebe

Nacht ohne
Mond

Treue ist im Aktivdienst eine Sache für sich. Natürlich sind wir alle der Fahne und dem Lande treu, wie wir's geschworen haben; aber Ihr habt ja schon gemerkt, dass nicht davon, sondern von der Treue in der Liebe die Rede ist; Treue und Liebe wollen sich an etwas halten können.

Da war so eine nette, überaus nette Tochter in der Kantine: blondes Haar, blaue Augen, rote Wangen, geschwungene Brauen, kleiner Mund, wie zum Küssen gemacht, und alles andere entsprechend. Wir wachten eifersüchtig, dass ihr keiner zu nahe kam, wir liebten gewissermassen platonisch. Jeder Soldat kennt das.

Da war aber auch ein junger Leutnant namens Meier, ein Überzähliger, unserem Stabe zugeteilt. Er war noch nicht lange verheiratet, und seine Frau fehlte ihm furchtbar. Er fand heraus, dass sie auffallend, zum Verwechseln, dem Trudi in der Kantine gleiche, auch im Klang der Stimme, und er blieb abends weit über die Zeit hinaus dort sitzen.

Und dann wussten es auf einmal alle: morgen Nacht wollen die beiden beisammen bleiben; Trudi hat frei! Ohne Licht und ohne ein Wort, so hat sie sich's ausbedungen.

Die Würfel rollten schlecht, die Karten glitten nicht. Es durfte nicht geschehen! Aber wie es verhindern? Und wenn es diesmal gelang, die beiden auseinanderzuhalten, sie würden die nächste Gelegenheit ergreifen; wie an den Haaren zog es die zwei zusammen.

Das Morgenessen war schlecht: Kaffee, Tee oder Schokolade? Jeder gab der Brühe einen anderen Namen. Das Exerzieren klappte nicht. Der Innere Dienst ging schlapp vor sich: Der Feldweibel lag, nach Angabe des Arztes, mit Fieber und verdächtigen Anzeichen abgesondert im Krankenzimmer. Sogar der Major wurde gebeten, ihn nicht zu besuchen. Der Fourier

war mit dem Pw. nach Arzneien und Proviant ins Tal gefahren. Der Tag verlief grau in grau. Zwar war der Leutnant auf eine weite Patrouille geschickt worden, aber er kam trotzdem schon um 22.00 zurück, und ein Mädchenschatten war in sein Zimmer geglitten.

Heisses Küssen, Liebesspiel; es war durch die Türe zu hören. Wir verbrachten einen ungemütlichen Abend; selbst die Witze des Arztes brachten uns nicht zum Lachen. Der war abgebrüht; von ihm erwarteten wir kein Mitgefühl.

Unruhige Nacht, Erwachen mit Kopfweh, müden Gliedern; stummes Zwiegespräch beim Morgenessen. Jeder stellte sich, als sähe er Trudi nicht, die munter servierte und unbefangene grüßte. Eisiger Empfang des jungen Leutnants.

Und dann... Ja, dann trat der Arzt ein mit einer hübschen jungen Frau: blonde Haare, blaue Augen, rote Wangen, kleiner Mund, wie zum Küssen gemacht. Gleicht sie nicht unserer Trudi? Nur ruhiger, wissender, wie junge Frauen eben sind. Unsere Blicke schweiften von ihr zu dem Mädchen, von dort zum Leutnant, der wie ein Steinbild da sass, seinen Augen nicht trauend, von Blässe zu Röte wechselnd.

Dann die Stimme des Arztes, kalt, teilnahmslos, als ob er eine Dienstmeldung erstattete: «Ich stelle vor: Frau Leutnant Meier auf Besuch. Feldweibel und Fourier wieder diensttauglich, die Symptome haben sich als harmlos erwiesen.»

Und zu Frau Meier gewendet: «Das ist Trudi, unser Augapfel, gebt euch die Hand!»

«Mit gutem Gewissen», lachte Trudi, und ihre Augen glänzten schöner als je. Die beiden küßten sich auf Mund und Wangen. Sie waren Freundinnen geworden über Nacht.

Ein Kreuzworträtsel oder ein Dreieckverhältnis? Keines von beiden, nur echte Kameradschaft.

Der Arzt hatte Trudi ins Gebet genommen. (Ein Doktor hat dabei meistens mehr Erfolg als ein Pfarrer.) Dann hatte er sich mit Frau Meier in Verbindung gesetzt und ihr gesagt, ihr Gatte sei wohlauf und sie deshalb im Lager dringend notwendig. Eine junge Frau versteht einen solchen Wink ohne lange Erklärung. Feldweibel und Fourier holten sie mit dem Pw. ab.

An Stelle von Trudi hatte sie einen Teil der Nacht mit dem Leutnant verbracht, ohne dass der es merkte! Und übers Jahr wurde der ganze Stab zum Taufessen geladen. Es war ein blonder Junge, der heute selber als Leutnant kommandiert und hübschen Mädchen verständnisvoll nachblickt. Verheiratet ist er noch nicht.

Tapfere Frau! Du bist tapfer, müde Frau. Du jammerst nicht.
Keine Träne furcht dein blasses Gesicht.
Dein Mann steht an der Grenze die harte Wacht.
Du hast ihm die Pflicht nie schwer gemacht.
Du schirrst das Ross, du hütest den Stall,
Du gräbst die Frucht. Du bist überall,
In der Küche, im Speicher, an der Futterrauf;
Du schichtest das Heu und die Rüben zuhauf.
Vom Hahnenkraht bis zum Lampenschein
Alles schliesst du in deine Sorge ein.
Und weinen die Kinder: «Wann kommt der Vater
nach Haus?»
Dann breitest du lächelnd ein farbiges Märchen aus.
Du würgst die Sehnsucht hinunter, erzählst von der
blanken Wehr,
Von den vielen vielen Rossen, vom ganzen Heer,
Wie sie Gräben graben und seltsame Burgen baun
Und wie das alles so lustig anzuschauen.
Die Kinder lächeln und schlafen selig ein ...
Tapfere Frau, so sollten wir alle sein!

Hptm. Rhyn, Ter. Füs. Kp. 1/136

HD Nicolao und seine Frau Trotz der Montur, dem Stahlhelm und der Gasmasken sah er nicht wie ein Krieger aus, der HD Nicolao, mit seinen krummen, dünnen Beinen und dem Asketengesicht. Mit einem Dutzend anderen mehr oder weniger komischen Gestalten war er als HD-Träger der Kompanie zugeteilt worden. Still und unverdrossen tat er seinen Dienst, schleppte Lasten bergauf und bergab und führte mitunter auch die unsinnigsten Befehle aus, die er von Soldaten erhielt, die sich selbstverständlich im Rang haushoch erhaben fühlten über den simplen HD. Der erste Urlaubsbefehl war herausgekommen, und schon hagelte es Gesuche auf dem KP. Truppweise im Turnus liess ich die Mannen laufen. Einzig HD Nicolao hatte noch kein Gesuch eingereicht. Als ich eines Tages das Detachement besuchte, dem er als Träger zugeteilt war, gelang es mir, unbenutzt und aus guter Deckung heraus die Leutchen zu beobachten. Ein seltsames Bild bot sich mir. Die Zugänge zum Posten waren gut bewacht, und etwa die Hälfte der Mannschaft war mit Stellungsbau beschäftigt. Die andere Hälfte

aber stand im Halbkreis um den HD Nicolao, der mit entblößtem Oberkörper merkwürdige Verrenkungsübungen ausführte, die teils an das Armeeturnprogramm erinnerten, teils aber eher dem Training eines Schlangemenschen ähnlich sahen. Dann teilte sich der Kreis, und ich konnte sehen, wie HD Nicolao mit einem kurzen Anlauf mehrmals über eine Latte sprang, die zwei Kameraden etwa einen halben Meter über den Boden hielten. Schliesslich erkletterte er eine junge Tanne und musste vom Gipfel herunter sich an- und abmelden. Die Zuschauer lachten und applaudierten.

Es war bald Essenszeit und ich liess die Leute gewähren, beschloss aber, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich machte einen kleinen Umweg und erreichte den Posten, als die Mannen am rohgezimmerten Tisch ihre Abendmahlzeit einnahmen. Der Unteroffizier meldete das Detachement und berichtete kurz über die geleistete Arbeit. Nach dem Essen nahm ich den Korporal mit zu den Stellungen, und als wir allein waren, fragte ich ihn, was eigentlich mit dem HD Nicolao los wäre. Schmunzelnd und etwas verlegen berichtete er mir, dass ein paar Spassvögel dem armen HD die Urlaubsprüfung abgenommen hätten, er habe grosse Sehnsucht nach seiner Frau. Für den Spass auf einsamem Posten hatte ich Verständnis, und HD Nicolao bekam seinen Urlaub auch ohne Gesuch. Kaum war er aber vom Urlaub zurück, kam ein Brief von seiner Frau, den ich in wörtlicher Übersetzung folgen lasse.

«Liebes Kommando, als mein Mann heimkam, bin ich über sein Aussehen erschrocken. Er hat mir erzählt, dass er schwer arbeiten müsse, und die Urlaubsprüfung sei für ihn fast unüberwindlich gewesen. Lieber Capitano, ich habe ihn vor einem Monat schön und fett eingeliefert, und mager und abgeschafft stand er nun vor mir. Bitte nehmen Sie sich seiner an und sorgen Sie bitte dafür, dass er auch richtig isst. Er sollte besonders viel und guten fetten Käse haben, der tut ihm gut. Auch mit der Arbeit sollten Sie ihn mehr schonen. Lassen Sie ihn doch das Telephon bewachen, das kann schliesslich jeder Löli. Wollen Sie auch Acht geben, dass er den blauen Pullover nicht zur Arbeit trägt, der ist nur für den Sonntag. Für die Arbeit hat er den grünen, der ist gut genug. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit und möchte Sie aus Dankbarkeit umarmen. Ihre Hortenzia»

HD Nicolao wurde in die Küche versetzt, ganz nahe bei den grossen Emmentalern. Ich habe mich aber nicht umarmen lassen. Wo hätte das auch hingeführt, wenn das Schule machte.

Wie sah
sie aus?

Kommt ein Soldat zu mir und klagt, die Brieftasche sei ihm
abhanden gekommen. «Wieviel Geld hatten Sie drin?» «Vier-
zig Franken.» «Wie sah sie aus?» Kurzes Sichbesinnen...:
«Blond und blaue Augen.»

Stei. (Nebelspalter)

Gruss aus
Davos

Er war Soldat, sie in Davos.
Im Palace war heut wenig los,
drum schrieb sie eine Karte,
in die er sich vernarrte;
denn vorne war ihr Konterfei
und hinten schrieb sie (portofrei),
dass sie sich amüsiere
und dass er sicher friere
bei minus zwanzig Réaumur.
Der Schnee sei wunderbar dafür!
Sie sei meist auf den Brettern,
und mög's selbst noch so wettern.
Trotzdem, auch sie im Hinterland,
sie hätten Sorgen allerhand:
zum Beispiel der Skilehrer
sei keineswegs Verehrer
des Skilifts und des Passepartout.
Er lasse einem keine Ruh
in Sachen Telemärker;
er sei ja auch viel stärker!
Nur abends in der Kurhaus-Bar,
da werde es dann jedem klar,
wo ihre Stärke liege.
Und sie erzählt die Siege,
die sie beim Flirt errungen hat.
Sie findet ihre Tänzer glatt,
wenn auch nicht ungefährlich,
weil durchwegs sehr begehrtlich.
Im Grunde jedoch sei sie treu,
was hie und da beschwerlich sei;
denn wer liebt nicht die Sünden,
vornehmlich in Graubünden? –
Der obligate Kartengruss
verhindert dann den weitem Schmus.
Er aber, übergücklich,

benimmt sich fast unschicklich.
Er ist im Dienst, sie in Davos.
Bei ihm ist eine Schraube los
im Kleinhirn und im Herzen;
denn es geschah im Märzen,
wo sich bereits der Frühling regt
und unser Puls mehr Touren schlägt
als etwa im Dezember,
Oktob- oder November ...

Fortan ziert die Latrinenwand
ihr Bildnis aus dem Bündnerland
Es sprechen oft die Wände
von solchen Orten Bände.

Gfr. Tschudi, Füs. Kp. 1/70

«Himmustärne...» Oha! Dicke Luft. Der Feldweibel zeigte sich schon wieder von seiner unangenehmsten Seite. Dinge, die er sonst mit freundschaftlicher Grossmütigkeit entweder ganz übersah oder höchstens mit einem fröhlichen Augenzwinkern – nur so im Vorbeigehen – leise erwähnte, die zerrte er heute schon wieder mit perfider Lautstärke ans Tageslicht. «Lumperei» tönte es schon beim Frühturnen. «Schweinerei», als er die Kantonnemente nachsah. Und als er auch noch beim Antreten die Schuhe einzeln inspizierte, wie ein verschlagenes Raubtier durch die Reihen schlich und sich da und dort mit rotem Kopf und bösen Augen Notizen machte, da wussten wir längst, dass seine Laune noch immer unter dem Nullpunkt stand. «Ich will euch lehren, eure Hühneraugenkäfige auszumisten, ihr traurige Zivilistenbande, ihr!» Achtzehn Mann mussten um 01.00 zum Schuhputzen im Kantonement antreten.

Acht Monate lang hatte der Feldweibel seinen Dienst als Wachtmeister getan, und wir hingen alle an ihm. Wohl war er jünger als die meisten von uns. Aber er war ein grundlegender Kerl! Immer vergnügt und voll Verständnis für unsere grossen und kleinen Nöte. In manchen Fällen war er uns mehr als nur eine Vorinstanz zum Hauptmann. Er verstand genau, dass man mit älteren und alten Knaben im aktiven

Feldpost-
geheimnis

Hilfsdienst nicht wie mit Rekruten umgehen konnte. Und was waren wir für eine bunte, zusammengewürfelte Gesellschaft! Aus allen möglichen Kantonen stammte unsere Truppe; über ein Drittel Welsche waren dabei, und jeder Befehl musste übersetzt werden. Da waren Büromenschen und Landwirte, Schlosser und Schreiner, Mechaniker und Chauffeure beieinander.

Wir freuten uns alle für ihn, als er endlich zum Feldweibel vorrückte; wir wussten ja genau, dass wir einen Freund hatten an ihm, und wir gönnten es ihm von Herzen.

Und nun war er seit bald vierzehn Tagen wie ausgewechselt. Nicht der neue Grad war schuld daran. Er war auch als Feldweibel der gleiche geblieben wie zuvor. Er sorgte für die nötigen Decken, er setzte sich für Urlaub ein, er organisierte wunderschöne Waldläufe an schönen Tagen; als Abwechslung vom Früh turnen. Er wusste beinahe bei jedem von uns, wo etwa der Schuh drückte. Und doch war er jetzt nicht wieder zu erkennen. Mit finsterem Gesicht stapfte er umher. Wenn er überhaupt noch mit einem sprach, dann knurrte er, oder er schrie. Alles war falsch und verkehrt. Er fluchte und wetterte im Zeug herum, reklamierte dort und hatte da einen anzufahren. Der Schnauz stand überhaupt ständig auf «Sturm», und alle machten sich dünn, wenn man ihn irgendwo auftauchen sah.

Er stritt mit den anderen Unteroffizieren, wenn er nicht überhaupt schwieg; und als er einmal fast eine halbe Stunde lang beim Hauptmann im Büro gewesen war, kam der Hauptmann zuerst heraus und schüttelte nur nachdenklich den Kopf. Alle diese Anzeichen wurden natürlich von uns genau bemerkt und registriert. Einzelne schimpften auf den Feldweibel, aber fast alle hatten wir den Eindruck, da stecke irgendetwas dahinter. Aber was? Genau wie in einem Mädchenpensionat wurden all diese Beobachtungen wie kleine und kleinste Bausteine zusammengetragen und bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu einem unerfreulichen Mosaik zusammengefügt. Und je mehr wir darüber nachstudierten und je länger wir diesen langsam unerquicklichen Zustand in abendlichen Gesprächen hin und her drehten, desto weniger wurden wir klug aus diesem leidigen Wandel. Nach so vielen Monaten kennt man einander schliesslich recht genau.

Fritz und ich hatten besonders viel Zeit, das Thema Feldweibel zu diskutieren. Er tat uns leid, und wir hätten ihm ja gerne geholfen. Aber man kam ja gar nicht mehr an ihn heran! Wir zwei waren jeder einem Offizier als Chauffeur zugeteilt. Wir

hatten zu jeder Zeit in nächster Nähe des mächtigen Halleneingangs bereit zu sein. Manchmal gab es lange und weite Dienstfahrten zu machen, und dann kamen auch wieder Tage, wo wir kaum eine halbe Stunde oder überhaupt nicht auszufahren brauchten. War der Parkdienst besorgt, der Wagen gewaschen, nachgesehen, Öl und Benzin kontrolliert, so hiess es eben einfach warten. Manchmal sassen wir draussen auf der grasbewachsenen Rampe, lasen, rauchten, schwatzten oder schliefen abwechselnd – von den Kameraden oft beneidet, die sich mit ihren Motorrädern, Traktoren, Lastwagen und Personenwagen herumschlügen.

War das Wetter schlecht oder zu kühl, dann sassen wir oft bei unserer Postordonnanz im Büro; gleich beim Halleneingang. Das war nun auch so eine Figur, unser Pöstler! Fleissig, hilfsbereit, freundlich, stets zu einem Spass aufgelegt. Und durch seinen Posten war er ein klein wenig der Beichtiger unserer Truppe geworden. Gar mancher Brief wurde ihm noch in letzter Minute persönlich übergeben, wenn der Sack schon geleert war, und die besondere Eile dieses Briefes wurde ihm oft umständlich und genau erklärt. Ja, der Pöstler wusste viel, was er für sich behielt. Er kannte die Handschriften auf den Briefen und Paketen so gut wie die Empfänger selber, und manch ein Brief wurde gleich bei ihm gelesen. Sein Büro war auch so bequem gelegen! Immer wieder steckte einer den Kopf herein und fragte «nur schnell», ob Post für ihn da sei.

An diesem Morgen sassen der Fritz und ich auch wieder bei unserer Feldpostordonnanz im Büro, und wir erzählten dem Stempelgewaltigen von den letzten Untaten unseres Feldweibels.

Er hörte zu und nickte nur. Und während wir das Hauptthema der letzten vierzehn Tage immer von einer neuen Seite beleuchteten, räumte er aus einem grossen Sack Schnüre und Papier zusammen, rollte die Schnüre um vier Finger der rechten Hand zur Wiederverwendung, legte Papier zusammen in eine Ecke, weil es ihm immer wieder verlangt wurde, und dann hörte er plötzlich auf und stand sinnend mit einem kleinen, braunen Bogen Papier vor uns.

«Hört einmal, ihr zwei. Ihr seid vernünftige Bürger, und euch kann man ja schon trauen. Was ich euch jetzt erzähle, ist streng vertraulich. Vor vierzehn Tagen etwa hat der Feldweibel ein Päckli bekommen. Da ist noch das Papier. Er hat sein Päckli, wie immer, bei mir hier aufgemacht. Es war eine Hunderterschachtel Zigaretten drin.»

«He ja, er raucht ja immer so viel!»

«Es war ein Brief dabei von seinem Marieli. Ich kenne dem Marieli seine Handschrift gut. Alle drei Tage kam ein Brief von ihr. Und jedesmal war es ein Fest. Ich kenne die Augen unseres Feldweibels gut!»

«Ja, und? Das ist doch nichts Besonderes?»

«Eben doch. Er hat mir oft und immer wieder begeistert von dem Mädchen erzählt. Und Photos hat er mir gezeigt. Das Mädchen hat ja keine Ahnung, wie gut ich es kenne! Und da ist nun dieses Päckli gekommen mit dem Brief drin. Sie hat ihm fast regelmässig Zigaretten geschickt. Und dann hat er diesen Brief, wie so oft, bei mir im Büro gelesen. Auf einmal sehe ich, wie er einen roten Kopf bekommt, sich hinsetzt, immer wieder mit der Faust auf den Tisch haut und vor sich hin brummt: ‚Die Mohre ...!‘»

Uns ging ein Licht auf, dem Fritz und mir.

«Ich habe mir natürlich nichts anmerken lassen», fuhr der Pöstler fort, «nur weitergestempelt und eingeschrieben und die Säckli und Pakete verlesen habe ich. Und dann sagt mir der Feldweibel mit einer ganz zittrigen Stimme, er kenne doch jetzt das Marieli schon bald zwei Jahre, und dass sie heiraten würden, sei eine ausgemachte Sache. Und jetzt das! Da schreibe das Meitli auf einmal, es habe seit dieser langen Trennung viel darüber nachgedacht, und er sei halt vielleicht doch nicht der Richtige. Ha! Sie wollten Freunde bleiben und er solle es nicht tragisch nehmen und es gebe ja noch andere Mädchen und so weiter... Ha, man kenne das ja. So ein Prachtmeitli, das Marieli! Da solle einer noch drauskommen! Seit zwei Monaten sei es ja selber als FHD in einem Büro des Armeekommandos, und da sollte es doch erst recht wissen, wie es einem im Dienst zumute sei, wenn plötzlich die Brücke nach hinten einstürzt.

Und dann hat er nur noch den Kopf geschüttelt und ist hinaus. Da an der Tür hat er sich noch die Schulter angeschlagen. Er hat kaum gesehen, wo er hinläuft. Am Nachmittag hat er mir einen dicken Brief für das Marieli gebracht und mir gesagt, ich solle ihn ja gleich abschicken. Das war vor vierzehn Tagen. Und seither ist nie mehr ein Brief vom Marieli gekommen. Und der Feldweibel ist nie mehr zu mir gekommen, um nachzufragen. Vorher war er immer zufällig in der Nähe, wenn ich mit den Säcken kam.»

Fritz und ich schauten uns dumm an. Das war böse. Der arme Feldweibel! Die ganze Grobheit war also nur Kummer. Wenn das Meitli eine Ahnung hätte, was es uns allen eingebrockt hatte! Fritz meinte, es tue dem Marieli gewiss schon längst sel-

ber leid, aber es wisse wahrscheinlich den Weg zurück nicht mehr.

Wir wälzten die ausgefallensten Pläne: Einer solle am Sonntag dem Marieli einen Besuch machen. Und mit ihm reden. Oder wir sollten ihm einen Brief schreiben, gemeinsam, «Einige Kameraden» unterschreiben. Oder den Feldweibel auf die Seite nehmen und ihm ins Gewissen reden...

Der Pöstler hatte den besten Gedanken. Er zeigte plötzlich auf den braunen Bogen Papier, den er immer noch in den Händen herumdrehte.

«Wie wäre es, wenn wir drei zusammen eine Hunderter-schachtel Zigaretten kaufen würden ...?»

«Ich bin knochenstier!» protestierte Fritz.

«Heute gibt es Sold!» korrigierte ich ihn.

«Also, wenn wir eine Schachtel kaufen und machen mit diesem Papier da sorgfältig ein Päckli, dann sieht das aus, als wenn es vom Marieli käme. Die Adresse ist ja mit dem Mädchens Handschrift da. Das Päckli ist «Feldpost» gekommen, mit dem Stempel von jenem Büro im Armeekommando. Also ist kein Datum darauf. Ich garantiere, der Feldweibel merkt nichts und fällt drauf herein. Wir brauchen weiter nichts zu tun. Ein Brief ist gar nicht nötig. Im Gegenteil. Er meint dann, sein Marieli mache einen schüchternen Versuch, die Hand wieder hinzustrecken.»

Fritz kratzte sich am Kinn: «Du, Pöstler, wenn das aber schief geht? Dürfen wir so mit dem Feldweibel spielen?»

«Ja, ja – es könnte nachher noch schlimmer werden als jetzt. Und wir hocken dann dick in der Tinte!» Ich hatte auch grosse Zweifel am Gelingen.

Der Pöstler fand aber, man müsse schon etwas wagen. Er nehme alles auf sich, wenn der Karren umschmeisse. Aber so, wie er das Mädchen kenne, müsse es geraten. Das Marieli habe so am Feldweibel gehangen. Das könne ja gar nicht von einem Tag auf den andern aus und vorbei sein. Er riskiere es einmal. Am Abend bekam der Feldweibel sein Päckli. Kurz vor dem Hauptverlesen. Fritz und ich stiessen uns in die Rippen, als der Feldweibel plötzlich kommandierte: «Achtung, steht!»; wir standen ja schon volle drei Minuten in Achtungstellung. Der Hauptmann grinste.

Die Postordonnanz kam sehr spät zum Nachtessen und flüsterte mir und dem Fritz zu: «Ich hatte noch einen Expressbrief nach Bern. Ich komme eben vom Bahnhof!» Wir zwinkerten einander zu wie die Verschwörer. Am Sonntag hatte der Feldweibel Urlaub.

Am Dienstag sassen wir beim Pöstler im Büro. Wortlos zeigte er uns ein kleines Paket an den Feldweibel. Auch wir kannten nun diese Handschrift. Eben kam der Feldweibel vorbei; der Pöstler winkte ihn herein und sagte ohne ihn auch nur anzuschauen: «Päcklein für dich, Feldweibel!»

Wie ein Habicht stürzte sich der darauf und packte es aus. Es waren Zigaretten. Gleichzeitig sassen der Fritz und ich an der Wand auf unserer Kiste und schauten gar nicht hin. Aber wir sahen alles ganz genau. Ein Brief kam zum Vorschein. Der Feldweibel strahlte und – steckte ihn in die Tasche. Die Hunderterschachtel verschwand in der Kartentasche, und dann schaute er scharf zum Pöstler hinüber, der natürlich rein gar nichts merkte, und faltete lächelnd das braune Papier zusammen, rollte die Schnur säuberlich um die Hand und schob beides in den Hosensack. Dann verschwand er.

HD Fridolin, Motfz. Rep. Abt. 1/XVIII



Der Tod an unserer Seite

Der gute
Kamerad

Gefechtsschiessen am Schwarzwasser. Steil türmen sich beidseits des rauschenden Flusses die Sandsteinfelsen, spärlich nur mit Haselstauden und verkrüppelten Tannen bekleidet. Der Tag ist gewitterschwül, düster, und diese Stimmung verleiht der Gegend irgendwie den Charakter des Unheimlichen und Unwirtlichen.

Der dritte Zug ist zur Übung angetreten. Die Schiedsrichter haben ihre Posten bezogen. Eben erteilt der Zugführer die letzten Befehle und Weisungen. «Schütz Schär ist Meldeläufer und steht zu meiner Verfügung.» – «Zu Befehl, Herr Leutnant.»

Schütz Schär Kurt. Einer der besten Soldaten unserer Kompanie. Flink, zuverlässig und stets zu einem lustigen Streich aufgelegt. Ein Mann, wie ihn sich jeder Vorgesetzte wünscht; ein Kamerad, den man stets zu seiner Seite haben möchte.

Die Übung hat begonnen. Mit peitschendem Knall sausen die spitzen Projektile aus den Karabinern und räumen die ersten gegnerischen Posten weg. Mühsam arbeiten sich die vordersten Elemente des angreifenden Zuges durch das spärliche Dickicht. Der Sandstein ist verflucht glatt und das Schwarzwasser verdammt tief.

Halt! Der erste Bunker ist entdeckt. In sicherer Deckung schreibt der Korporal die Meldung. Der Läufer jagt zurück, gibt dem Zugführer Kenntnis von dem unerwarteten gefährlichen Hindernis. «Infanteriekanone nach vorne!» Keuchend laufen die Kanoniere hinter dem vorstürmenden Leutnant der Felsnase zu, hinter der die Schützen wohlbehütet in Deckung liegen.

Rasch ist die Kanone eingewiesen, sind die Elemente festgestellt. «Feuer!» Krachend faucht die Granate aus dem Rohr, zieht feurig ihre Bahn und explodiert nahe dem Ziel. «Feuer!»

Wieder donnert es laut und hallend in der Schwarzwasserschlucht, dass sich die Wipfel der Stauden beugen. «Feuer!» Mitten drin sitzt das Projektil, Sandstein splittert, Eisenstücke zwischen bösaartig ins Wasser.

Ziel erledigt. Schwungvoll setzen die Schützen über die Felsnase, bereit zu weiterem Vorgehen. Aber mit eherner Gewalt bricht plötzlich feindliches Maschinengewehrfeuer zwischen die auseinanderspritzenden Gestalten, reisst zwei, drei, unter ihnen den Korporal, zu Boden, setzt sie ausser Gefecht, und nun wuchtet auch noch Minenwerferfeuer auf die Gruppe nieder und nagelt sie an Ort und Stelle fest.

«Schütz Schär!»

«Hier, Herr Leutnant!»

Eilig kriecht der also Gerufene zu seinem Zugführer. Dieser hat scharfen Auges, noch im Sprung in die Deckung, die feindlichen Maschinengewehre entdeckt. Er erinnert sich der ihm zugeteilten Tankbüchse. Diese muss den Mitrailleuren einheizen, damit er nicht an diesem dummen Orte stecken bleibt.

«Sie gehen zurück, orientieren mit diesem Kroki den Tankbüchsen-Korporal und gehen dann mit seinen Leuten nach vorn, hier an dieser Stelle, weisen ihn ein. Er soll mir mit seiner Büchse die Mitrailleure unschädlich machen. Sein Feuer muss aber überfallmässig und zielgerecht erfolgen, soll es Aussicht auf Erfolg haben.»

«Zu Befehl, Herr Leutnant!»

Rasch ist der Korporal von der Tankbüchse orientiert. Behende, jede Deckung ausnützend, pirscht sich die Gruppe unter Führung des Meldeläufers nach vorne. Bald im Wasser, dann wieder auf dem glatten Sandstein, schleppen die Mannen ihre langhalsige Kanone. Da, die Stelle ist erreicht. Hart am Wasser, knapp unter der Böschung, wird die Büchse eingerichtet, sucht das Rohr die Richtung.

«Deckung!» befiehlt der Schiedsrichter. Nachdem Schütz Schär dem Korporal die Befehle des Leutnants übermittelt, wirft er sich unmittelbar vor der Tankbüchse an die Böschung, presst sich an das dünne Ufergras.

«Feuer!» Ein greller Blitz, ein tosender Knall, glühend fährt das Geschoss quer über das Wasser, haarscharf an der Felsnase vorbei und explodiert krachend mitten im Ziel.

Alle aber hörten auch den gellenden Schrei, der sich mit dem Knall des Abschusses vermischte, und alle sahen mit schreckgeweiteten Augen, wie Schütz Schär sich aufbäumte, die Arme emporwarf und wieder zusammensank.

Rasch waren Kameraden zur Stelle. Beugten sich über den

Schwergetroffenen. Ernst schaute der Arzt und ward sich bald bewusst, dass mit dem ausströmenden Blut auch das junge Leben entwich. In wenigen Minuten wurde der Verwundete abtransportiert, den ein unerklärliches Geschick trotz allen Vorsichtsmassnahmen tödlich verletzt hatte.

Ein kurzes stummes Verweilen. Dann wieder auf die Zähne gebissen und: «Die Übung geht weiter!»

Im schönsten Frühjahrssonnenschein hat die Kompanie ihren guten Kameraden zu Grabe getragen. Der dritte Zug schoss dreimal die Salve, wie es alter Soldatenbrauch verlangte. Seither sind Monate und Jahre vergangen, und Monate und Jahre werden noch vergehen, aber immer wird die Kompanie ihren einzigen Toten des Aktivdienstes – ihren guten Kameraden – in Erinnerung behalten.

Wm. Herzig, S. Kp. III/3

Der 1. Oktober 1943 war ein prächtiger, wolkenloser Herbst-Vierzehn Särge tag. Es ging gegen die Mittagsstunde, als unsere Kompanie von der vormittäglichen Ausbildung nach Ragaz einrückte. Wir hatten gerade die ersten Häuser des Badeortes erreicht, als die Sirenen heulten. Etwas rascher strebten wir unserer Unterkunft zu. Doch plötzlich sichteteten wir über dem Gonzen einen in grosser Höhe rheinaufwärts fliegenden Bomberverband. Die Flugzeuge näherten sich rasch unserem Quartierort. Unsere Flab.-Batterien eröffneten das Feuer. Die Schüsse lagen aber zu kurz und zu tief. «In Deckung!» befahl unser Hauptmann, und im Nu waren wir von der Bildfläche verschwunden. Auf den Strassen blieben nur die Kurgäste und die Bevölkerung von Ragaz, welche sich dieses einmalige «Schauspiel» nicht entgehen lassen wollten. Als dann aber Geschosssplitter auf Häuser und Strassen fielen, war auch für den zivilen Teil der «Gwunder» gestillt. Ungeschoren verschwanden die schweren Flugzeuge über dem Calanda. Wir aber marschierten in unsere Kantonamente.

Noch schien die Luft nicht rein zu sein. Mein Mg.-Flab.-Zug wurde in Stellung befohlen, weil gemäss Meldungen mit weitern Einflügen gerechnet werden müsse. Amerikanische Bomber flogen Angriffe auf süddeutsche Städte. Es dauerte denn auch nicht lange, bis wir einen weitem Verband sichteteten. Dieser flog wesentlich niedriger als der vorangegangene. Wir zählten sechzehn schwere Maschinen. Von der Sarganser

Ebene eröffneten die Flab.-Batterien das Feuer, und diesmal schien es ernst zu werden. Was die Rohre imstande waren herzugeben, wurde himmelwärts gejagt. Schuss auf Schuss fuhr in das Geschwader. Es schien uns geradezu unglaublich, dass keines der Flugzeuge einen Volltreffer erhielt. In einigen tausend Metern Höhe überflog der Verband unsere Stellung, als auf einmal deutsche Jagdflugzeuge heranbrausten und die Bomber von oben her unter Feuer nahmen. Doch auch dieser Überfall schien den schweren Maschinen nichts anhaben zu können. Die deutschen Jäger sammelten sich über dem Falknis und verliessen unser Land. Unsere Flab, gab aber den Kampf nicht auf und jagte dem Verband Lage auf Lage nach, mitten ins Ziel. – Da! Plötzlich schoss aus einem Bomber eine Stichflamme, Maschinenteile flogen durch die Luft. Es sah unverkennbar nach einer Explosion aus. Tragflächen trudelten in die Tiefe und Motoren sausten gegen den Berghang südöstlich von Ragaz. Ein Fallschirm öffnete sich, einige Augenblicke später und etwas tiefer ein zweiter und dann ein dritter. Langsam pendelten die Geretteten der Erde entgegen. Ragaz alarmierte seine Feuerwehr und rückte mit den Kompanien unseres Bataillons in das Absturzgebiet aus. Mehrere Gehöfte hatten zum Glück nur geringfügigen Schaden erlitten, obwohl ein mit Brennstoff gefüllter Tragflächenteil direkt auf ein Scheunendach gefallen war.

Die gelandeten Flieger wurden durch Militärfahrzeuge in ärztliche Betreuung gebracht, waren doch alle mehr oder weniger verletzt worden. Keiner der Geretteten aber vermochte über den Hergang der Sache Auskunft zu geben. Sie erklärten lediglich, sie seien durch eine heftige Explosion aus dem Flugzeug geworfen worden.

Zu einer recht traurigen Angelegenheit gestaltete sich die Bergung der verstümmelten Leichen. Sieben junge amerikanische Flieger mussten fern ihrer Heimat in Ausübung ihrer Pflicht das Leben hingeben. Aber nicht genug. Eine weitere Maschine war so schwer getroffen worden, dass sie mit vier toten Kameraden an Bord über Bergün aufgegeben werden musste. Auch diese Toten sowie drei getötete Besatzungsmitglieder anlässlich eines Absturzes im Bodenseegebiet wurden nach Ragaz gebracht.

In der kleinen englischen Kirche von Ragaz sind die vierzehn Toten aufgebahrt worden. Sternenbanner bedeckten die Särge, und Unteroffiziere und Soldaten unseres Bataillons hielten die Totenwache.

Einen tiefen Eindruck hinterliessen die Begräbnisfeierlichkei-

ten. Nach kurzer Zeremonie in der englischen Kirche trugen amerikanische, in der Schweiz internierte Flieger ihre toten Kameraden nach dem Friedhof von Ragaz. Der Trauerkondukt, angeführt durch unser Bataillonsspiel und dem Ehrenzug der Mitrailleur-Kompanie, bewegte sich durch dichte Zuschauerreihen.

Vierzehn Särge standen vor den offenen Gräbern, gleichsam angetreten zum letzten Appell. Der amerikanische Militärattaché in der Schweiz rief jeden der Toten mit Grad und Namen auf, worauf für sie dessen Adjutant mit «Hier» antwortete. Dann wurde das Sternenbanner vom Sarg genommen und die sterbliche Hülle in die Erde gesenkt. Über den vierzehn offenen Gräbern krachten drei Salven aus den Gewehren des Ehrenzuges, und wie aus weiter Ferne hallten Trompetenklänge, das Toten-Signal der amerikanischen Armee.

Lt. Fuss, Ter. Mitr. Kp. IV/158

Man hatte uns dreissig- bis vierzigjährige Wachtmeister in eine verspätete Offiziersschule, jenen berühmten Ausbildungskurs für Adjutant-Unteroffizier-Zugführer, geschickt, der dem Mangel an Subalternoffizieren abhelfen sollte. In der alten Kaserne zu Genf und in der Campagne genevoise lagen wir willig unserm harten Dienst ob, liessen uns auf neue Waffen umschulen und taten, was wir konnten.

Eines Abends trafen wir uns nach kurzem Sonntagsurlaub auf dem Bahnhof Bern und fuhren in der Buffet-Bar ins Welschland zurück. Bei einem Glas Wein erzählten wir uns dies und das aus dem Urlaub, denn den meisten von uns, die wir Familienväter waren, lagen jetzt wieder die zivilen Sorgen zuoberst. Manchem von uns alten Troupiers war der Abschied von Frau und Kind nicht leichtgefallen, denn unser Dienst war streng. Das war in Ordnung.

Einer unserer Kameraden war in einer merkwürdig zwiespältigen Stimmung. Er konnte nicht genug von seinen Lieben zuhause erzählen. Dann aber schaute er wieder lange still vor sich hin. Man spürte, dass er im Geiste immer noch zuhause* war...

Am andern Morgen fuhren wir in der Frühe auf unsern Fahrrädern schwerbeladen zum Schiessplatz hinaus. Trotz des kühlen Spätherbstmorgens schwitzen wir bereits unter der Last

Ein Herz
stand still...



unserer schweren Maschinengewehre. Ein langansteigendes Strassenstück machte uns besonders zu schaffen. Klassenweise mühten wir uns in Einerkolonne die letzte Steigung hinauf.

In der Klasse, die uns vorausfuhr, trat auf einmal eine Stockung ein. Als wir die Abteilung erreicht hatten, sahen wir, dass sich einige Kameraden über einen am Boden Liegenden beugten, dessen Fahrrad und Maschinengewehr mitten auf der Strasse lagen. In der Annahme, dass es sich um keine ernste Sache handle, fuhren wir vorbei.

Aber schon im Verlauf des Vormittages erfuhren wir, was sich ereignet hatte. Der Kamerad, von dem ich oben erzählt habe, stieg mitten in der Steigung vom Rad, machte noch einen kurzen Schritt und sank zusammen. Er war sofort tot. Herzschlag.

Wir begleiteten unsern toten Kameraden mit geschultertem Gewehr von Plainpalais bis zum Bahnhof Cornavin. Seine Klasse erwies ihm auf dem Friedhof im Aargau die soldatischen Ehren. Drei Schuss ins kühle Grab ...

Wer wollte es uns verargen, dass wir zwischen dem merkwürdigen Verhalten unseres Kameraden im Schnellzug und seinem plötzlichen Tod einen Zusammenhang suchten?

Adj. Uof. Zfhr. Keller, Bft. Z. 4

Am Abend trat er in unser Wachtlokal.
 Da sahen wir zum erstenmal in sein Gesicht.
 Es war knabenhaft ernst, von der Sonne ein Strahl
 hängte um seine Lippen ein flackerndes Licht.

Man hatte vom Landsturm uns an diesen Stützpunkt geschickt.
 Wir besetzten die Posten, und mir gehörten Äther und Jod.
 In der Nacht hat dann einer ihn angeblickt.
 Wir entdeckten erst später: das war der Tod.

Einige Apparate kehrten mit Einschlägen zurück.
 Von den fremden Maschinen, erzählte man,
 seien drei verbrannt.
 Aber auch ihn, unseren Jüngsten, verliess jetzt das Glück.
 Am Abend wurde vom Radio schon sein Name genannt.

In den blauen Überkleidern stand die Mannschaft da.
 Zwei Piloten kauerten vor dem hölzernen Haus,
 und das Licht, das man gestern um jenen Mund noch sah,
 ging nun ganz langsam bis an den Himmel aus.

Über den Garten des Jura glänzten die Sterne.
 Uns schien, dass auch die Erde viel härter geworden sei.
 Obgleich wir nicht redeten, warteten alle auf ihn.
 Hell summte der Wind an den Drähten der Flügel vorbei.

San. Sdt. Ehrismann, Lst. Fl. Kp. 57

Er begann als Gefechtsübung: als eine jener Manöveraktionen,
 an denen die Truppe, für die der supponierte Krieg oft nur
 Schlaflosigkeit, Helmtragen und Aufmärsche bedeutet, lebhaft
 teilnimmt, weil sich der sonst unsichtbare Gegner endlich zum
 Kampf stellt. Die Verteidiger des granitverwitterten Tessiner
 Weilers waren so entschlossen, ihren Stützpunkt zu halten,
 wie die angreifende Schützenkompanie den mühsamen Auf-
 stieg aus dem steilen Tal durch den siegreichen Sturm auf die
 beherrschende Kuppe krönen wollte.
 Unter dem aufpeitschenden Feuer der unterstützenden Maschi-
 nengewehre gehen die Angreifer gegen die Häuser vor, aus
 denen ihnen die Garben der im Stützpunkt verankerten Auto-
 maten entgegenschlagen. Und wie zumeist im manöverhaften

Ortskampf vermag das «blinde» Sperrfeuer die Angreifer nicht aufzuhalten, was wiederum die Verteidiger, die auf die Wirksamkeit ihrer schweren Waffen schwören, erzürnt. Das Ergebnis: ein allgemeines Getümmel in der einzigen Gasse des Weilers, auf Dächern und Mauern, auf den umliegenden Feldern und Wiesen. Nahkampf, leidenschaftlich geführt zwischen den «Feinden» aus dem gleichen Regiment.

Plötzlich ein helles Signal: Gefechtsabbruch, von dringenden Rufen unterstützt: «Halt! Sofort alles Halt!» Die Knäuel lösen sich, die Männer streifen die Helme ab, freundschaftliche Worte wechseln von hüben nach drüben. Dann aber wenden die Blicke sich mit einem Male dem Wiesenfleck zu, auf dem Soldaten beider Parteien unwillkürlich einen Kreis bilden. Es wird still: einer der Verteidiger liegt reglos auf dem Boden, und als ihn nun einer seiner Kameraden aufstützt und seinen Waffenrock öffnet, dringt es rot hervor: Blut. Ein Schiedsrichter, der Arzt eilen herbei, knien neben dem Wachtmeister nieder, mühen sich um ihn, vergeblich. Und dann geht es von Mann zu Mann, geflüstert, als ob keiner das Ungeheuerliche laut auszusprechen wagte: der Unteroffizier ist tot – von einem Bajonett in der Herzgegend durchstoßen.

Nach Stunden der Lähmung, in der alle Gedanken nur um das Opfer und den unbekanntem Täter kreisen, tritt die angreifende Kompanie den Rückmarsch an. Jeder fügt sich in den Befehl, im Kantonement zu verharren, bis der Untersuchungsrichter entscheiden wird, welche Massnahmen zu treffen sind. Die Heerespolizei will die Seitengewehre einsammeln – doch zuvor noch tritt einer der Mitrailleure vor den Kompaniekommandanten und übergibt ihm seine Waffe. Nicht Feigheit liess ihn davor zurückschrecken, diesen Schritt nicht auf dem Gefechtsplatz zu tun, sondern der brennende Wunsch, nur allein seinem Hauptmann, in den er Vertrauen setzt, zu gestehen, wie es geschah, dass er im Kampfesifer, ohne die Gefährdung der Kameraden zu bedenken, das Bajonett aufsteckte – so, wie es für den Ortskampf im Ernstfall stets instruiert worden war. Etwas abseits seiner Gefährten, die sich in ein derbes Handgemenge verstrickten, trug er beim Angriff seinen Karabiner in den Händen. Er stiess keinen der Gegner nieder – aus dem Knäuel, der ihn umgab, stürzte der Unteroffizier zu Boden: in das Bajonett, das, ohne dass der Mitrailleur eine Bewegung vollbrachte, zur tödlichen Waffe wurde.

Wie völlig anders präsentierte sich der tragische Vorfall im Gerichtssaal, in dem Monate später das Divisionsgericht sein Urteil zu fällen hatte. Den Täter, obgleich so unbescholten wie





sein Opfer, schien die schwerste Strafe zu erwarten, hatte er doch gegen eine jener Übungsbestimmungen verstossen, die der Truppe immer wieder eingeschärft wurden. Und angesichts der begreiflichen Erregung, die sich der Bevölkerung am Wohnort des Getöteten bemächtigt hatte, lag ein Urteil nahe, das die Sühne über die dem subjektiven Verschulden angemessene Strafe stellte. Dass dieses Divisionsgericht den Täter trotz der Konsequenzen seiner unbedachten Handlungsweise mit einer bedingten Gefängnisstrafe entliess, war der gedanklichen Klarheit und dem persönlichen Mute des Verteidigers zu verdanken, der vor den Richtern in der leidenschaftslosen, nüchternen Atmosphäre des Saales den leidenschaftlichen Zwiespalt wachzurufen verstand, dem unsere Armee nie auszuweichen vermag.

Wie können wir nach Jahren des Aktivdienstes, so fragte er, über einen Soldaten richten, der während einiger Sekunden blosser Vorschriften missachtete, weil die Wirklichkeit des Krieges ihn packte? Wie können wir unsere Soldaten seelisch, geistig und physisch auf den «Ernstfall» vorbereiten, wenn wir den zum Verbrecher stempeln, der im Kampfeifer einen tragischen Unfall verursachte? Wie können wir zum Kriege gerüstet sein, ohne, so hart es klingt, auch das Blutopfer in Kauf zu nehmen?

Auch das Divisionsgericht, in dem Männer aus allen Berufen, Träger der verschiedensten militärischen Grade, Familienväter wie der Getötete, als Richter amteten, bewährte sich im «Ernstfall», als es den Täter würdig, nicht rächend bestrafte, indem es erkannte: kein Kriegsgenügen ohne Gefahr, ja ohne, aus der Perspektive des Friedens betrachtet, tragisches Opfer.

Oblt. Wechsler, Geb. S. Mitr. Kp. IV/11

Waisch no?

Der Moorreiter Im Sommer 1942 war's, auf Interniertenwache im Luzernerbiet. Unsere Mitrailleur-Kompanie war sehr stark dezentralisiert. Mit den Pferden und Fourgons mussten die fremden Truppen gepflegt werden. Als Wachtmeister vom Trainzug wurde ich mit diesem Amt betraut. Da unser Hauptmann auf Urlaub war, ritt ich am Tage dieser denkwürdigen Begebenheit seinen rassigen Gaul. Es war ein heisser Sommertag, braungebrannt zog die Kolonne von Dorf zu Dorf, über Berg und Tal. Viel Neues, Niegesehenes bei den fremden Truppen liess uns die Zeit vergessen, und so kam es, dass ich plötzlich merkte, dass wir um 1630 zum Rapport nicht zurück sein konnten. «Befehl ist Befehl», so schoss es mir durch den Kopf, «ich werde es schaffen!» Ich übergab die Führung der Trainkolonne meinem Stellvertreter, schwang mich aufs Pferd und hoffte, durch Abkürzungen die verlorene Zeit einzuholen. In raschem Trab, oftmals scharfem Galopp, war bald eine gute Strecke zurückgelegt. Schon grüsste über das weite Tal der Kirchturm des Quartierortes. Querfeldein jagten wir darauf zu. Der Rappe schäumte an Bauch und Oberschenkeln. Ich war stolz auf das gescheite, willige Tier, das mich so gut verstand. Doch was war das? Das Pferd schien zu zögern, leicht warf es den Kopf in die Höhe, wie wenn eine Gefahr drohen würde. Ich fuhr mir über die Augen. Ja, da standen wir plötzlich vor einem grossen Moor. Es war bepflanzt, Rüben und Getreideäcker lösten einander ab. Ein Wassergraben zog sich – wohl noch als Grenze dienend – mitten hindurch, flankiert von einem Rasenband. Was nun? Die Umgehung des Gebietes wäre ein grosser Umweg gewesen. Ein Blick auf die Uhr – mein Ehrgeiz liess mich das Ross vorsichtig auf den Pfad lenken. Die ganze Sache sah gar nicht so gefahrvoll aus, wohl trat der Rappe ab und zu etwas in den Boden, bald vorne rechts, bald hinten links.

Jedesmal gab es eine Schaukelbewegung, die bei Ross und Reiter ein leichtes, sich steigerndes Erschrecken auslöste. «Schlimmer wird's wohl nicht; müssen diese Äcker doch auch geerntet werden mit Ross und Wagen», so überlegte ich, zog meine Schirmmütze vom Kopf und steckte sie unter den Ceinturon. Ich schwitzte wie mein Pferd.

Das Rasenband wurde schmaler, wie ein Akrobat auf hohem Seil schritt das Pferd weiter, auf der einen Seite den drohenden, dunklen Wassergraben, auf der andern Seite das morastige Gelände. Sommerhitze vibrierte in der Luft, ein paar Krähen krächzten matt. Meine Augen spähten vorwärts. Gab es denn keinen rettenden Feldweg, keinen festen Boden unter die Füße? Und dann das Ross des Hauptmanns! Das Pferd wurde unsicher. Ein leichtes Stolpern – schon landeten wir im Sumpf graben. «Sakra mio», zischte es durch meine Zähne, wie ich neben dem Rappen stand und zusah, wie er sich aus dem Schlamm herauszuarbeiten versuchte. Aber – oh Schreck – durch seine kräftigen Bewegungen sank er immer tiefer und tiefer. Schon waren die Steigbügel im breiigen Bad verschwunden. Das Pferd zuckte nervös mit den Nüstern. «Ruhig, ruhig, Choli», mit einem Tätscheln auf den Hals probierte ich das Pferd zu beruhigen, aber erst die Erschöpfung und das Auflegen des Kopfes auf den nun gleichen Boden liessen es still werden. Mit angstvollen Blicken suchte es nach seinem Schicksalsgefährten. Das alles waren Sekunden. Mit dem Feldstecher suchte ich die Umgebung nach Hilfe ab, schrill tönte die Signalpfeife über das weite Moor. Nichts rührte sich, keine Antwort. Der Rappe wurde wieder unruhig. Er wollte um sein Leben kämpfen. Doch jede seiner Bewegungen war eine Beschleunigung des sicheren Absinkens. «Bleib ruhig, Choli, brav, brav!» Das Pferd schien zu verstehen, oder war es die Überanstrengung, die es still werden liess. Mit grossen Sprüngen lief ich einen Steinwurf weit nach vorne, erstieg dort hastig eine Birke, um weiter in die Runde blicken zu können. Die obersten Äste der Krone riss ich herunter, so dass ich frei über die Zweige blicken konnte. Heftiges Winken mit dem Taschentuch und abermaliges Pfeifen liess endlich zwei Heuer weit vorne im Tal aufblicken und sofort herbeieilen. Ich gab ihnen Zeichen, rutschte vom Baum und lief zum Pferd zurück. Schon stieg diesem der Schlamm gegen die Kruppe. Ich biss auf die Zähne. Die beiden Retter kamen näher und näher. Sie konnten uns schon erblicken. Sofort erfassten sie die Situation. «Heu oder Stroh muss her», rief der Ältere. Bald hatten wir einige Heuschochen entdeckt, die wir heranschleppten. Nun

legten wir dem Choli die Vorderfüsse frei und schoben Heu darunter, das festen Halt versprach. Vor dem Pferd bis hinunter zur Birke, wo der Boden wieder fester war, wurde ein Streifen mit Heu belegt. Der Rappe blieb ruhig, seine Nachhand steckte zu tief im Morast.

Zuversichtlich ging's nun zu dritt ans Rettungswerk. Jeder sicherte sich mit Heu eine Standfläche, und während ich das verängstigte Tier am Zaum festhielt, ergriffen meine Helfer je rechts und links die Sattelgurte so tief, dass ihre Arme über die Ellbogen im schwarzen Brei steckten. Und nun Choli «ho hü». Ein Ruck – seine Vorderfüsse stemmten kräftig gegen das Heu, das genügend Halt gab. «Ho hü», nochmals ein Ruck, die beiden Männer halfen mit aller Kraft nach, und beim dritten Male stand mein lieber Rappe zitternd auf dem sicheren Heustreifen. Rasch gingen wir vorwärts, dem rettenden Boden zu. Die Männer stützten auf beiden Seiten das über und über mit Schlamm bedeckte Pferd. Bei der Birke angelangt, kontrollierten wir unserm Choli gründlich alle Gliedmassen. – Er hatte keine Verletzungen. Niemals im Leben habe ich inbrünstiger ausgerufen «Gott Lob und Dank» als damals am Rande des heimtückischen Moores. Ja, und wir schafften es tatsächlich noch. Doch wie staunten meine Vorgesetzten, als ich mit meinem Schlammungeheuer am Rapport erschien. Und diese Geschichte hat mir auf lange Zeit den Spitznamen «Moorreiter» eingetragen.

Wm. Grieder, Mitr. Kp. IV/56

Die Taufe

Bei uns Pionieren war es von jeher Brauch, dass neu zur Truppe kommende Offiziere «Bubi» getauft wurden. Mit diesem Namen wollten wir eigentlich ausdrücken, dass sie mit den Gepflogenheiten unserer Truppe noch nicht vertraut und deshalb uns Soldaten zu neugierig waren. –

Die Kabelüberquerung eines Flusses ist eine schwere Aufgabe. Unsere Gruppe meldete sich freiwillig zum Versuchstürgg. Der «Bubi» wollte erstmals glänzen und zwängte sich auch ins Boot. Nun weiss ein jeder, dass die Anwesenheit eines Offiziers uns Soldaten unter Umständen nervös machen kann. An unseren unzufriedenen Mienen musste es der uns zugeeilte Pontonier gemerkt haben, dass uns die Begleitung nicht recht passte. Als erst noch der Name «Bubi» fiel, ging ein breites Lächeln über sein Gesicht: «Händ er en scho tauft?»



Wir sagten nein, wussten aber nicht, was die Frage bedeutete. – Am Ufer wird ein Ende des Kabels auf einem hohen Baume befestigt, die Rolle kommt ins Boot und der Stangenmann hält das Kabel in die Höhe. Man rudert ein Stück flussaufwärts und jagt dann mit Tempo so gut als möglich quer über den Fluss. Klatscht das Kabel zu früh ins Wasser, so bringt man es wegen dem Wasserzug nicht mehr hoch – eine verflixte Sache. Wir hatten kurz vor dem andern Ufer kaum bemerkt, dass unser «Bubi» ins Wasser fiel. Als ich mit der Rolle aus dem Boot sprang, hörte ich freilich, wie der Pontonier dem Nebenmann zuraunte: «So, jetzt isch er tauft!» – Bubi liess sich nichts anmerken. Ruhig setzten wir alle wieder ans andere Ufer. Nach dem Hauptverlesen liess er unsere Gruppe antreten. Jetzt wurde uns der Kragen doch etwas zu eng. Als er unsere verdatterten Gesichter gewährte, lächelte er verschmitzt: «So, wer vo de Götti zahlt jetzt de Tauffrass?» – Es wurde ein lustiger Abend und «Bubi» nach und nach ein Vorgesetzter, für den wir durchs Feuer gegangen wären.

Pionier «Vino» (Nebelspalter)

Im Aktivdienscht het es ei Befähl gäh, wo ne jede gärn ghört het, u das isch gsy, wenn albe am Schluss vom Houptverläse beföhle worde isch: «Abträge!» Wenn ou das Wörtli öppe-neinisch vom Houpmme e chli hässig usgsproche worde isch, so het es halt glychwohl der ganze Kompanie wie-n-es Fyrobeglöggli i de-n-Ohre

Ländertee

tönt. Die churzi frei Zyt zwüschem Abträte u dem Zimmerverläse isch ou die einzigi gsy, wo de Dätu i beschränktem Umfang sälber het chönne über sis Tue bestimme, sösch het er ja de ganz Tag nome dürfe danke, glänkt isch er vo de Höchere worde. s'Programm so vo-me-ne Obe isch natürlich, so wyt es wenigstens diejenige agange isch, wo nit über verlängerte oder sogar über unbeschränkte Usgang verfügt hei, no gly einisch abgewicklet gsy. Je nach Wätter u Jahreszyt het me-ne chline Spaziergang gmacht, ou het me öppe einisch wieder ne Schrybobig igschaltet, oder me isch zu me-ne Schöppli ghocket u het e chli tampet; natürlech isch zytewis ou s'Jassdecheli z'Ehre zöge worde.

Durch dä lang Ufenthalt im Nidwaldnerländli het es sich mit der Zyt ergäh, dass me öppe zu me-ne Abesitz isch iglade worde. Da isch mäenge ganz gärn wider einisch ine Stube ine ghöcklet u het sich's bi-me-ne gmüetliche Schwatz i-r-e wohnliche Atmosphäre la wohl sy. Mängisch isch de so-n-e Abesitz ou-n-e chli i-ne-re z'konzentrierte Form gnosse worde. Das hei do ömel ou üsi vier Unteroffizier erfahre, wo sich a-me-ne warme Sommerobig churz nach em Houptverläse uf d'Socke gmacht hei u dür s'Dorf uf gstüüret sy, gägem Rain zue. Es isch grad i-ne-re Zyt gsy, wo vieli Nidwaldner ou im Aktivdienscht gstande sy. De Buurelüt isch dä Bsuech vo üsne Fäldgraue gar nid ungläge cho, bsungerbar will sy no ganz gärn bereit si gsy, ne chli Hand azlege. Die vier Armeeflugpärkler hei de sälb Obe wacker ghulfe Heugras mäije. Zum Abschluss het-ne du i der heimelige Buurestube dä währschaft Znüni mit dem nötige Durschtlöschler bsungerbar guet gmundet. Als Decheli isch dene dienschtbare Gäst no-n-e spezielle Huustee offeriert worde, u vo däm hei si du ou no-n-e tolle Hafe voll hingere Chrage gstemmt. D'Würkig vo so me-ne Ländertee, wo me-n-äbe scho-n-es ordligs Quantum Kurvenöl i dr Chuchi is Gaffewasser tuet u de das Getränk am Tisch widerum mit me-ne witere Gutsch Kurvenöl mundgirächt abchühlt, cham-e sich liecht usdanke. Item, wo die Manne i vorgrückter Stund ufbroche sy, um de Heiwäg a-z'träte, hei sie müesse feststelle, dass ihres Glychgewicht schwär glitte het. Mit de stramme militärische Haltig isch es endgültig fertig gsy. Sälb z'viert isch me du dür de Hoger abkurvet u het zwöschedine no chli Bodeakrobatik gmacht. s'Strössli wo is Dorf abe führet, het me läng zylete nit verwütscht, will justemänt d'Ränk gäng uf die anderi Syte umegange sy, als uf die, wo-s eim hizoge het. E Bitz wyt het ömel de Dorfbach, wo dennzumol grad wenig Wasser gführet het, no als Wäg müesse diene. Me het schliesslich gfunde, es sig eifacher, grad im Bachbett z'blybe, als

all port dri z'troole u de wider müehsam müesse useporze. Schlus-
sändliche het-e jede von dene havarierte Eidgenosse sis Gligler wi-
derum gfunde. Über d'Nacht het sich do de gröschd Sturm wider
chönne lege. Me isch zwösched ine öppe es mal use go retour
schlucke, u de hets de albe wider e chli glugget. D'Würkig vo dem
Ländertee het zwar ou am andere Tag no nit verrouchnet gha, nit
dass öppe eine von dene Unteroffizier vom Dienscht ewäg blibe
wär, aber sie si doch ziemlich reduzierte gsy u hei meh oder weni-
ger mit Haarwurzlekatarrh u mit sturme Chöpf müesse umenan-
dere loufe. Am Obig druf hei si sich du zytig ufs Ohr gleit, u dermit
sy die rästliche Beschwärde ou wider verflöge.

Four. Vonlaufen, Kp. I Armeeflugpark

Unsere Sanitätskompanie dislozierte in einer nasskalten Nacht
von Gersau nach Rothenthurm. Die steile Strasse war vereist und
mit flotschigem Schnee bedeckt. Man rutschte bei jedem Schritt
und konnte sich mit dem schweren Gepäck kaum im Gleichge-
wicht halten. So torkelten wir unter der Führung eines Wachtmei-
sters zugswise bergan, während die Kompanie-Offiziere als be-
schleunigte Patrouille vorausgingen, um die neuen Unterkünfte zu
rekognoszieren. Anfänglich wurden diese Strapazen von den Sol-
daten mit spritzigem Humor überwunden. Doch nach einigen
Stunden war man dermassen von aussen durchnässt und von in-
nen verschwitzt, dass selbst die notwendigen Marschhalte bei den
andauernden Windstössen zur Qual wurden. Kein Wunder, dass
die Mannschaft langsam, aber stetig mit Fluchen diese Mühsal zu
erleichtern suchte. Doch diese Schimpfiaden liessen unseren
Wachtmeister kalt. Er kannte seine Leute und wusste, dass jetzt
die kleinste Rüge übel aufgefasst würde und die Marschleistung
nur nachteilig beeinflussen konnte. Er war bestrebt, die Truppe
heil ans Ziel zu bringen, und so überhörte er wohl bewusst alle Lä-
sterungen. Er hatte aber nicht mit dem energischen Einspruch der
Herren Feldprediger gerechnet, welche mit ihren leichten Tornis-
terli am Schwanz des Zuges mitmarschierten. «Wie können Sie,
Wachtmeister, diese Flucherei dulden? Sie sind sich ihrer Verant-
wortung nicht bewusst und verstehen es nicht, Soldaten zu erzie-
hen, sonst hätten Sie diese Lästerungen schon längst abgestellt»,
so liessen sich die Feldprediger vernehmen. Gelassen liess unser

Die «bekehr-
ten» Feldpre-
diger

Wachtmeister diese Vorwürfe über sich ergehen, meinte aber, solange geflucht würde, marschiere alles mit, und das sei jetzt die Hauptsache. Gefährlich würde die Sache nur, wenn die Truppe sich apathisch im Schnee ausruhen wolle. Dennoch sei er gerne bereit, den pfarrherrlichen Wünschen Rechnung zu tragen, wenn er auf ihre Unterstützung zählen dürfe. Mit Begeisterung willigten die Feldprediger ein – und im Handumdrehen war ein jeder mit einem schweren Mannschaftssack beladen. Weiter ging der Marsch. Die zwei schwächsten Soldaten trugen die federleichten «Abreisskalendern» der Feldprediger. Während die Truppe erheitert und schmunzelnd marschierte, tippelten die schwerbeladenen «Seelengrenadiere» links und rechts von unserem Wachtmeister und erläuterten ihre erhobenen Einwände mit tiefenpsychologischen Weisheiten. Die anfänglich erregte Diskussion legte sich langsam und verstummte letztlich ganz. Endlich ertönte wieder das Kommando «Anhalten». Mit einem herzhaften «Sternenmillionenhagel» entledigten sich die Feldprediger ihrer Last. «Und so gefällt Ihr mir am besten», war die spontane Antwort unseres Unteroffiziers, und er hatte damit die Lacher auf seiner Seite.

San. Wm. Kunz, San. Kp. III/6

Waisch no?

Erinnerst Du Dich noch an den kleinen, an Körperfülle aber mächtigen Oberleutnant Kramer von der dritten Kompanie? Im zivilen Leben hat er irgendwo bei einer Chemischen gearbeitet. Als Laborant oder als Büroangestellter. Jedenfalls hatte er dort längst nicht soviel zu sagen gehabt wie im Dienst.

Ende zweiundvierzig ist es gewesen oder anfangs dreiundvierzig, ich weiss es nicht mehr so genau.

Der Käptn musste plötzlich für einige Tage in Urlaub. Und der Zufall fügte es, dass Oberleutnant Kramer während dieser Zeit die Kompanie führen musste.

Nundef ahne, gab das einen Betrieb!

Namentlich auf dem Kompaniebüro.

Kramer war, kaum hatte der Käptn Adieu gesagt, plötzlich von der «Unterschriftitis» befallen worden und zwar im höchsten Grade.

Wo auf irgendeinem Formular noch ein Plätzchen übrig blieb, setzte er seine Unterschrift hin: «Kramer, Oblt.».

Nicht einmal die Fasszettel blieben davon verschont.

Ohne Zweifel, der gute Kramer genoss in vollen Zügen, was ihm im Zivilleben noch versagt gewesen war: Korrespondenzen verantwortlich unterzeichnen!

«ppa. Kramer!», «i. V. Kramer!», «i. A. Kramer!»

Deshalb schrieb er nun vom Morgen bis zum Abend und wo es nur anging: «Kramer, Oblt.».

In diese Zeit der Kramerschen Herrschaft fiel es, dass der Fourier einmal das Büro gründlich aufräumte.

Und da er, im Verein mit Feldweibel und Büroordonnanz, mit verbissenem Ernst jede Art Papier, die zu nichts mehr zu gebrauchen war, dem rauchenden Tambourofen überantwortete, fielen ihm bei diesem Tun auch etwa zweihundertfünfzig längst veraltete, aber schon adressierte Marschbefehle in die Hände, die vor Jahren hatten vorsorglicherweise geschrieben werden müssen.

Schon wollte er sie der reinigenden Flamme übergeben, als die Büroordonnanz ihm entsetzt in den Arm fiel.

«Nundebuggel, nit verbrenne! Die Formular mien doch vom Kramer no unterschriebe wärde!»

Erst wollte der Fourier nicht recht, aber der Feldweibel war so gleich hell begeistert für diesen Streich.

Und so geschah es, dass nach dem Mittagessen, als die Kompanie abmarschbereit war und Oberleutnant Kramer, mit gewölbter Brust auf des Käptns Rosinante sitzend, mit laut hallender Stimme Befehle erteilte, plötzlich die Ordonnanz aus dem Büro stürzte und sich vor Kramer aufbaute.

«Was gibt's?» erkundigte sich der Kommandant verdriesslich. Er liebte nicht die Unterbrechung eines vorgefassten Programms.

Die Büroordonnanz erklärte, ohne sich einmal zu verhaspeln und ohne rot zu werden, dass laut Armeebefehl Nummer so und so die Marschbefehle noch unterzeichnet werden müssten. Beim Anhören der Rede verklärte sich Kramers Gesicht. Zweihundertfünfzigmal unterschreiben! Zweihundertfünfzigmal «Kramer, Oblt.»!

Das war der Hammer!

Er stieg vom Pferd, tat allerdings nach aussen, als ob ihn diese Mitteilung höchlich ärgere, übergab das Pferd einem Füsilier und überantwortete die Kompanie den Wachtmeistern. Aber sein Herz jubelte, als er in Begleitung der Ordonnanz das Büro betrat und von Fourier und Feldweibel mit unbeweglichen Gesichtern in strammer Achtungstellung empfangen wurde.



«Ruhn», gebot er leutselig, hängte die Mütze an den Haken und setzte sich zu Tisch und hatte im nächsten Augenblick den Füllli zur Hand.

«Also, meine Herren, an die Arbeit!» forderte er munter auf. Dem Fourier klopfte zwar das Herz nicht schlecht, als er dem Oberleutnant die erste steinalte Karte zur Unterschrift vorlegte. Teufel, Teufel, wenn *der* den Streich merkte! Das könnte schief gehen! Aber Kramer merkte nichts und setzte mit Sorgfalt und angemessenem Schwung seinen Namenszug an die vorgeschriebene Stelle. Und er tat das zweihundertfünzigmal!

Zweihundertfünzigmal legte ihm der Fourier je eine Karte vor. Zweihundertfünzigmal fuhr der Feldweibel dienstbeflissen, obwohl es ihn vor Lachen fast verjagte, mit dem Löschtampon über die Unterschriften.

Die Büroordonnanz indessen wartete jeweils, bis eine kleine Beige solcher Karten beisammen war, etwa so zwanzig bis dreissig. Dann stellte er sie behutsam zusammen, trappelte damit hinter die Bretterwand, wo er der Sicht der andern entzogen war, und warf die unterschriebenen Karten Stück für Stück in den Tambourenofen. Zweihundertfünzig alte Marschbefehle mit zweihundertfünzigmal «Kramer, Oblt.» drauf!

Und als sie endlich fertig waren und als die letzte Karte verbrannt war, schlug es vom nahen Kirchturm gerade halbvier. Aufgeräumt versorgte Kramer seinen Füllli, nicht ohne sich vorher noch nach etwas Unterschreibbarem umgesehen zu haben, und sagte dann den drei Kumpanen völlig überraschend und gänzlich wider sein sonstiges Gehaben:

«So, mer hänn rächt gschafft, wa? Kemmet, mer gen in ‚Oxe‘ ibere. I zahl e Liter!»

Wm. Herzig, Sektion Heer und Haus

Es war im Sommer 1941. Wir waren im Ceneri-Gebiet mit der Bahnbewachung beauftragt, und die Sonne brannte Tag für Tag sehr heiss.

Der «nette»
Hauptmann

Der Bewachungsdienst bot nicht gerade viel Abwechslung, und so konnte es leicht passieren, dass die Wachsamkeit schon der Hitze wegen etwas nachliess. Darum wurden die Kontrollen auch etwas strenger als sonst üblich durchgeführt.

Kurz, wir hatten in unserer Einheit einen Kameraden, der nicht gerade zu den Schlauesten gehörte. Er war am Bahndamm auf seinem Posten, und da sein Postenchef vor nicht allzu langer Zeit sich über seine Wachsamkeit vergewissert hatte, glaubte er, den Dienst etwas bequemer einrichten zu können. Also lehnte er an einen nahen Baumstamm und erfreute sich des kühlen Schattens – und des vorbeifahrenden Zuges. Plötzlich entdeckte er aber seinen Hauptmann, der ihm aus dem offenen Wagenfenster ein Zeichen zum Aufstehen geben wollte.

Am Reiseziel angekommen, begab sich der Hauptmann sofort zum nächsten Telephon, liess sich mit dem betreffenden Postenchef verbinden und befahl ihm, den Wache stehenden Mann abzulösen und ihn über sein Verhalten gehörig aufzuklären. Beim Postenchef angelangt, wurde der wackere Eidgenosse gefragt: «Du, hesch du dr Hauptma gseh, wo im Zug a dir vorbi gfahre isch?»

Die Antwort war die folgende: «Jo sälbverständlich han ich en gseh. Dänk emol, er het mer sogar gwunke. Das han i so nät gfunde von-em, dass ich em grad au gwunke ha.»

Gfr. Schäublin, Füs. Kp. 1/97

Unser Feldweibel ist eine gute Seele, aber er will es nicht merken lassen. Den ganzen Tag über weiss man immer, wo er ist, denn dort ertönt ständig der Ruf: «So vowätz, vowätz!» Das hat unserem wackern Weibel den Spitznamen eingetragen «Vowätz». Er hat sich jetzt verschworen, dieses Kommando einen ganzen Tag lang nicht mehr zu gebrauchen, darauf hat er zwei Gebirgzweier gewettet. (Das sind zwei Doppelliter! Der Setzer.) Am Morgen allgemeine Spannung beim Wecken. Strahlend der Feldweibel: «Auf! Hopp-hopp, pressieren!» Beim Antreten «So vo –, äh, pressiere». Den ganzen Tag kein einziges «Vowätz»! Wir sahen schon die bei-

Der Vowätz



den Doppelliter entschwinden. Der Motorfahrer Frischknecht hat die Situation gerettet... Am Abend sollte er den Feldweibel noch schnell mit einem Lastwagen ins Zeughaus führen. Der Karren steht vor der Garage, der Feldweibel kontrolliert das Einfüllen des Benzins. Er steht hinter dem Wagen und sieht, dass der Schlauch der Mostsäule nicht reicht. Er kommandiert: «Fahr e chli fürsi!» Frischknecht lässt den Motor anspringen und fährt – rückwärts. Der Feldweibel kommt bedenklich in die Enge zwischen Garagetor, Säule und Wagen. Als er seinen Lebensraum wirklich ernstlich gefährdet sah, brüllte er: «Frischknecht, Du Chalb, nid hindersi! Vowätz hani gseit!» Grinsend die Antwort aus dem Wagen: «Ebejo hesch es gseit!»
(Wissen Sie, was vier Liter Jeninser kosten? Der Feldweibel weiss es.)

A bis Z (Nebelspalter)

Wie du mir,
so ich dir

Ostersonntag 1944. Ich stehe mit meiner italienisch sprechenden Kompanie in einem abgelegenen Bündner Dorf. Die Küche hat uns einen feinen Osterfrass beschert. Risotto alla milanese mit Bratwurst. Wer bekommt noch so etwas daheim?

Die Kompanie hat Ausgang bis 2230. Am späten Nachmittag bummeln wir Offiziere zum Nachbardorf, wo das Bataillon stationiert ist, um im Kreise der Kameraden Ostern zu feiern. Es ist 2230 vorbei, und nun ereignet sich Folgendes:

Meine Telephonordonnanz ruft das Bataillon an: «Salü du, los, unsere Offiziere sind in S. und wir machen a bisseli Baracca,

weisst, nicht ich, aber mini Kamerada. Du musst ufpassa, wenn unsere Offiziere abfahrand und sofort melda, gelt? Aber pitti nit vergessa.»

Am andern Hörer steht, oh dieses Pech, der Bataillonskommandant und antwortet: «Das will i schu b'sorge, salü und viel Vergnüege.»

Von diesem Gespräch in Kenntnis gesetzt, meint ein Kamerad, ich sollte nun unverzüglich aufbrechen, um die lustigen Brüder zu überraschen. Aber es ist Ostersonntag, wir haben es auch gemütlich, und ich denke an längst vergangene Tage, da wir es ebenso gemacht hätten. Die Kompanie muss aber trotzdem zur Ruhe, denn morgen ist Arbeitstag. Also erhält nach einer halben Stunde mein Leutnant entsprechende Order. Und wieder spielt das Telephon.

Leutnant A. als Telephonordonnanz getarnt: «Salü, bist du do. Pass uff, dia Offizier sind grad abfahra.»

Meine Telephonordonnanz: «Viele, viele Dank, Kamerad, das hesch du fein gmacht.»

Nun wusste ich mit Bestimmtheit, dass meine Leute in einer Viertelstunde friedlich im Kantonement schnarchen würden, und so war es auch. Einzig die Telephonordonnanz wunderte sich, dass wir erst einige Stunden später einrückten als erwartet. Als ich Tags darauf beim Hauptverlesen der Kompanie den wahren Sachverhalt erläuterte, da schallte das Echo im dunkeln Wald und gab ein frohes Lachen wider.

Hptm. Schmid, Gz. Füs. Kp. 1/235

Nachdem die Truppe wochenlang Stellungen gegraben hatte, war sie endlich wieder im Städtchen. Zur allgemeinen Retablierung gehörte auch der Besuch beim Coiffeur. Natürlich gab's hier grosses Gedränge. Endlich war die Reihe an Füsilier Meier. Weil dieser eine gesprächige Natur war, sein Haarscherer jedoch eine für diese Berufsklasse auffallende Schweigsamkeit an den Tag legte, versuchte Füsilier Meier mit dem Nachbar, dem auch die Locken fielen, ein Gespräch.

«Musst du auch Haare lassen, Kamerad?» begann er.

Dieser lachte. «Zu welcher Einheit gehörst denn du?» – «Zu den 89ern wie du!» war die Antwort des andern. «So, so. Aha, dann bist du von einer andern Kompanie, sonst würde ich dich kennen! Du, sag! Wie habt ihr den Frass?» Der andere zuckte bloss die

Dialog beim
Coiffeur

Schultern. Aber Füsilier Meier schoss schon wieder eine andere Frage los. «Hast du auch gehört, wir bekommen jetzt einen neuen ‚Bataillönler‘. Soll ein verdammt scharfer Kerl sein, heisst es! Aber der soll sich ja in Acht nehmen, sonst verbrennt er sich bei uns die Finger, das kann ich ihm dann schriftlich geben... Weisst, der alte war halt ein richtiger Vater, mit dem konnte man noch reden. Aber der junge, ja eben! Das soll so ein richtiger Füürtüfel sein, so ein Kasernen-General, denen nichts recht und nichts gut genug ist. Aber wart nur, den werden wir 89er schon noch bilden. Der soll seine blauen Wunder erleben! Der soll...» Jäh stockte des Grenzschützers Rede. Der andere war inzwischen mit der Haarschneiderei fertig geworden. Der Coiffeur legte den weissen Umschlag weg, und jetzt schälte sich die Uniform eines Majors heraus. Der Offizier richtete sich auf. Auf seinem Gesicht lag ein merkwürdiger Ausdruck. Er zahlte an der Kasse, kam dann auf den Füsilier zu und drückte diesem einen Fünfliber in die Faust. «Da nehmt! Und trinkt mit euren Kameraden aufs Wohl des neuen Bataillönlers! Es soll euch gut tun und eure Ratschläge mir auch. Ich bin nämlich der neue Bataillons-Kommandant.» Sprach’s und war verschwunden. Seit diesem Tage hütete sich Füsilier Meier vor unvorsichtigen Reden ...

Oblt. Imesch, Geb. Gz. Füs. Bat. 210

Feuer um die Ajoie

Erlebnisse auf
Punkt 705

Wir verzeichneten den 5. November 1944. Unser Bataillon dislozierte in die Ajoie, um dort als Ablösung einen neuen Abschnitt zu übernehmen. Chevenez, Rocourt, Grandfontaine, Réclère und Damvant werden die zukünftigen Unterkunftsorte sein. Beim Durchmarsch durch Pruntrut gibt mir der Bataillons-Kommandant den Befehl, sofort nach Chevenez zu gehen, um mich daselbst bei meinem Offizier über den Beobachtungs-Posten bei Punkt 705 zu orientieren.

«Heute Morgen noch, 06.00, haben Sie den Bataillons-Beobachtungs-Posten bei Punkt 705 zu übernehmen. Die weitere Orientierung werden Sie auf dem Posten selbst erhalten.» Noch schnell ein Glas «17er-Benzin», und wir fuhren in die regnerische Nacht hinaus. Bald überholten wir die Mitrailleur-Kompanie. Schliesslich auch die 1. Kompanie, welche ja auch nach Damvant marschierte und die uns in Zukunft verpflegte. Noch war es Nacht, so dass wir die Kirche in Damvant gut als Anhaltspunkt benutzen konnten, um den Abweg auf den Posten zu finden. Auf kotig getramptem Waldwege schafften wir uns durch Dorngebüsche der «Waldsiedlung» näher, «Villa Durchzug», «Villa Hungerkur», «Villa der schlaflosen Nächte» las ich im Taschenlampenlicht auf den kleinen Schildern vor den Unterständen. Goldiger Soldatenhumor, was du nicht alles erfindest und überwindest. Gespensterhaft schlichen Gestalten aus den muffig-feuchten «Sous-soleil-Wohnungen». Rasch war ein Feuer entfacht, an dem wir unsere schlotternden Leiber etwas erwärmen konnten. Träumerisch blickten wir in die Flammen. Unsere Gedanken waren wohl bei den Lieben und Liebsten zu Hause. Ganz romantisch, wenn uns nicht plötzlich ein heftiger Knall in die Wirklichkeit zurückgerufen hätte. Donnerwetter, wir waren ja an der Front, die wir bisher nur vom Hörensagen und durch die Zeitungen kannten.

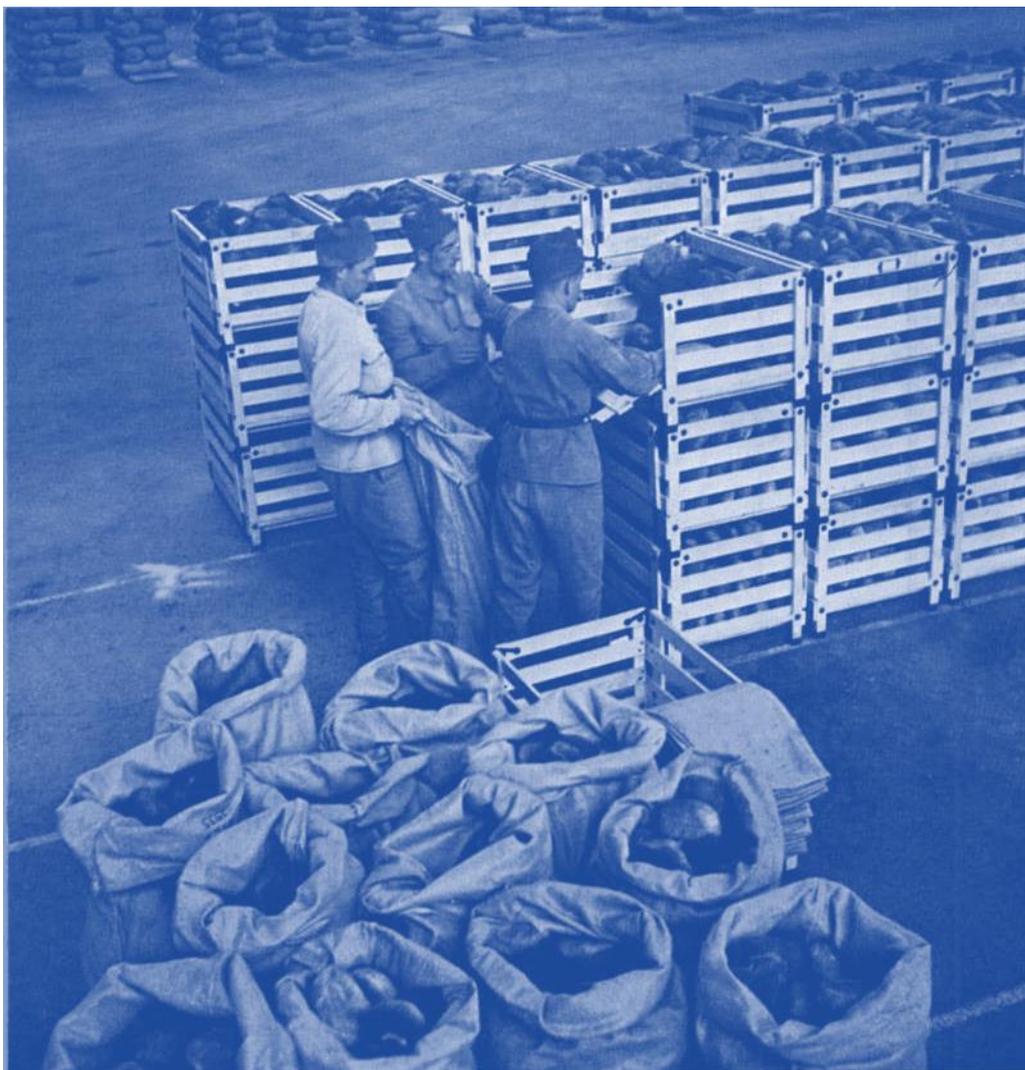
Unterdessen ist es Tag geworden. Höchste Zeit, um mit unserm zukünftigen «Kasten» Bekanntschaft zu machen. Am Grenzzaun erhob sich dieses imposante Gestell. 50 Sprossen führten zu dem kleinen Häuschen empor, das auf drei Seiten mit Laub- und Nadelbäumen geschützt, nach vorne aber einen wunderbaren Ausblick in das Kriegsgebiet gewährte. Villars-les-Blamont, Blamont, Roches-les-Blamont, Dannemarie – versteckt unten im Tale – Glay, Abéwillers und wie die schönen Dörfer noch alle heissen, liegen vor uns in der dämmernden Landschaft. Die leichten Nebelschwaden im Hintergrund liessen das Tal des Doubs erkennen, an dessen Biegung das längst umstrittene Montbéliard liegt. Rechts im Hintergrunde, am Fusse der Vogesenumrisse, würden wir bei klarer Witterung selbst Belfort erkennen können.

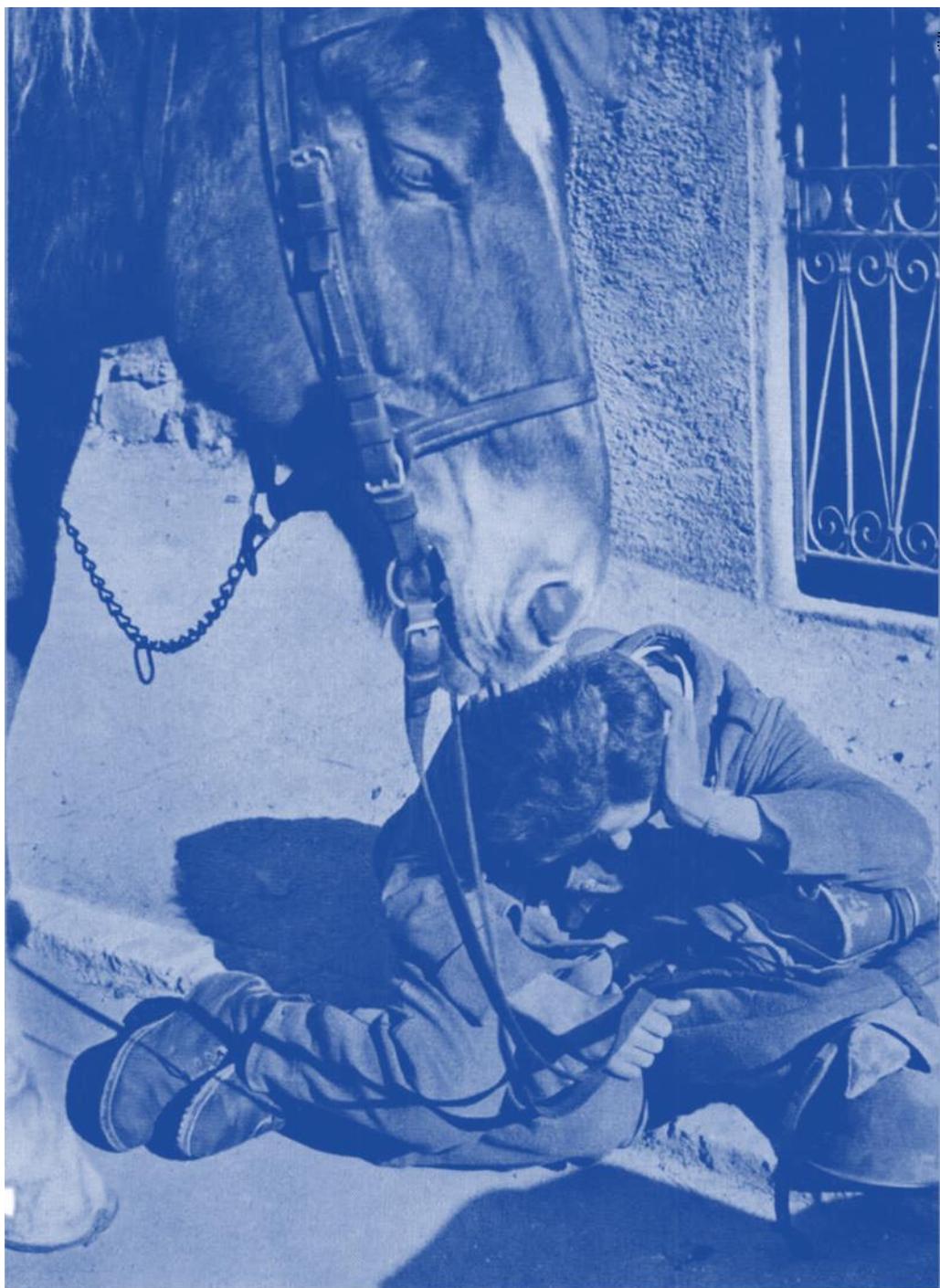
Wir waren von Neugierde gepackt. Wir wollten den Krieg sehen, sahen ihn aber noch nicht. Oder war vielleicht die Stille, die für uns ungewohnte unheimliche Ruhe nur Tarnung? Kein friedliches Röcheln stieg aus den Kaminen. Kein zwitscherndes Vöglein schwirrte durch die Luft. Die Natur selbst tot, rotgelb noch vereinzelte Buchen. Wir ahnten aber, dass hier der Krieg auf seine Opfer lauerte, wiesen doch die fünf toten Kühe am Waldrand unten auf seine Anwesenheit hin.

Ich nahm das Landschaftsbild gut in mein Gedächtnis auf. Der Grenzzaun, die Hecke, der Wald, das Tal, das gegenüberliegende Gelände mit den einzelnen Merkmalen verankerten sich geradezu in uns, um später zu Begriffen von den einzelnen Geschehnissen anzuwachsen. Das war der Posten, auf dem wir nun als Nachrichtenleute unsere während fünf Jahren angeeigneten Fähigkeiten praktisch erproben sollten. Wir waren bereit.

Nichts geschah. Die erste Ablösung erfolgte. Die Füsiliere P., B. und S., der seit zwei Tagen im Krankenzimmer lag, wurden ersetzt durch den Gefreiten J. und die Füsiliere G. und H. Unserm Gefreiten ist beim ersten Aufstieg auf den Posten das Mahlheur passiert, im dichten Nebel den Posten zu verfehlen. Er lief und lief, bis ihn eine fremdklingende Stimme: «Tag Schweizer, wie geht's?» in seinem Rennen stoppte. Er war in seinem Eifer bei den Deutschen gelandet . . .

Wieder nichts von Bedeutung. Aber eines wussten wir: dass bei Eintritt schönen Wetters der alliierte Angriff stattfinden sollte. Man hatte das Gefühl, dass etwas geschehen musste. Schon seit etlichen Tagen war sowohl im rechten Abschnitt, bei den Deutschen, wie im linken bei den Franzosen, eine rege Tätig-





keit festzustellen. Das Tote wurde lebendig. Es war etwas im Tun. Unsere Vermutungen sollten nur allzu rasch Wirklichkeit werden. Das Artillerie- und Minenwerfer-Feuer mehrte sich...

Am 15. November 0930 brach die Hölle los. Ein mörderisches Trommelfeuer leitete den Angriff ein. Man kann so etwas vielleicht am besten vergleichen mit einem kolossalen Hagelwetter, das mit aller Wucht herniederprasselt, sich entfernt, aber wieder zurückkommt. Bald war der erste Schock überstanden. Noch hatten wir Telephon-Verbindung mit dem Kommandoposten. Im übrigen waren wir durch das Artillerie- und Infanterie-Feuer von den Unsrigen gänzlich abgeschnitten. Die 17er isoliert im alliierten Trommelfeuer! Es klingt etwas komisch, nicht wahr? An eine Flucht wurde gar nicht gedacht, und sie wäre ja gänzlich unmöglich gewesen. Unwillkürlich wurde Gefreiter J. zum «Kriegsberichterstatte».

Der Schreiber dieses Berichtes nahm am Ende des Drahtes die Meldungen teils selber in Empfang und war dabei um seine Mannen nicht weniger besorgt, als er auf sie stolz war.

«Ghörsch ous chrache?» fragte der Gefreite im Sensler Dialekt. «Alliirti Truppe rücke vor... a Panzer chunt – är schiesst – git umi zugg... Matta vor em Beobachtigs-Poschte isch ganz mit Trichtere überseit... Zirka 20 Artillerie-Ischläg ganz noch bi üs ... es pffifet und chrachet furchtbar... einigi Ischläg uf Schwyzerbode . . . usw.» So ging es ununterbrochen bis 1130. Das Feuer liess nach. Ich war wie vom Alpdruck befreit.

Bereits am frühen Nachmittag hatte der Gefreite die Ehre, dem Herrn Regiments-Kommandanten den Posten zu melden. Noch mehr Ehre sollte unsern Mannen zukommen: Der Herr Divisions-Kommandant liess es sich nicht nehmen, persönlich «Gurten» (so hiess nämlich der Posten in unserer Sprache) anzuläuten und sich nach dem Befinden unserer Täuflinge zu erkunden. «Danke» war sein letztes Wort.

Der Angriff war gescheitert. Es ist den Franzosen wohl gelungen, in die vordersten deutschen Stellungen einzudringen. Aber immer noch hämmerten die deutschen Automaten, die den angreifenden Franzosen grosse Verluste zufügten. Was uns von den verfloßenen Ereignissen am meisten Eindruck machte, war das Trommelfeuer, das geradezu verschwenderisch auf die deutschen Stellungen gelegt wurde, wenn wir auch das Infanteriefeuer viel mehr respektierten. Wir glaubten alles Leben vernichtet, aber die Deutschen waren noch immer da. Es war das sicher den militärisch we-

niger geschulten Marokkanern zuzuschreiben – so leid uns auch die sonst so sympathischen Kerle taten. Wir konnten uns eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten, als wir die nach vorne gebeugten Gestalten, den einen Arm vor das Gesicht haltend, wenn die Kugeln pfffen, vorrücken sahen. Mancher biss ins Gras.

Nur allzu rasch wich wiederum die schützende Dunkelheit. Die neue Ablösung des Beobachtungs-Postens, bestehend aus Füsilier Z., V. und P., war bereits am Vortage in ihre Aufgabe eingeführt worden. Sie hatte aber die Feuertaufe noch vor sich. Durchaus begreiflich, dass sie mit schlotternden Knien den Kasten hinaufkletterten, zumal schon rege Infanterie-Tätigkeit herrschte und ihnen als Morgengruss einige pfeifende Kugeln zudedacht wurden. 08.00 kam ein Franzose und forderte unsere Leute auf, den Posten zu verlassen, weil ein neuer Angriff stattfinden werde. Doch sie blieben. So mussten auch sie denn recht bald mit dem Artillerie- und Minenwerfer-Feuer Bekanntschaft machen.

Die Hölle war wieder entfesselt. Splitter flogen gegen den Posten, 50 cm über die Köpfe hinweg und 20 cm unter uns durch. Füsilier Z. stülpte dem Herrn Bataillons-Kommandanten, der sich nach alter Kriegskunst glatt auf den Boden geworfen hatte, seinen eigenen Helm auf den Kopf. Neben dem Kommandanten kauerte der Adjutant. Es wäre heute, da wir wieder in Sicherheit leben können, vielleicht ganz köstlich, eine Reproduktion dieses Bildes vorzunehmen... Doch faule Witze beiseite. Sie alle erlebten die Feuertaufe.

Unter grösster Lebensgefahr wurde weiter beobachtet. Z. rapportierte: «De dütsch Beobachtigs-Poschte chracht grad zäme ... s'Hüsli witer une flügt i d'Luft... usw.... Ds Für lat na... as chunt a Panzer... jetz isch er bi de Chüe – är schiesst – au Stärnewätter e grusige Knall – i gseh num meh Steine u Härd i der Luft – du, de Tank isch uf ene Mine gfare – es het ne ganz ordeli glüpft – es chunt eine use – e zweite... e fünfte – si gö zugg, usw. usw.» Noch etliche Minuten erleben wir dieses Kesseltreiben. Die Franzosen haben sich durchgerungen. Nochmals ein Einschlag. Ein Splitter riss das Kartenbrett auf dem Posten weg. Nun war es geschehen. Der Kampf wälzte sich in NE Richtung davon. Alle atmeten auf. Wir leben ja noch!! Aber nicht mehr der deutsche Wachtmeister, dem es «egal war, wo sein Arsch erkalte». Nicht mehr in Südfrankreich werden sie Weihnachten feiern, wie sich ein deutscher Soldat ausdrückte. Sie waren tot, die deutschen Soldaten bei ihren Mg. und Lmg. Ein Mw.-Volltreffer hat die Gewehre zum Schweigen gebracht.

Nun haben wir den Krieg gesehen. Es war hässlich. Wie der Mantel des davoneilenden Ares, wallte hintendrein der ganze imposante Nachschub. Belastete Maultierkolonnen, geschlossene Kampfeinheiten, Munitions- und Panzerkolonnen, Jeeps, Rotkreuzwagen, alles, was eben eine moderne Armee braucht. Gewaltig! Gewaltig!

Übrig blieb die Verwüstung. Zerschossene Bäume mit kahlen Sprossen, trichterübersäte Felder, verlassene Stellungen, Gewehre, zerschossene, noch mit Blut behaftete Helme, Schuhe, Gamaschen, Patronentaschen, Handgranaten, Brot, Feldbecher usw. usw. Sie alle waren stumme Zeugen vom Kampfe an unserer Abschnittsgrenze.

Der Krieg ist an uns vorbeigezogen. Unsere Aufgabe ist beendet. Wer aber noch nicht getan, was die alten Eidgenossen nach Tagen der Entscheidung getan haben, der hole es nach und danke Gott auf den Knien.

Wm. Aebischer, Nadet. Geb. Füs. Bat. 17

Mit angespannter Aufmerksamkeit haben wir nun schon zwei Stunden lang das Vorrücken der französischen Panzerdivision längs unserer Grenze vom Bataillons-Beobachtungs-Posten 1 verfolgt. Tank um Tank fährt von St-Dizier her nach Lébétain hinunter und verschwindet dort im Tälchen vor unsern Augen. Meine Spannung wächst aufs Höchste. Jetzt müssen die Franzosen bald beim Posten «Queue de loup» sein, dem exponiertesten meiner Kompanie, wo die Grenze, wie schon der Name drastisch sagt, eine schmale, langgezogene Spitze nach Frankreich hinaustreibt. Mich hält es nicht mehr, ich muss zu meinen Leuten. Gerade bin ich im Begriff, mich abzumelden, da ruft mich der Bataillons-Kommandant zu sich und befiehlt mir, sofort zum Zug Gramm der 1. Kompanie hinauszufahren und ihm den Befehl zu überbringen, den umliegenden Wald bei seinem Stützpunkt systematisch nach übergetretenen Deutschen abzusuchen. «Zu Befehl», abmelden, und schon renne ich den Hügel hinunter, sitze auf das Velo und pedale los. Dieser Auftrag kommt mir etwas ungelegen, geht es nun doch eine Viertelstunde länger, bis ich zu meinem Posten gelangen kann. – Keuchend erreiche ich nach zehn Minuten den besagten Zug, entledige mich raschestens meines Auftrages, und schon sitze ich wieder auf meinem Velo. Krachende Einschläge in

Der 18.11.44
in Boncourt

Richtung «Queue de loup» veranlassen mich zu immer schnellerem Tempo. Bald bin ich wieder beim Friedhof unten und werde die Grenze überblicken können. Hoffentlich komme ich noch zur rechten Zeit. – Gerade will ich gegen das Haus Liechti einbiegen, als heftiges Maschinengewehr-Feuer mich zum Anhalten veranlasst. Ich lege mich ans Strassenbord und beobachte mit dem Feldstecher. Etwa 400 Meter jenseits der Grenze befindet sich das Transformatorenhaus von Delle, aus dem gerade einige Deutsche ein heftiges Leicht-Maschinengewehr-Feuer auf mir nicht sichtbare Ziele unterhalten. Plötzlich ein Krachen und Bersten; eine grosse Staubwolke zeigt an, dass das Haus von französischen Geschützen unter Feuer genommen wird. Aber von wo? Da fährt ein grosser Sherman-Tank direkt aus dem Walde gegen das Transformatoren-Haus zu, bleibt stehen, wieder das Krachen und Bersten, gefolgt von hellen Kurzschlussflammen an den elektrischen Leitungen. Ein zweiter Tank taucht hinter dem ersten auf. Auch er feuert zwei Schüsse in das Haus hinein. Dann fahren beide darauf zu und halten an. Dahinter erscheinen zwei weitere dieser grossen «Kasten»; sie sichern ihre beiden «Kameraden». Die Mannschaften der zwei ersten Tanks steigen nun zum Teil aus und durchsuchen das Haus. Jetzt habe ich Musse, diese grossen Panzer eingehend zu betrachten. An den beiden Seitenwänden sind von oben bis unten Baumstämmchen befestigt, um dem «Panzerschreck» und der «Panzerfaust» ihre Gefährlichkeit zu nehmen. «Wenn doch nur so ein Tank sich zu uns verirrt, so könnten wir unsere Panzerwurfgranate ausprobieren!» Nach diesem etwas frevelhaften Gedanken wird meine Aufmerksamkeit sofort voll in Anspruch genommen. Der Panzerturm eines der Tanks dreht sich plötzlich nach rückwärts – ein peitschender Knall, gefolgt von einer Maschinengewehr-Salve. Ich werde etwas unruhig, – das war Richtung Posten «Queue de loup». Drüben aber herrscht gar keine Aufregung. Ruhig marschieren die Franzosen um ihre Fahrzeuge herum. Drei von ihnen werden nun abgeschickt, Richtung Tankgraben bei Delle. Plötzlich feuert einer der Tanks ein zweites Mal mit einem Maschinengewehr nach rückwärts. Jetzt muss ich schauen gehen. Ich renne hinter den Häusern Liechti durch – und schon sehe ich vor mir die Panzerlöcher, die der Posten zu seiner Sicherheit letzte Nacht ausgehoben hatte. Gottlob, es scheint alles in Ordnung zu sein; ich sehe die Mützen der Leute über den Grabenrändern. Kaum gewahren sie mich, als sie mir schon zurufen: «Achtung, Herr Hauptmann, in Deckung, sie schiessen auf uns.» Auf der Kellertreppe des in nächster Nähe liegenden Speichers

taucht der Kopf von Gefreiter Schlichting auf, der mir ähnliches zuruft. Ich beuge mich zu ihm und er erzählt mir in hastigen Worten, wie er von den Tanks beschossen wurde, als er sich mit seiner Gruppe schnell zum Hause «Queue de loup» begeben wollte, um nachzusehen, wie es mit seinem Gruppenführer stehe, der sich immer noch mit zwei Kameraden dort vorne befinde, im Keller unten, bei der Telephonstation. Also doch, meine Unruhe war gerechtfertigt gewesen. Sofort gehe ich weiter, «Queue de loup» zu, begleitet von einigen Warnungsworten meiner Soldaten. Ohne Zwischenfall gelange ich zum Hause. Im Keller drunten ist grosse Aufregung. Sieben deutsche Soldaten sind soeben über die Grenze gekommen und bereits von meinen Leuten entwaffnet worden. Leicht-Maschinengewehre, Gewehre, Pistolen, Handgranaten und ziemlich viel Munition liegen am Boden herum. Aufgeregt gestikulieren die Deutschen mit meinen Soldaten. Korporal Stoller meldet mir den Posten und erzählt stolz, sie hätten einen Artillerietreffer erhalten. Wir steigen sofort in den ersten Stock hinauf – wirklich, da scheint etwas gegangen zu sein. Im Zimmer neben dem Wachtlokal des Postens sieht es fürchterlich aus. Die Mauer auf der Ostseite ist weit aufgerissen, der ganze Raum von Mauerstücken und Staub bedeckt, die Tapeten und Bilder zerfetzt, ein Gestell mit Konfitürengläsern heruntergerissen, die Gläser zer schlagen, und der heute so kostbare Inhalt tropft über das Gestell auf ein Bett herunter. «Glücklicherweise waren meine Leute nicht mehr hier oben.» Ein Splitter hat nämlich auch das Wachtlokal getroffen. – Da das Telephon noch funktioniert, kann ich dem Bataillons-Kommandanten sofort die wichtigsten Nachrichten durchgeben. Ich kontrolliere noch schnell die Anordnungen über das Zurückführen der Deutschen, nachher verlasse ich diesen Posten, sehr glücklich, dass die Sache für meine Soldaten so gut abgelaufen ist.

Hptm. Schori, Kdt. S. Kp. III/3

Spät waren wir an diesem Tag eingerückt, nass vom Kopf bis zu den Füßen. Mit unserem Zugführer waren in strömendem Regen Leitungsanschlüsse ans Zivil-Telephonnetz vorgenommen worden. Wohl noch nie seit Menschengedenken lag die Ajoie unter einem solchen Netz von Telephonleitungen, wie während jenen Wo-

Grenzdienst-
Episode

chen, welche uns das Vorbeirollen des Krieges gezeigt hatten. Ich wunderte mich, dass beim Nachtessen so wenig gesprochen wurde. Warum wohl auch? Rasch war die Antwort auf meine Frage da. Der Feldweibel platzte ins Esslokal herein, und ohne grosse Einführung wurden Leute kommandiert, Patrouillenführer bestimmt, Befehle erteilt und los ...!

Nach einer halben Stunde verliess ein Camion mit zwei Telephon-Patrouillen und einer Funker-Patrouille unsem Kantonnementsort Courgenay, fuhr über Alle, Bonfol der Grenze zu. Beurnevésin war unser Ziel. Ein noch fernes Grollen ertönte mahndend aus nördlicher Richtung, wohin wir einige Minuten später bei normaler Dorfbeleuchtung bereits unsere Drähte zu spannen hatten. Ein langsam ansteigender Pfad führte ins Dickicht, und schon verschlang uns pechschwarze Nacht. Mühsam war die Bauerei durch das lästige Unterholz. Unsere Unternehmungslust feuerte uns an. Die Luft erzitterte von Zeit zu Zeit vom Abschuss und Einschlag einzelner Artilleriegeschosse. Wir näherten uns der Grenze.

Endlich, ein Ruf: «Halt, wer da?» Das rasch gesprochene Erkennungswort beruhigte die Wache. Unsem Posten, wohin wir kommandiert waren, erreichten wir kurze Zeit darauf. Das Zelt war in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Soldaten wachten, patrouillierten überall herum. Ein Aufruf überzeugte uns vom einwandfreien Funktionieren unserer Leitung. Wir atmeten auf, endlich Pause! Ja, und was für eine Pause! Zigarettenrauchen verboten! Ein dumpfer Knall, ein leises, rasch stärker werdendes Zischen und Pfeifen; das Vorbeisausen eines Artilleriegeschosses, und der nahe Einschlag drüben, Richtung Pfetterhausen, erinnerten uns daran, dass wir nicht zum Vergnügen da waren.

In regelmässigen Zeitabständen hielt die Beschiessung auf der andern Seite des Grenzzauns die ganze Nacht hindurch an. Zur Bedienung des Telephons waren bloss wir zwei Mann auf Punkt 500 zurückgeblieben. Um 23.00 brachte der ohnehin schon unheimlich kalte Wind Regen, zeitweise Schnee. Der Waldboden war nass und sumpfig, die Bäume boten spärlich Schutz vor dem Regen, und eiskalter Nebel zog durch den kahlen Wald. Novemberwetter! 40–50 Meter weiter vorne durch eine Lichtung verlief der Grenzzaun von Osten nach Westen. Drei deutsche Infanteristen standen frierend und hungernd am Schlagbaum. Ein Schweizer Grenzwächter sprach mit ihnen. Natürlich mischte man sich ins Gespräch. Gedanken wurden ausgetauscht, Erlebnisse erzählt, und

zum Schluss blieb nur die Feststellung, dass der Krieg etwas grauenhaft Trauriges sein muss. Und weiter piffen Granaten durch die Finsternis.

Mitternacht. Ein deutscher Meldeläufer brachte Nachricht, dass Schwerverwundete, von Kameraden getragen, auf dem Wege zur Grenze seien. Telephonisch avisierten wir einen Truppenarzt. Das Eintreffen der Verwundeten interessierte uns. Wie wird der Anblick sein?

Da – Schritte, Stimmen auf der andern Seite des Zauns, sie kamen! Ein leises Stöhnen war vernehmbar. Tragbahnen waren zu erkennen, die Menschen ausgestreckt darauf. Doch hiess es jetzt zugreifen, helfen!

Einige unserer Soldaten tauchten aus dem Dickicht hervor, neugierig, – stumm verschwanden sie jeweils wieder, lautlos wie sie gekommen waren. Immer mehr Opfer der so nah hörbaren Geschosse trafen ein, oft in Zeltblachen gewickelt, von Kameraden mehr oder weniger geschleppt. Soldaten mit zerschossenen Gliedern, mit Lungenschüssen usw. wurden auf unsern Boden gebracht. Wie froh waren wir doch, als endlich unsere Sanitätskompanie da war und eingreifen konnte.

Inzwischen war auf alliierter Seite das Artilleriefeuer gesteigert worden. Uns schien das schon weniger unheimlich. Man gewöhnt sich tatsächlich rasch an alles, und ganz leise hofften wir schon wieder auf neue Erlebnisse.

«Achtung!» Dieser Ruf eines Kameraden und das unmittelbar darauffolgende Zischen über unsere Köpfe hinweg liess uns den Hunger vergessen. Unheimlich war der Einschlag dieses verirrtten Artilleriesgeschosses unweit von unserer Stellung auf Schweizerboden. Zwei, drei weitere Einschläge, immer etwas näher, folgten. Neuer Abschuss! – Das anfängliche Singen des Geschosses steigerte sich unheimlich, wuchs zum Geheul heran, und eine Explosion von ungeahnter Stärke liess für Sekunden unsere Herzen stillstehen. Der Aufschrei eines getroffenen Grenadier-Kameraden versetzte uns rasch wieder in die Wirklichkeit zurück. Die Explosion war einige Meter von unserer Telephonstation, doch glücklicherweise in Baumhöhe erfolgt. Sanitätssoldaten waren auf der Stelle am Unglücksplatz, und der Kamerad wurde abtransportiert, zum Glück mit nur leichten Verletzungen.

Wir mussten uns etwas von der Grenze zurückziehen. Apparat und Drahtrollen flogen nur so auf dem Waldboden dahin, und in-ert kürzester Zeit, unter Mithilfe eines Schützen und Offiziers des Schützen-Bataillons 3, spielte die Verbindung wieder von unserer neuen Stellung aus. Immer noch fielen Granaten auf Schweizer

Boden. Die alliierte Artillerie schoss ihre Geschütze ein, wobei Fehlschüsse, wie es schien, nicht zu vermeiden waren. Endlich gingen die Granaten wieder regelmässig auf deutsche Stellungen nieder. Eine wahnsinnige Kanonade nahm nun ihren Anfang. Wie in einem Hochgebirgsgewitter Donner auf Donner kracht, lärmten die Kanonen. Abschuss und Einschlag der einzelnen Schüsse konnten nicht mehr unterschieden werden. Meter für Meter der deutschen Stellungen schien bombardiert zu werden.

Von deutscher Seite fiel kein Schuss aus schweren Waffen, nichts rührte sich da. Es war den Infanteristen auch nicht möglich, gegen diese Flut von Granaten anzukämpfen.

Plötzlich schwiegen die Kanonen. Pulverdampf und Rauch lagen überall in der Luft. Voller Spannung warteten wir alle auf das nächste Ereignis. Da, aus 150-200 Meter Entfernung knallten die ersten Karabinerschüsse. Alliierte Infanterie griff an. Die Schüsse mehrten sich, schienen bald ganz nahe zu sein und doch, man sah eigentlich nichts. Auf deutscher Seite immer noch Totenstille. Das Gelände war leider wenig übersichtlich für uns. Auf unserer Seite Wald, auf französischer zirka zwei Meter hohes Gestrüpp. Endlich flog den heranpirschenden alliierten Kriegern eine deutsche Handgranate entgegen. Eine Explosion folgte und nun gings los. Die anfänglich harmlose Schiesserei wuchs zu einem Orkan von Maschinen-Pistolen-, Maschinengewehr- und Minenwerfer-Schiessen. Schon verirrt sich Schüsse auf Schweizerboden und bald zischten einmal links, dann wieder rechts Infanteriegeschosse an uns vorbei. Hie und da vernahm man in nächster Nähe das Aufklatschen von Geschossen an Baumstämmen. Das Zusammenknicken von Zweigen wies uns auf die Flugbahn einzelner Geschosse hin. Huh!, das war nicht mehr gemütlich. Sprungweise, von Baum zu Baum, zogen wir uns wieder etwas zurück, wie es von oben befohlen war.

Bis jetzt waren wir auf unser Telephon stolz gewesen. Befehle ergingen durch den Draht, Situationsberichte wurden telephonierte und alles hatte fabelhaft funktioniert. Aber nun war es doch vorbei. Bei unserem nächsten Aufruf mussten wir feststellen, dass keine Verbindung mehr vorhanden war. Störpatrouille! Zu zweit gings nun der Leitung entlang. Diese verlief anfänglich parallel zur Grenze ostwärts. Zu exponiert waren wir in diesem Gelände und es war uns unmöglich, etwas zu unternehmen, ohne uns direkt dem Feuer der alliierten Infanterie auszusetzen. Wir begaben uns wieder in Deckung. Dann aber pirschten unsere Patrouillen



unter Lebensgefahr dem Grenzzaun nach. Deutsche sprangen nach Verschiessen ihrer letzten Munition über den Zaun auf Schweizer Boden, liessen sich entwaffnen und internieren. Ihre Lage war hoffnungslos. Rund 350 Mann traten nach und nach auf unser Gebiet über. Und wie diese fremden Krieger aussahen! Unter einer Schicht von Schmutz und Dreck konnte man Gesicht, Kleider und Stiefel kaum mehr unterscheiden. Was sagten sie wohl? Eins blieb uns allen in Erinnerung. Ihre Erzählungen waren voll Leid und Bitterkeit.

Um die Mittagszeit verhallten endlich die letzten Schüsse. Wir konnten die Verbindung wieder herstellen. Ein Hurrageschrei von alliierten Soldaten, Marokkanern und Maquisleuten kündigte auf der andern Seite des Grenzzauns das Ende eines wilden, erbarmungslosen Gefechts an. Wir hatten noch lange nicht das Schrecklichste dieses Krieges gesehen, ach nein, bloss einen Bruchteil, aber wir haben genug gesehen. Jedenfalls wissen wir heute das Glück, Schweizer zu sein, besser zu schätzen als je. Müde, doch mit innerer Zufriedenheit kehrten wir an jenem Tage nach Courgenay zurück.

Kpl. Anklin, Stabstruppen Inf. Reg. 1

Courgenay, am 22.11.44. Alarm! Mein Zug erhält Befehl, nach Bonfol zu marschieren, wo ich dem Kommando Schützen-Bataillon 3 unterstellt werde. Die Spannung auf kommende Erlebnisse wächst mit der Meldung, dass in der Gegend von Punkt 500 N Beurnevésin ein deutscher Stützpunkt an der Schweizer Grenze anlehne. Zug Rentsch ist bereits vorn bei Schützen-Kompanie II/3. Wird mein Zug das Ende dieses interessanten Zeitabschnittes in Bonfol als Einsatzreserve abwarten müssen?

Bonfol, am 23.11.44. Ein stürmischer und regnerischer Tag. Der Einsatz meines Zuges zur Verteidigung von Bonfol wird einexerziert. Deutliches Artilleriefeuer lässt uns immer wieder aufhören. Wieder Alarm! Befehl zum Marsch nach Beurnevésin zur Ablösung von Zug Rentsch.

Beurnevésin, 23.11.44. Mein Zug wird in einer Tenne untergebracht und soll ruhen. Alle Waffen sind geladen. Offensiv-Handgranaten verteilt. Um 21.00 gehe ich unter Führung von Major Ernst und Oberleutnant Arn zur Orientierung zum Punkt 500. Eine finstere Nacht. Der Weg geht ein Stück entlang dem Stacheldrahtzaun, der die Grenze markiert, in Abständen sind daran Schweizer Fahnen angebracht. Ruf: «Halt, wer da?» Passwort. Aha, hier gilt es ernst. Leutnant Rentsch orientiert mich über seine Aufgabe, ich sehe die Standorte unserer Wachtposten und spreche auch ein paar Worte mit den deutschen Schildwachen. Befehl: Am 24.11.44 um 04.00 Ablösung des Zuges Rentsch.

Beurnevésin, 24.11.44. 03.00: mein Zug ist marschbereit, kurze Orientierung und dann los. Es regnet noch immer und ist ordentlich kühl, Kaput und Zelt schützen uns vor den Witterungsunbilden. In der letzten Deckung im Wald gestatte ich die letzte Zigarette; solange Nacht ist, wird kein Licht gemacht und nicht geraucht. Ohne ein Wort geht's in Einerkolonne gegen Punkt 500. Der Wald hat viel Unterholz, sobald man vom Weg abkommt, zwicken einem Ästchen unaufhörlich ins Gesicht. Der Waldweg gleicht einem Sumpf, durch die Patrouillen ausgetreten, in dieser Stockdunkeln Nacht dennoch ein guter Wegweiser. Unterdrückter Ruf: «Wer da?» Passwort. Wo ist Leutnant Rentsch? Auf einen halben Meter Entfernung sieht man nichts. Die Wachen werden abgelöst, dann marschieren die Züge aneinander vorbei und übergeben Offensiv-Handgranaten und Leicht-Maschinengewehr-Munition. Nach zehn Minuten marschieren unsere Kameraden ab.

Mein Auftrag lautet: Verhindern eines bewaffneten Übertrittes von Angehörigen der beiden Kriegsparteien. Dazu stehen mir

meine 23 Mann zur Verfügung. Ich wurde vorher orientiert, dass die Deutschen direkt an der Grenze und auch nördlich der Strasse Réchésy–Pfetterhausen stehen. Die Leute seien abgekämpft und seit drei Tagen ohne Nahrung. Über die Absicht der Alliierten hatten Flüchtlinge aus Réchésy gemeldet, dass Geschütze in Stellung gebracht wurden, und dass sich ein Regiment zum Angriff auf den deutschen Stützpunkt bereit mache. Alle Viertelstunden krachen etwa 300-500 Meter vor uns ein paar Granaten. Auch weiter nach Osten gegen Punkt 510 sind Einschläge zu hören. Die deutschen Wachen stehen mit umgehängtem Gewehr, ohne Helm, sie stapfen ein paar Schritte hin und zurück, um die Füße zu wärmen.

Meinem Zug befehle ich in drei Gruppen etwa 120 Meter hinter der Grenze in den Wald mit Wachen gegenüber den beiden äussersten deutschen Posten und in der Mitte des Abschnittes, wo ein kleines Zelt für die Verwundeten steht. Ich selbst be-gebe mich an diese Stelle hinter den Grenzzaun. Hier kommen oft Deutsche hin und sprechen miteinander. So erfahre ich, dass es den isolierten Deutschen jenseits der Strasse Réchésy–Pfetterhausen gelang, durch die alliierten Linien durch-zubrechen und zum Hauptstützpunkt bei Punkt 500 zu stossen. Die Deutschen erwarten einen Angriff nach Tagesanbruch. Der deutsche Arzt verlangt den Schweizer Offizier zu spre-chen. Er fragt mich, ob fünf Schwerverletzte und elf Leicht-verletzte in der Schweiz interniert und gepflegt werden könn-ten. Die Bewilligung der zuständigen Stellen liegt vor für alle Angehörigen des deutschen 308. Grenadier-Regimentes. Ich lasse Hauptmann Steiger benachrichtigen und gebe die Art der Verletzungen an. Nach etwa einer halben Stunde gibt's Leben bei der deutschen Wache. Haltrufe und Passwort, unterdrückte Flüche und Gestöhn. Der Verwundetentransport. Langsam kommt die Trägerkolonne auf die Öffnung im Grenzzaun zu. Die deutschen Soldaten müssen die Verwundeten noch ein paar Meter in die Schweiz hineintragen und die Bahren auf dem unzeretretenen Waldboden abstellen. Wieder Stöhnen, ich mache kurz Licht mit der Taschenlampe. Zwei Minuten später krepieren zwei Salven Granaten nahe der Grenze. Die deut-schen Träger schauen in den Schweizer Wald und zögern, zu-rückzugehen. Ein scharfes Kommando bringt sie von den naheliegenden Überlegungen ab. Der deutsche Arzt orientiert mich über die Art der Verletzungen und die bereits Verab-reichten Einspritzungen. Jeder Verwundete trägt eine Verwun-detenmarke, eine weisse Anhäng-e-Etikette mit einseitigem rotem Strich. Die elf Leichtverletzten werden auch übernom-

men und etwa 300 Meter in die Deckung geführt. Meine mit der Bewachung beauftragten Soldaten nehmen ihnen die Bajonette ab, die andern Waffen mussten sie noch auf deutschem Gebiet zurücklassen. Unsere Soldaten kommen bald mit den Verwundeten ins Gespräch und stellen fest, dass die Deutschen nicht aus Überzeugung zum Regime, sondern aus Pflichterfüllung so lange ausgehalten hatten. Schon regen sich menschliche Gefühle, jeder findet in seinem Brotsack etwas Essbares und ein paar Zigaretten. Die Deutschen nehmen alles dankbar an. Ich glaube nicht, dass nur Mitleid meine Soldaten dazu bewog, es war dabei noch Achtung vor dem hilflosen Soldaten, der seine Pflicht erfüllt hatte.

Ich gehe zurück zu den Schwerverwundeten. Der Tag graut, die ganze Umgebung ist düster und diesig. Drüben stehen einige Deutsche herum und sprechen leise oder ermuntern die auf der Bahre liegenden Verwundeten, sich zusammen zu nehmen. Ich schaue mir die Schwerverwundeten an. Da ist ein Obergefreiter mit einem Steckschuss im Oberschenkel und einer Splitterverletzung am Schulterblatt. Er hat noch den Helm auf und ist gut eingebettet in Wolldecke und Zelt. Er liegt mit geschlossenen Augen wie schlafend. Nur wenn Granaten vorbeipfeifen, öffnet er die Augen ein wenig; auf meine Fragen gibt er matt Antwort. Der nächste hat einen Rückenschuss. Er trägt eine zerfetzte Uniform und hat schon die Farbe eines Toten. Er hat starke Einspritzungen erhalten und antwortet nicht mehr. Wenn die Granaten-Einschläge näher krachen, dann reißt er voller Angst die Augen weit auf, wie wenn er um Hilfe bitten wollte, aus dem Feuerbereich zu kommen. Ein paar langsame abgehackte Bewegungen mit den Händen sind alles, was ihm die Schwäche noch zu tun erlaubt. Der dritte hat einen Bauchschuss. Er hat die gleiche Dosis erhalten wie der andere Verletzte. Sein Bauch ist nackt, in der Blutschmiere lässt sich keine Verletzung erkennen. Der deutsche Arzt schaut mir zu und erklärt trocken: «Die beiden gehen nächstens ab.» Der vierte hat beide Beine voller Granatsplitter, seine Stiefel wiesen mehrere Risse auf. Er hat keine Einspritzung erhalten und windet sich auf der Bahre. Er ist Unteroffizier; sein Ausdruck ist verzerrt, sein rundes, blasses Gesicht mit vielen Sommersprossen hat fast gespensterhaften Ausdruck. Dann ist noch einer mit einem zerschossenen Ellbogen mit einem blutdurchtränkten Verband, eine Schiene hält den Unterarm waagrecht. Der einzige, der noch nicht aschfahl aussieht. Er sagt unaufhörlich zu mir: «Herr Arzt, nehmen Sie mir den Arm ab? Ach, Ihr Schweizer seid doch gut.»

Jetzt kommen Hauptmann Steiger und Oberleutnant Lerch mit der Sanitätsmannschaft. Rasch sind die Bahren bereitgestellt, und die Verwundeten werden umgeladen. Die Deutschen stauen über die Rollbahnen und das intakte, saubere Sanitätsmaterial. Als der deutsche Soldat mit dem Bauchschuss von der Bahre gehoben wird, sehe ich auf dem zeretzten Tuch einen schmutzigen Lappen in einer Schmutzschicht mit Blut vermenget. Zwei Tage alt ist die Verletzung schon. – Die Verwundeten werden zurückgeführt, Hauptmann Steiger betrachtet sie dort noch eingehend. Dann sollen sie mit der Sanitätskolonne weitergebracht werden.

Meldung der Wache: Die Deutschen haben drei Gefangene. Es sind amerikanisch uniformierte Franzosen, wahrscheinlich Motorfahrer oder Begleitmannschaften eines Transportes. Sie tragen die Policemütze und daraufgesetzt den Helm. Es sieht komisch aus. Unaufhörlich betrachten sie den Wald auf Schweizer Seite.

Ich inspiziere meine Wachen; alle sind aufmerksam und interessieren sich für die Vorgänge drüben. Es wird nichts Besonderes gemeldet.

Dann um 0905 ein paar Abschüsse der französischen Artillerie rasch hintereinander. Gleich darauf ein Sausen in der Luft, rasch aufeinanderfolgende Einschläge. Wieder Abschüsse aus grösserer Entfernung, Sausen, Einschläge. Ist das der Angriff? Wachen zurück auf 150 Meter, gedeckt hinter Bäumen weiter beobachten. Alles ist gespannt. Nun folgt Abschuss und Einschlag ohne Unterbruch. Trommelfeuer. Alles ist in Deckung gegen Splitter von deutschem Gebiet her. Ich zähle fünf bis sechs Abschüsse pro Minute und wenigstens zwei Batterien, da aus zwei verschiedenen Richtungen geschossen wird. In dem Sausen und Dröhnen plötzlich ein Abschuss von ganz anderer Klangfarbe. Einschlag südlich von uns auf Schweizergebiet. Nochmals, der Einschlag etwas näher. Soll das weitergehen? Befehl: Alles hinter dicke Buchen, gedeckt gegen Westen. Nach dem vierten Einschlag auf Schweizergebiet melde ich am Telephon. Schon kommt wieder einer, Einschlag wenig südlich Punkt 510. Die Telephonordonnanz fragt mich, ob sie melden soll. «Nein, es kommen vielleicht noch mehr.» Solange die Granaten pfeifen, gehen sie weiter. Wieder Abschuss, kein Sausen, nur ein leises Winseln, eine gewaltige Detonation über unsem Köpfen, ein Pfeifen und Zischen. Hinter mir wird geflucht, dann ein Schrei: «Au, brennt das!» Grenadier Haldimann stützt sich an einen Baum und hält ein Bein hoch. Verletzt. Wir stützen ihn

und trösten, es sei nicht gefährlich. Schon rinnt das Blut aus dem Schuh. Eben sind die Sanitäter mit den deutschen Verwundeten abmarschiert. Bahren sind noch vorhanden und auch Sanitäter. Haldimann hat eine Oberschenkel-Splitterverletzung; das Bein wird unterbunden, und er wird abtransportiert.

Mit wenigen kurzen Unterbrüchen, die wir zum besseren Beobachten benutzen, hält das Artilleriefeuer an bis 0950. Zirka 2'500 Granaten wurden auf die deutsche Stellung nördlich Punkt 500 abgefeuert. Mit einem Schlag sind die Einschläge weiter östlich, etwa bei Punkt 510. Gleichzeitig setzt das Infanteriefeuer ein, eine wilde Schiesserei, was wir aus scharfen Gefechten als Feuerorgie kennen. Der Infanterieangriff kommt von Westen und Norden. Wenn die Deutschen jetzt zurückgehen, dann kommen bestimmt welche zwischen Punkt 500 und 510 in die Schweiz. An Gruppe Haas befehle ich eine stehende Patrouille in östlicher Richtung. Kaum ist er fort, so kommen schon die ersten, zirka 70 Mann, nass und dreckig. Sie äussern den Wunsch, interniert zu werden; die Waffen werden ihnen abgenommen, die Soldaten zum Zollposten geführt und der Grenzwaiche übergeben. Es kommen jetzt ständig Deutsche herüber in kleinen Gruppen, sie werden entwaffnet und zurückgeführt. Auch Verwundete sind dabei, zwei mit Kopfverletzungen mit grossen blutigen Turbanen. Keinem merkt man eine besondere Erregung an, fast alle sind glücklich, in der Schweiz zu sein. Wir haben keine Zeit zum Diskutieren, sobald etwa zehn Deutsche gesammelt sind, geht einer unserer Soldaten mit ihnen zum Zollhaus. Die Waffen und Helme werfen sie zum Teil schon im Wald weg, andere geben resigniert die Pistolen ab und die wenige Munition. Die meisten scheinen im Alter zwischen 20 und 35 Jahren. Alle Gesichter sind streng und schmal. Die einen fluchen, die andern bedauern, keiner lacht, wir sehen fragende Blicke. Einer fragt: «Was müssen wir tun als Gefangene?» Ich erkläre ihm, dass sie interniert werden und in ein Lager kommen, um zu arbeiten und zu warten, bis der Krieg zu Ende ist. Ja, arbeiten, das würden sie gerne und wenn der Krieg fertig ist, ihre Angehörigen wiedersehen.

Befehl von Herrn Oberst Gressly, meinen Zug vor Artilleriefeuer um 200 Meter zurückzunehmen. Das Beobachten wird erschwert, meine Soldaten möchten lieber vorn bleiben. Wir nehmen erneut Deckung und sind gespannt. Regen und Wind spüren wir nicht mehr, alles lauscht und beobachtet. Es sind sicher schon Franzosen an der Grenze, das Geknatter kommt

näher, kleine Äste fallen zu Boden, die unzähligen Querschläger pfeifen öfter.

Meldung von Gruppe Haas: Gefreiter X will mehrere Franzosen auf Schweizer Gebiet gesehen haben, die auf ihn schossen. Er bringt mir die Meldung selbst. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass auch hier in nächster Nähe der Eindruck entsteht, dass auf uns geschossen wird, die Einschläge der Kugeln können wir in drei bis vier Meter Höhe an den Bäumen beobachten. X sagt, es hätte genau gleich getönt. Ich gehe in die Gegend, wo er die Franzosen beobachtet zu haben glaubte und sehe nichts. Ein paar nahe Schüsse machen mich kriechen. Durch den Feldstecher sehe ich hie und da Franzosen und Deutsche jenseits des Grenzzaunes Sprünge machen. Der Grenzzaun ist schwer zu erkennen hier im Wald. Aber gewiss sind keine Franzosen in der Schweiz. – Diese Täuschung und die sensationellen Verdrehungen geben Anlass zu allerhand Massnahmen, die mir erst zwei Tage später bekannt werden. – Unser Telephon ist ausser Betrieb, beim Rückwärtsbauen muss der Draht zerrissen sein, oder ein Splitter hat ihn zerschnitten. Die Maschinen-Pistolen- und Leicht-Maschinengewehr-Garben kommen immer näher, dann und wann hört man Handgranaten-Detonationen. Wieder kommen Deutsche, diesmal im Laufschrift: nur nicht von Marokkanern gefangen genommen werden!

Meine Soldaten sind schuss- und sprungbereit, sie wissen alle: jetzt könnte in der Hitze des Gefechtes die eine oder andere Partei in unser Gebiet einbrechen. Auf ihren Gesichtern sehe ich die Frage: Wann kommt der Befehl zum Gegenstoss? Aber es gibt keinen Anlass dazu. Giftig schwirren noch immer Querschläger im Wald herum. Dort kommen an die 50 Deutsche. Unsere Waffen sind schussbereit, entschert. Da zerschlagen die vordersten ihre Gewehre an den Bäumen, andere werfen die Waffen weg, wieder andere halten die Waffen in die Luft. Sie werden entwaffnet und nach Beurnevésin geschickt.

Mein Name wird im Wald gerufen. Der Ruf kommt näher. Schon taucht Leutnant Zürcher II/3 auf und fragt, wo die Handgranaten-Kämpfe mit meinem Zug stattfinden. Ich weise über die Grenze, aber dort kämpft niemand von meinem Zug. Erleichtert berichtet er, man hätte ihn zu mir geschickt als Verstärkung, da gemeldet worden sei, wir stehen im Kampfe mit Franzosen. – Die ersten Früchte einer falschen Feststellung. Ich erhalte die Meldung, dass Zug Rentsch rechts von mir in Stellung gegangen ist und sichert.

Das Infanterief Feuer flaut merklich ab. Ich gehe nach vorn und sehe noch Deutsche mit einem Maschinengewehr. Meldungen der Beobachter, dass die Deutschen sich sammeln, zirka 20 Mann. Schon kommen von Beurnevésin schaulustige Militärpersonen und wollen als erste sehen, was gegangen ist. Ich jage sie zurück und warne. Nach kaum zehn Minuten fängt die Feuerorgie von Neuem an, die Vorwitzigen zerstieben in Deckung. Aber nach kurzer Zeit hört das Feuer wieder auf, noch einzelne Schüsse fallen. Die letzten Deutschen kommen, einer von ihnen mit einer grossen Butterballe. Kurz nach 1330 ein Geheul, wie die Begrüssung an einem Fussballmatch, die Franzosen feiern den Sieg. Die Verbindung mit dem Sieger ist rasch hergestellt, Freude auf den Gesichtern, fragen sie, wo die Deutschen alle seien. Wir brauchen einige Zeit, bis sie überzeugt sind, dass diese Deutschen bis Kriegsende in der Schweiz bleiben müssen.

Zug Rentsch übernimmt nun meine Aufgabe wieder, wir sammeln noch Material und Waffen, die im Walde herum liegen und tragen alles zum Zollhaus.

Meine Soldaten marschieren nach Beurnevésin zurück, nachdenklich und beeindruckt durch die kleine Episode aus dem Krieg. Erst jetzt wussten wir, dass wir gegen 400 Deutsche und zwei Bataillone Franzosen vor uns gehabt hatten.

Ich bin sicher, dass sich jeder Soldat und Unteroffizier meines Zuges im besten Vertrauen in sein Können und in seine Waffe tapfer geschlagen hätte.

Oblt. Breitenstein, Gren. Kp. 1



Aus der muffig rauchenden Luft des Unterstandes trat ich in Und drüben die kalte, klare Nacht hinaus. Durch die offenen Stellen des lagen die Toten kahlen Buchenwaldes glänzten vereinzelte Lichter des naheliegenden Dorfes hinauf. Und über mir glitzerte der Himmel wie ein funkelndes Purpurgewand. Eine unendliche Stille und Ruhe schien über der Gegend zu liegen.

Wer hätte geglaubt, dass hier vor zwei Tagen das Kriegsgeschehen unsere Grenze gestreift und das Pfeifen und Aufschlagen der Granaten sich zum heftigsten Trommelfeuer gesteigert? Hunderte von Geschützen dröhnten auf, Tod und Verderben atmete die Luft, und vor unsern Augen rangen Soldaten um ihr Leben. Jetzt schien wieder alles friedlich dazuliegen. Nur für uns war scheinbar keine Änderung eingetreten. Immer noch patrouillierten unsere Soldaten wie bisher dem zerschossenen Grenzzaun entlang, suchten die Beobachter das Gelände jenseits der Grenze ab und lagen die Schildwachen hinter geladenen Waffen in schmutzig engen Löchern.

Nun machten sich die harten Anstrengungen der verfloßenen Wochen erst recht bemerkbar. Ich hatte es diesen Abend erfahren, als ich mit der Ablösung bei Nachteinbruch die Stellungen im Wald bezog. Die Stimmung war nicht gerade rosig. Wie konnte das kommen? Vor ein paar Tagen wurde alles noch mit solcher Selbstverständlichkeit und ruhiger Gewissheit hingenommen. Jetzt war eben die Spannung vorüber, die Gefahr stand nicht mehr so eindrücklich mahnend vor Augen. Wer wäre da singend und pfeifend in den nächtlichen Wald gezogen, um zu zweit in einem feuchten Loch zu verharren oder wie ein Nachtvogel aus den Wipfeln herab Ausschau zu halten in das verwüstete, tote Gelände? Und dann dieser grundlose Waldboden! Fusstief lag der breiige Erdschlamm vom unablässigen Hin- und Hergehen seit mehreren Wochen. Die ersten Winterstürme hatten uns Schnee und Regen gebracht, dass es langsam nach russischer Steppe aussah. Und morgen war Sonntag, da freu dich, Soldatenherz!

All diese Gedanken fuhren mir durch den Kopf, wie ich so draussen in die Einsamkeit der Nacht hinaushorchte. Da streifte plötzlich der grelle Schrei einer Nachteule mein Ohr. Der Ruf kam aus dem gegenüberliegenden Waldstück. Mir lief es wie ein kalter Schauer über den Rücken hinunter. Das war der Totenvogel! Aber so eindrücklich hatte ich ihn noch nie erlebt. Heute, nein, ich musste schon gestern sagen, denn eben waren die zwölf Schläge vom Kirchturm zu Damvant verhallt, stand ich dort drüben zum erstenmal in meinem Leben vor toten Soldaten. Nicht dass ich bleich geworden wäre und lieber wieder umkehrte. Es zog mich

hin, mit eigenen Augen zu sehen, welche grausamen Spuren der Krieg hinterlässt. Wie in einem aufreizenden Bild prägten sich mir die Bilder ein. Noch jetzt sehe ich die Toten in ihren zerfetzten Kleidern und den offenen, ausgebluteten Wunden daliegen. Ich konnte diese grausame Wirklichkeit kaum fassen. Und doch drängte sie sich mir dann plötzlich in aller Deutlichkeit und Härte auf. Hatten sie nicht alle zu Hause auch eine Mutter, die ihrer wartete, um sie bangte und vielleicht nie vernahm, wo ihr Sohn hingekommen? Hier lag er auf dem Totenbett des Krieges, statt Blumen deckten zerschossene Äste seinen Leichnam, und Wache hielten seine beschmutzten, blutigen Waffen.

Da blickte einem das grinsende Antlitz des Krieges wie aus einem schwarzen Spiegel entgegen, und als Soldat sah man kalt und verbissen hinein. Das könnte von einer Stunde zur andern auch dein Handwerk werden, tönte es grausam zurück! Und wärest du dann bereit?

Es bestand wohl kein Zweifel; und doch standen einem die Worte auf der Zunge: aber nur, wenn es sein muss!

Mit einem Gefühl dankbarer Ergebenheit kehrte ich auf Schweizerboden zurück. Die Achtung vor den fremden Gefallenen stieg noch höher in mir. Ich konnte es kaum für möglich halten, wie die in letzter Verzweiflung kämpfenden Soldaten so selbstverständlich an unserer Grenze Halt machten. Da drüben hatte man, was sie seit Jahren entbehrten und sehnlichst suchten; und gerade im Anblick dieses friedlichen Landes erreichte sie ein frühes, mörderisches Schicksal. Hier musste es um vieles schwerer sein als irgendwo inmitten der Front, dem Tod ins Angesicht zu schauen ...

Lt. Kramer, Geb. Füs. Kp. III/17

Begegnung
am Grenzpfahl

Aus geringer Entfernung dröhnte Geschützfeuer, und Maschinengewehre kläfften dazwischen, als wir über Beurnevésin zum Grenzzaun emporstiegen. Es ging durch den Wald, der sich auch jenseits der Grenze fortsetzt, dichter Wald, wie geschaffen für die Verteidigung, und wohl voll unangenehmer Überraschung für den Angreifer. Wir wussten, dass sich in jenem Wald eine abgeschnittene Gruppe von zirka 300 Deutschen festgesetzt hatte, die, mit dem Rücken an die Schweizer Grenze gelehnt, eine wichtige Nachschubstrasse der Alliierten

zwischen Réchésy und Pfetterhausen zu sperren suchte. Ein Angriff auf dieses deutsche Detachement war nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, so dass dem Sanitätsdienst grössere Aufgaben bevorstehen mochten.

Deshalb also stiegen wir zur Grenze empor, um mit den deutschen Militärärzten in Kontakt zu treten. Ein klein wenig Neugierde war freilich auch dabei, wenn schon keiner dem andern etwas sagte. Denn ein jeder wollte nun doch selbst ein bisschen etwas von der Luft einatmen, die «drüben» wehte, ein wenig Modergeruch mitnehmen, ohne selbst im Schlamm zum verwesenden Leichnam werden zu müssen.

Auf dem Kamm oben zog sich der Stacheldraht hin, und jenseits davon war also Krieg. Dort lag ein anderes Land, dessen Schicksal ganz verschieden war vom unsern, und das irgendwie völlig anders geartet sein musste als das unsere. Aber der Wald ging weiter auf der andern Seite und er war genau so wie unser Wald. Die Hügel in der Ferne sahen aus wie unsere Hügel. Auch die Wolken kümmerten sich nicht um den Grenzzaun, sie zogen über alles hinweg und veränderten sich keineswegs. Und der Boden war dies- und jenseits nass und schlammig vom Regen, der auf beiden Seiten niederfiel. Alles genau gleich. Und doch war dort Krieg und hier Frieden. Sonderbar und unsinnig zugleich. Gleich jenseits der Grenze war ein mächtiger Waldverhau. Eine Gruppe deutscher Offiziere stand am Stacheldraht, neben einem Verwundetennest, das mit einer Zeltbahn, an unsere Grenzpfähle angelehnt, errichtet worden war. Ein Leichtverwundeter stand da mit einem Kopfverband und eingetrockneten Blutkrusten an der Wange. Wir traten hinzu, grüssten, und sie grüssten mit erhobenem Arm zurück. Dann kamen wir ins Gespräch und verstanden uns eigentlich ganz gut. Nichts stand zwischen uns ausser dem Grenzzaun, und selbst der war nicht mehr intakt. Denn an einer Stelle, gerade da, wo wir standen, waren von den vier übereinanderliegenden Drähten die zwei obern durchschnitten worden, um die Verwundetenübergabe zu erleichtern. Bloss noch die zwei untern blieben bestehen, und die waren wirklich leicht zu überschreiten, kinderleicht sogar. Ein jeder konnte hinüber und herüber, wir zu ihnen und sie zu uns. Denn sie hatten Hunger und wir waren gesättigt. Sie waren durchnässt und müde, wir konnten uns abends trocken und erholen. Auf sie wartete Gefangenschaft oder Tod. Auf uns wartete das Leben. Ein Schritt, bloss ein Schritt, und sie hätten all das auch haben können, was wir besaßen. Der Schritt über den Rest des Stacheldrahtes.

Einer sprach aus, was alle dachten. Ein Leutnant, früherer Theaterdirektor. «Komisch», sagte er, «wenn ich jetzt da hinübersteigen würde, wäre alles fertig, Krieg, Not, Mühsal, alles. Und doch tu ich es nicht.» Er lachte. Es war ein frisches Lachen, wenn auch für feine Ohren ein ganz leiser bitterer Unterton hörbar sein mochte. Sein Blick streifte den Draht, und es war kein böser Blick. Irgendwo im tiefsten Seelen Grunde regte sich doch noch eine ganz leise Hoffnung auf den Schritt über den Grenzzaun. Nicht jetzt natürlich, nein, aber vielleicht später. Da kam auch der Oberleutnant, Adjutant des deutschen Regimentskommandanten. Ein lustiger Junge. Auch seine Gedanken streiften hie und da den Stacheldraht. «Wenn meine Mutter da wäre», meinte er, «die würde sagen, na Junge, steig doch rüber, sei doch kein Kamel. Aber ich geh nicht, ich kann doch gar nicht, oder was meinen Sie? Das ist doch Verrat. Würden Sie denn hinübersteigen in unserm Fall?» Nein, wir würden das auch nicht tun. Wir hofften wenigstens, dass wir es nicht tun würden.

Einmal erschien auch der Regimentskommandeur. Dunkles Haar, unrasierter Stoppelbart. Sympathisches, kühnes Gesicht. Wir fragten: «Kommen Sie bald herüber?» – «Nein, auf keinen Fall, wir schlagen uns durch.» Er blickte kaum auf den Stacheldraht. Er ging nach vorn, hinten hatte er nichts zu suchen. Deutsche Soldaten kamen und gingen. Patrouillen streiften dem Draht entlang. Manchem war sein Anblick angenehm, irgendwie voller Hoffnung, ein Ausweg aus der Sackgasse, ein Entrinnen aus der letzten Not. Manche liebten ihn sogar; das war auf ihren müden Gesichtern deutlich zu erkennen. Halblaute, kaum vernehmbare Bemerkungen fielen. Aber keiner kam herüber.

Die Stunden verflossen, die Nacht brach herein. Einige Schwerverletzte wurden zu später Stunde über den Zaun zu uns herübergehoben und sogleich abtransportiert. Am nächsten Morgen kam dann der Angriff. Stundenlanges Artillerietrommelfeuer. Dann trat die französische Infanterie zum Angriff an. Die Not wurde gross, zu gross zuletzt. Und ein jeder, der es noch vermochte, tat den Schritt über den Stacheldraht. Etwa 200 waren es noch. Alle sahen wir sie wieder, die gestern «drüben» gestanden hatten. Der lachende Adjutant, der Regimentskommandant mit düsterer Miene, der Theaterdirektor. Von den vielen andern freilich, die wir nicht gekannt hatten, blieb mancher auf der andern Seite. Für sie war der Grenzzaun zu spät gefallen.

Liegen... auf!

Hundertmal erscholl der Ruf in der Rekrutenschule, hundertfach stiegen Seufzer, unausgesprochene Verwünschungen zum Himmel empor; über den Korporal, der eine sarkastische Art hatte, uns das «Liegen» zuzubrüllen; über den Leutnant, der ein ans Wunderbare grenzendes Gefühl für Feinheiten des Geländes und entsprechende Ausnützung an den Tag legte und dessen Rezept lautete: Pfützen sind immer da, wo Geländevertiefungen liegen. Deckung aber gibt's nur in den Vertiefungen. Ergo!

Doch das liegt so weit zurück! Heute gebieten weder Korporal noch Leutnant «liegen»! Viel zwingender als damals kommt der Befehl, viel unmittelbarer; die harte, nackte Notwendigkeit fordert! Und die Ausführung könnte jedem Soldatendrillmeister das Herz im Leibe lachen lassen.

Vor zwei Stunden schlugen Granaten gegen das Gehöft Montfréboeuf. Sie galten wohl der deutschen Granatwerfer-Batterie, die knapp jenseits der Grenze liegt, lagen aber 150 Meter zu lang und trafen Schweizerboden. Dreckfontänen spritzen hoch. Dutzende von Fensterscheiben sangen ihr klirrendes Sterbelied. Das Gehöft wurde geräumt. Die deutschen Granatwerfer bellten weiter, und erneuter Beschuss der Stellung war zu erwarten. Man wollte unsere Soldaten nicht unnützlich der Gefahr aussetzen. Der Wachtzug konnte wenig weiter hinten in rasch ausgehobenen Feldstellungen seine Aufgabe ebensogut erfüllen.

Der Bataillons-Kommandant besichtigt mit drei Offizieren seines Stabes das beschossene Gelände. Da ----- plötzlich ist es wieder da, das pfeifende Zischen, ein berstender Knall, aufspritzende Erde. Soll man seinen Augen trauen? Der Bataillons-Stab hat sich dem Schutz von Mutter Erde anvertraut! Auf dem Bauch liegen die vier, geduckt, wie es in keinem Reglement schöner beschrieben sein könnte. Wie alles still



bleibt, wagt sich einer, ein zweiter, alle vier wagen sich zu erheben – in der Rekrutenschule ging's rascher –, und schon schlägt die nächste Granate ein, 50 Meter vorn, und wieder liegen die vier. Die unweit im Erdloch gedeckt stehende Schildwache schmunzelt. Der Dreck der Ajoie ist anhänglich, zäh, und fusstief liegt er stellenweise. Und immer und immer wiederholt sich das neckische Spiel mit seinem todernsten Hintergrund. Liegen auf! Blitzschnell das Hinwerfen,

gemächlich das Aufstehen. Die Wirklichkeit hält Instruktionstunde! Die Ziffern des angewendeten Reglementes stehen auf den fingerdick mit Juradreck überzogenen Mänteln der Offiziere, auf der einen Wange des Bataillons-Kommandanten, die reichlich bedacht wurde, und auf einem im Schlamm steckengebliebenen Handschuh eingezeichnet.

Die Lage beruhigt sich. Der Quartiermeister aber ist ein Schalk! Wie leicht ist das pfeifende Orgeln herausausender Granaten nachzuahmen! Ein rasch angefügtes «Achtung!» genügt, und wieder liegen sie, die drei. Ein befreiendes Lachen beschliesst die Situation, die weder des Ernstes noch des Humors entbehrte.

*** Füs. Bat. 101

Strandgut des Krieges

Engadiner
Tage

Es war im Unterengadin im Januar 1945. Wir hatten die Grenze zu bewachen. Auf gegenseitige Abmachung war uns gestattet, infolge der winterlichen Verhältnisse einen Pfad zu benützen, der über österreichisches Gebiet führte. Dort trafen wir immer wieder mit deutschen Soldaten zusammen, die wie wir, weitab von den Eigenen, ihre Pflicht taten. Auf diesem Pfad gab es manche Plauderstunde mit den Deutschen, und manche Zigarette wanderte in deutsche Hände. Man redete dies und das. Schon die ersten, mit denen wir sprachen, sagten uns: «Wenn dann der Kleine mit der Schirmmütze kommt, reden wir nur vom Wetter, denn das ist ein eingefleischter Nazi.» So erzählte man sich dies und das, kam ab und zu auch einmal auf Politik, sobald aber die Schirmmütze auftauchte, sprach man vom vielen Schnee, vom schönen Wetter und der Romantik der Gegend.

So entstand Kameradschaft über die Grenze, und als an einem frühen Morgen einer dieser braven Kerle von einem Deserteur erschossen wurde, war es uns, als ob einer der unsrigen sein Leben gelassen hätte.

Ja, diese Deserteure und Flüchtlinge. Täglich kamen sie, Deutsche, Engländer, Tschechen, ein tolles Kunterbunt.

Ein Fall berührte uns besonders. Bei Tagesanbruch stapften zwei junge Männer durch den tiefen Schnee. Keuchend kamen sie zum Posten. Wir führten sie herein, hiessen sie sich ausruhen, und schon bald brachte die Frau des Postenchefs für die beiden ein Frühstück.

Dann kam das Verhör.

Es stellte sich heraus, dass es ein Tscheche und ein Österreicher waren. Irgendwo in Deutschland waren sie ausgerissen, hielten sich eine Woche bei einer Tante in Innsbruck auf. Dort waren sie in einem Schrank verborgen. Als aber die Polizei die Wohnung der

Tante durchsuchte, wurde dieses Versteck zu unsicher, und sie beschlossen, in die Schweiz zu flüchten.

Da waren sie nun, gaben bereitwillig Auskunft und zeigten die Papiere. Der Ältere war im Militärdienst durchgebrannt, der Jüngere war noch nicht im Dienst.

Nach einigen Telephon kam der Befehl: «Der Ältere ist als Deserteur zu internieren, der Jüngere ist wieder über die Grenze abzuschicken, weil Zivilist.»

Der Junge sank in sich zusammen und war der Verzweiflung nahe, wusste er doch, was ihm bevorstand. Das Bedauern mit ihm war tief, doch Befehl war Befehl; da konnten weder wir noch der Postenchef etwas machen.

Im Laufe der Gespräche erzählte er so nebenbei, dass er für die Rekrutenschule aufgeboten sei.

Ich sah die Chance.

«Haben Sie das Aufgebot bei sich?» fragte ich ihn.

«Ja, vielleicht.» Dann kramte er in seinen Taschen, und wirklich, da war es.

Schnell meldeten wir das dem Postenchef. Wiederum Telephone, und um 1'000 kam der Befehl:

«Der junge Mann ist zu internieren.» Mit einem Freudensprung quittierte der Junge die Mitteilung, dann fiel er dem Älteren um den Hals und weinte wie ein Kind. Ihm war das Leben zum zweitenmal geschenkt.

Auch uns standen die Tränen in den Augen, und wir fanden es gut, die zwei für einige Zeit allein zu lassen.

Keiner all der Überläufer nahm so bewegt Abschied von uns, als er zum Weitertransport abgeholt wurde.

Gfr. Werdenberg, Ter. Füs. Kp. 1/159

Das Heer
der 28'000

Es war in den unfreundlichen Junitagen des Jahres 1940. Die Pferde weideten auf den schön grünen Jura-Weiden, des kalten Wetters wegen aber schlossen sie sich zu grossen Herden zusammen. Gemütlich frassen sie ihre grüne Kost. Nichts störte sie. Nur hie und da horchten sie auf, aber sie hatten keine Ahnung, was das Donnern jenseits der Grenze zu bedeuten hatte!

Wir aber wussten es alle, und der Befehl «Verstärkte Alarmbereitschaft» hatte seine Berechtigung. Das französische Heer wurde von den deutschen Streitkräften zurückgedrängt. Jede Stunde

konnten die Unglücklichen die Schweizer Grenze erreichen.

Dann hiess es bereit sein. Und es kam die Stunde. Auf der andern Seite der Grenze lagerte ein Heer von Flüchtlingen. Männer und Frauen, kleine und grosse Kinder, und zu ihnen gesellten sich einige abgesprengte Gruppen französischer Soldaten. Das rettende Ziel – die Schweiz – war erreicht. Ein Strom von Menschen, die ihr ganzes Hab und Gut zurücklassen mussten, überschritt die Grenze. Sie wurden von uns Schweizern mit aller Herzlichkeit aufgenommen. Man gab ihnen Milch und Tee und mit glücklichen Augen biss jeder in das gute, frischgebackene Schweizer Brot.

Vive la Suisse!

Jeder gab sein Möglichstes her. Schubkarren, Velos, Autos, alles wurde in Betrieb gesetzt, um den Kriegsunglücklichen ihr weniges Gepäck ins Trockene zu führen. Schulhäuser und andere Gebäude waren bald überfüllt, aber trotzdem war jeder glücklich, in Ruhe und Sicherheit zu sein.

Auf einer Treppe sass ein nicht mehr allzu junger Franzose. Seine abgemagerten Gesichtszüge zeigten Furcht. Auf der Flucht wurde eine Flüchtlingskolonne von feindlichen Flugzeugen angegriffen. Sein Weib und sein Kind blieben am Strassenrand tot liegen ...

Die Masse der Unglücklichen ruhte – wir aber wachten.

Immer mehr und mehr Soldaten wurden von uns entwaffnet und die Haufen von Gewehren, Revolvern und Munition waren bald mannshoch.

In den frühen Morgenstunden erreichte die Spitze eines polnischen Regimentes unseren Grenzposten. Geordnet, viele mit zwei, drei Gewehren beladen, überschritten die Polen die Schweizer Grenze. Jeder nahm mit, was er fand, um dem Feinde so wenig als möglich Kriegsmaterial zuzulassen. Nicht jeder gab gerne seine Waffe ab.

Artillerie, motorisierte Abteilungen und zuletzt lange Tankkolonnen rollten heran. Herrgott, wie dies alles aussah.

Gerne gaben wir unsere Zigaretten her, welche wir von zu Hause erhalten hatten.

Innerhalb weniger Tage hatten 28'000 alliierte Soldaten, darunter 16'000 Polen, an verschiedenen Orten die Grenze überschritten.

Die Kirchenglocken verkündeten die Mittagsstunde. Die

Sonne hatte über das Wolkenmeer gesiegt und erwärmte mit ihren heissen Strahlen die Jura-Weiden. Neben unseren schön gepflegten Zuchtpferden weideten die abgemagerten Kriegsrösse. Wie manchen Sturm hatten sie wohl erlebt? Diese Ruhe sei ihnen gegönnt. Und es war, als würden auch unsere Pferde so denken. Gemütlich schauten sie ihren Kameraden zu, wie sie das gute Gras mit Begierde verschlangen.

Wm. Ammann, S. Kp. II/3

Un regno per
una cioccolata

Unser Abschnitt zog sich von Chiasso bis weit über Arogno hinaus, wobei die Grenze über dem Muggiotal bis zum Generoso zum begehrtesten Übergang gehörte. Täglich brachten unsere Soldaten einzelne oder ganze Gruppen von Flüchtlingen zu Tal und nach Chiasso, wo die Ankömmlinge fürs erste registriert, gebadet, ärztlich betreut und gepflegt wurden.

Eines Tages erhielt ich den Auftrag, einen Einzelgänger, einen kleinen italienischen Rechtsanwalt in Melano, entgegenzunehmen, um ihn nach Chiasso zu geleiten. Er hatte seine paar Habseligkeiten in zwei mittelschweren Schachteln bei sich, und beim Einsteigen in den Gotthardzug liess er sie auf dem Bahnsteig stehen, in der Meinung, dass ich ihm als *facchino* beigegeben sei. Als ich ihn wieder zurückrief, sah er mich verständnislos an, weil ich ihm seine Schachteln nicht nachtragen wollte. Der Mann war übrigens durchaus nicht unterernährt und durch seine Fahrt mit dem Postauto bis Melano gut ausgeruht.

Nach der Ankunft in Chiasso suchte er sich im ganzen Bahnhof erst einen Dienstmann, doch waren ihm ihre Preise zu unverschämt, so dass er sich entschloss, seine Bürde lieber selber zu tragen. Bis zum Lager stellte er die Pakete etwa zwanzigmal ab, so dass wir für die Strecke von einer Viertelstunde eine ganze Stunde benötigten.

Am Ziel angekommen, legte er seine kleine Last in eine Ecke, fand auch gleich einen Bekannten unter den Angekommenen, setzte sich gar nicht erst hin, sondern erzählte seinem Gegenüber temperamentvoll seine ganze Geschichte.

Inzwischen hatte sich ganz in der Nähe ein junges, verliebtes Ehepaar auf eine Bank gesetzt. Der junge Mann versuchte seiner hübschen Frau ihre Wünsche von den Augen zu lesen, denn sie war offensichtlich etwas leidend, ihre grossen dun-

keln Augen irrten scheu in die Runde, und als ich mich mit ein paar Worten nach ihrem Ergehen erkundigt hatte, meinte sie aus tiefstem Herzen: « Adesso un regno per una cioccolata. » Nun, was tut ein Mann, wenn ihm eine Frau ein Königreich verspricht? Banale Frage!

Sobald sich eine Gelegenheit bot, mich zu entfernen, setzte ich mich aufs Rad, fuhr hinein nach Chiasso, fand nach kurzer Zeit eine Confiserie und darin eine verständnisvolle Seele, die mir der strengen Rationierung zum Trotz die beste Schweizer Schokolade aushändigte, und radelte schnellstens ins Lager zurück. Die zwei jungen Leute sassen noch immer am gleichen Platz. Ich ging hin und überreichte die eingewickelte Schokolade der jungen Frau, machte rechtsumkehrt und empfahl mich, das Königreich ihrem jungen Mann überlassend, da ich zuhause ja selbst ein Königreich besass. Ganz für mich habe ich dann unserem Bataillons-Kommandanten Abbitte geleistet. Peccavi, Herr Major! Ihr Befehl, nicht weich zu werden, ging doch weit über das hinaus, was man einem Untergebenen zumuten durfte!

Der kleine Rechtsanwalt redete noch immer.

San. Wm. Brand, Ter. Füs. Bat. 174, Stab.

August 1940! Ein Pfiff – die kilometerlange Kolonne steht still. «Säcke ab, Marschhalt!» Zum zehntenmal ertönt dieser Befehl. Schnell wird eine Zigarette in Brand gesetzt. Ein Schluck Tee zur Erfrischung und alles liegt am Strassenrand ab. Müde? – Nein, ich fühle keine Müdigkeit, denn der Gedanke, dass dies der letzte Marsch ist, erhält mich frisch und munter. Entlassung...!

Schon sehe ich mich in den Zivilkleidern, auf meinem Arbeitsplatz und im weichen, weiss angezogenen Bett. Am Abend in einem kleinen Café, in einem Kino oder irgendwo. Wie herrlich schön doch dies alles klingt. Zu schön, um wahr zu sein...

Ein neues Kommando reisst mich aus meinen Gedanken. «Die Truppe defiliert auf dem Bahnhofplatz vor dem Korpskommandanten. Marschbereit!» Ein Pfiff – die Kolonne marschiert weiter.

Kaum haben wir die ersten Häuser der Stadt erreicht, kommen uns Mädchen mit Blumen entgegen. Die Strassen sind beflaggt.

Armer
Polen-Soldat!



Aus den Fenstern regnet es Blumen. Applaus! Es ist der Dank der Zivilbevölkerung an die nach Hause zurückkehrenden, seit einem Jahr an der Grenze stehenden Soldaten. Ein kleines Mädchen drängt sich durch die Kolonne – kommt zu mir – drückt mir drei Rosen in die Hand. Seine Augen glänzen voller Glück.

Marschmusik, Trommelwirbel, Hunderte klatschender Hände und voran die wehende Schweizerfahne, welche uns während vielen Monaten begleitet hat. In diesem Jubel und Glanz vergesse ich die harte Zeit des Dienstes. Alle Hände voller Blumen, die Pferde und Geschütze mit Blumen geschmückt, verlassen wir die Stadt. Noch lange Zeit höre ich den Klang des Jubels.

Im Staub der Landstrasse marschieren wir weiter. Wir kommen in ein kleines Dorf. Am Strassenrand steht nicht mehr die jubelnde Menschenmenge, Es sind Männer in brauner Uniform. Sie erheben die Hand zum Gruss unserer Fahne. Ernst schauen sie uns an.

Armer Polen-Soldat!

Du musst zusehen, wie wir blumengeschmückt nach Hause ziehen. Du bist hier interniert, fern von zu Hause – ohne Nachricht.

Mir wird ganz bange und traurig zumute. Und in mir drängt die Frage: Habe ich diese Blumen verdient? –

Armer Polen-Soldat!

Du hast gekämpft für dein Vaterland, hast dein Leben eingesetzt für Frankreich. Bist über die blutdurchtränkten Schlachtfelder vorgerückt – bist im Granattrichter verwundet worden. Fandest im Kanonendonner keine Ruhe – keinen Schlaf und musstest den Kampf als Besiegter aufgeben – wurdest interniert.

Wir kehren alle zurück – du aber hast deine Kameraden verloren, die Mordwaffen haben ihre Herzen durchbohrt. Wenn du dann einmal nach Hause gehen kannst, findest du dein Heim als Trümmerhaufen. Deine Frau und deine Kinder liegen unter Trümmern begraben. Du bist allein! Niemand wird dir Blumen schenken, wird dir für deine Tapferkeit danken. Du bist ein Fremdling und wirst als solcher dein ganzes Leben lang in der Welt umherirren.

Schnell strecke ich einem Polen meine Rosen hin. Verwundert steht er da, sieht mir mit grossen Augen nach und erhebt seine Hand zum Gruss.

Armer Pole!

Die Rosen werden verwelken, der Duft aber wird noch lange in dir sein und du wirst in vielen Jahren zurückdenken an das kleine Land, das dich in der Not aufgenommen und beherbergt hat. Du hast diese Gastfreundschaft verdient. Armer Polen-Soldat!

Wm. Ammann, S. Kp. II/3

Der Sturm in nächster Nähe unserer Grenzen scheint verstummt. Die Wogen glätten sich. Braust auch noch tagelang das Unwetter anderswo mit unverminderter Gewalt weiter, so beginnen wir doch schon an unsern Gestaden den Schaden zu besehen.

Wie oft wurde gesagt, die Schweiz sei eine Insel. Der Sturm, der noch gestern heulte und tobte, hat auch an unsere Ufer viel Strandgut geschleudert. Die erschütternden Berichte, die täglich aus dem Jura kamen, sind überall im Lande mit tiefer Teilnahme aufgenommen worden, und das Interesse für die Abgedrängten ist gross. Die menschlichen Gefühle und die Hilfsbereitschaft sind selbstverständlich.

Wir, die wir hier – mitten im Land – im Dienst stehen, haben auch unser gut Teil davon zu spüren und zu sehen bekommen. In ständig sich folgendem und sich ablösenden Gruppen führen wir mit Gesellschaftswagen zu den Grenzorten, wo gerade die zahlreich-

Strandgut

sten Übertritte erfolgten und übernahmen dort Stück um Stück den mitgeführten Motorfahrzeugpark der über die Grenzen gespülten Truppenteile unserer in ehrenvollem Kampf geschlagenen Nachbarn.

Da stehen sie nun in Reih und Glied, glanzlos im tarnenden erdgrauen Farbgewand oder buntgescheckt, die Töne der Landschaft nachahmend, wahre Urweltungeheuer von Lastwagen neben kleinen, flinken Personenwagen, Fahrzeugen mit Scheinwerfern, bescheidenen, fleissigen Lieferwagen und Ambulanzen. Trübselig stehen sie neben ihren schweizerischen Artgenossen – man möchte sagen schweratmend, erschöpft und ein wenig zerzaust; aber zufrieden, hier zu sein.

Jeder der Kameraden, der zurückkommt, hat eine Menge zu erzählen. Jeder hat etwas anderes gesehen: Pferde, afrikanische Truppen, Polen, flüchtende Frauen und Kinder, Geschütze, einen Bahnhofsvorstand, der seinen Hausrat und seine Familie auf vier Lokomotiven hereinbrachte. Hier erst, bei uns, findet sich Zeit und Musse, den Inhalt all der lasttragenden Fahrzeuge näher anzusehen. Eines um das andere wird sorgfältig ausgeräumt und vom Inhalt ein Inventar aufgenommen.

Die ganze Hast des Aufbruchs, der Schrecken der letzten Minuten spricht aus diesen Inventaren. Es ist schier nicht zu glauben, was da alles zum Vorschein kommt. Liebenswürdige, kleine Menschlichkeiten, absonderliche und oft wirklich fast erheiternde Zusammenstellungen finden wir. Unzählige Briefe, private Korrespondenzen bangender Frauen und militärische Notizen, Kompaniebuchhaltungen und Tintenfässer, Geschirr und Motorräder, volle, grosse Fässer mit Rotwein, frisches Gemüse und Feldtelefonapparate, ungezählte Velos und Gewehre, Stahlhelme und Stühle.

Und ist es nicht, als ob Krieg und Frieden sich die Hand reichten, wenn wir mit Staunen unter drei schweren Maschinengewehren eine Nähmaschine hervorziehen? Sozusagen Schwert und Pflugschar?

Zwischen den offenen Rückwänden der Ungetüme wandere ich umher. Wirklich, da sieht es oft aus wie nach einem Seesturm, wenn das Strandgut gesichtet wird! Da ist eine grosse Blache ausgebreitet im Gras, und viele kleine Gegenstände, zum Teil feucht und nass, liegen im Sonnenschein zum Trocknen. Auf einem kunterbunten Berg von Briefen liegt zuoberst ein Wandkalender, wie sie zu Millionen in der Welt jedes Jahr neu aufgehängt werden. Irgendein märchenhaft schöner Mädchenkopf lächelt mich an. Aber mein Blick bleibt wie

gebannt auf dem schmalen Abreissblock haften. Der 18. Juni ist noch abgerissen. Der 19. Juni schaut mich an. der 19. Juni... Dann blieb die Zeit für diesen kleinen, unscheinbaren Kalender stehen, wie Uhren manchmal für immer stehenbleiben sollen, wenn ihr Besitzer stirbt...

Der 19. Juni 1940. Nur ein Datum. Und sinnend schreite ich weiter zwischen den Haufen Strandgut her und hin, betrachtend und nachdenklich.

HD Fridolin, Motfz. Rep. Abt. 1/XVIII

September 1943! An unserer Südgrenze stauen sich die Flüchtlinge, die zuerst einzeln, dann in kleineren und grösseren Gruppen, später zu Hunderten die Grenze zur rettenden Schweiz überschreiten. Welch ein Völkergemisch! Vor allem Italiener, dann Engländer, Amerikaner, Russen, Polen, Serben, Kroaten, Inder, Neger, Angehörige der alliierten Armeen, die aus deutschen Gefangenenlagern in Italien entweichen konnten, vom Soldaten bis zum hohen Offizier. Wir stehen im südlichsten Zipfel unseres Landes. Die Kompanie ist verteilt auf viele kleine Grenzposten. Unsere Mannen, vom Ernst der Stunde erfasst, machen als treue Gehilfen der Grenz Wächter Tag und Nacht ihre oft mühseligen und gefährlichen Grenzpatrouillengänge, begleiten Flüchtlingstrupps in die Sammellager.

Auf dem Kommandoposten herrscht ein toller Betrieb, das Telephon schrillt fast ununterbrochen. Postenchefs melden befehls-gemäss die Beobachtungen im Grenzgebiet, die Übertritte, zahlenmässig und nach Nationszugehörigkeit. Die Listen füllen sich, die Zahlen klettern in die Tausende.

Eines Nachts gegen 01.00 meldet der Chef eines entfernten Bergpostens, soeben sei ein Mann angekommen, seinen Papieren nach ein Russe, ein riesiger Kerl mit einem schweren Rucksack beladen. Er mache ihm keinen guten Eindruck, reagiere weder auf Deutsch, noch Italienisch oder Französisch, spreche überhaupt nichts und gebärde sich wie ein Wilder, wenn man seinen Rucksack untersuchen wolle. Der Postenchef verlangt, dass ich ihm sofort zwei Mann zur Abholung dieses ungemütlichen Kunden schicke. Dies ist nun allerdings nicht möglich, da sämtliche Leute der Kompanie-Reserve bereits unterwegs sind. So gebe ich dem Korporal die Weisung, den Russen von Leuten seines Postens auf den Kommandoposten beglei-

ten zu lassen, avisiere den Wachtoffizier und harre der Dinge, die da kommen sollen.

Eine gute Stunde später ertönt das vereinbarte Signal vom Hof her, ich trete hinaus, zünde das Licht im Hausgang an, und vor mir stehen meine beiden Kameraden mit dem Flüchtling, einem wirklich strammen Burschen, an die zwei Meter gross, breitschultrig, der mit finsterem Gesicht mich einer ganz genauen Musterung unterzieht. Die beiden Begleiter sind sichtlich froh, den unheimlichen Gast los zu sein und traben eilig wieder in die Nacht hinaus. Ich bedeute dem Mann, mir ins Büro zu folgen. Inzwischen ist auch der Wachtoffizier angekommen, und wir versuchen mit dem Russen zu reden, italienisch, französisch, deutsch; tatsächlich, er reagiert auf nichts, schaut immer nur mit finsterem Blick vom einen zum andern und behält seinen in der Ecke stehenden Rucksack stets im Auge. Ratlos sehen wir uns an, bis mir plötzlich der Gedanke an unseren administrativen HD kommt, einen Auslandsschweizer, in Warschau geboren und aufgewachsen, der perfekt polnisch spricht; ob er auch russisch kann, weiss ich nicht. Rasch laufe ich ins Kantonement, wecke ihn, erkläre ihm das Vorgefallene, und tatsächlich, er spricht auch russisch. Kaum hört unser Flüchtling ein paar Laute der Sprache seiner Heimat, bricht es aus ihm hervor, er redet, redet, und dabei kollern ihm Freudentränen über seine bärtigen Wangen. Wie lange mag er wohl seine Muttersprache nicht mehr vernommen haben, und jetzt, wo er auf neutralem Boden steht und seine Leidenszeit überstanden hat, kann er sich nicht mehr halten. Er sinkt auf einen Stuhl, vergräbt das Gesicht in die Hände und weint wie ein Kind. Wir wollen ihn nicht stören und warten. Wie er sich etwas beruhigt hat, gibt er zu verstehen, dass er Hunger habe, ob wir ihm etwas zu essen geben würden. Schnell hole ich in der Küche ein Stück Käse und Brot, das er mit Heisshunger verschlingt. Dann zeigt er uns seine Papiere – er ist Oberleutnant, 28 Jahre alt – und beginnt zu erzählen: Er sei in der Schlacht um Smolensk von den Deutschen gefangen genommen, mit ihnen als sogenannter «Ostfreiwilliger» nach Afrika, von dort nach Sizilien, durch ganz Italien hinauf bis nach Mailand geschleppt worden. Von Beruf Automechaniker, hatte er dort den Automobilpark eines Regimentsstabes zu pflegen. Eines Abends wurde im nahe bei der Garage gelegenen Offizierskasino wahrscheinlich infolge irgendeiner Siegesmeldung ein bei solchen Gelegenheiten übliches Trinkgelage mit grossem Lärm abgehalten. Gegen Mitternacht wurde es ruhig, er ging neugierig nachschauen,





und welch ein Bild bot sich ihm: Auf und unter den Tischen lagen zwischen Sektkübeln und umgestürzten Flaschen betrunkene Offiziere, schliefen und schnarchten. Er fand dies als die schon lange gesuchte Gelegenheit zur Flucht; handelt rasch, verproviantiert sich reichlich am Buffet, packt alles in seinen Rucksack, schleudert eine Handgranate zwischen die glänzenden Personenwagen in der Garage und verschwindet. Zehn Tage bzw. Nächte dauert sein Marsch auf unbekanntem Wege, bis er die Schweizer Grenze erreicht. Und nun ist er da und freut sich, seinen Peinigern entronnen zu sein. Wir sprechen über dieses und jenes, wobei uns seine Bildung überrascht, bestaunen immer wieder seine athletische Figur, und plötzlich zieht er etwas hervor, das er in einer Lederhülle auf der Brust getragen: Die Goldmedaille als Olympiasieger im Einer-Kanufahren an der Olympiade in Berlin! Welche Ironie des Schicksals, damals gefeierter Sieger, umjubelt von den Massen, deren Gefangener er später wurde!

Langsam dämmert der Morgen, es wird Zeit, unsern Flüchtling ins Sammellager zu verbringen; ich werde dies selbst tun. Vorher aber öffnet er seinen Rucksack, was sehen wir? Ein paar armselige Wäschestücke, darin eingewickelt eine ganze Anzahl Flaschen Wein, eine Menge Schachteln Zigaretten, echte österreichische AUSTRIA, ein feines Kraut, «fabriziert für die deutsche Armee», wie eine Aufschrift zeigt. Ach, darum die ängstliche Sorge um seinen Rucksack! Zum Dank für unsere Gastfreundschaft erhält jeder von uns eine Schachtel Zigaretten, und selbstverständlich wird auch eine Flasche – auch kein schlechter Tropfen – ihres Inhaltes beraubt.

Später hatte ich noch ein paarmal im Lager zu tun, unser Flüchtling erkannte mich immer sogleich, und jedesmal wechselte eine Schachtel AUSTRIA ihren Besitzer. Dann kam er in ein anderes Lager in die Innerschweiz, ich sah ihn nie mehr, aber in Erinnerung wird er mir zeitlebens bleiben.

Gfr. Zeller, Geb. Füs. Kp. 1/86

Krieg an der Grenze

«This is
Switzerland»

Am 4. Mai 1945 inspizierte ich im Münstertal (Graubünden) «einen Beobachtungsposten, der mit seinem Scherenfernrohr die Vorgänge jenseits der Grenze zu enträtseln suchte. Wir waren in gehöriger Spannung, schrieben doch alle Zeitungen von bevorstehender Kapitulation der deutschen Armee. Auch hier, in einem abseits gelegenen Zipfel unserer Schweiz, erwarteten wir die Besetzung der Grenze durch alliierte Truppen. Angestrengt blickte ich durch das Fernrohr, fand aber nur bestätigt, was der Beobachter mir gemeldet hatte. Auf der Strasse im Etschtal, in der Gegend von Malles, herrschte reger Betrieb. Staubfahnen hingen in der Luft von Tanks, die hinter Häusern verschwanden. Wenn kein Widerstand mehr gebrochen werden musste, konnten in wenigen Stunden die Alliierten an unserer Grenze stehen. Ich eilte vom hochgelegenen Auslug hinunter zu unserem verstärkten Wachtposten, um die Weisungen für die Nacht zu geben.

Am Morgen machte ich in aller Frühe die Runde bei unseren Posten. Die Nacht war ruhig verlaufen. So kam ich an die Grenzbarriere und verwickelte den wachhabenden deutschen Grenzer in ein Gespräch. Ich hörte, dass die Deutschen keinen Widerstand leisten würden. Dies war für mich eine grosse Beruhigung, wengleich ich meinen Mannen volle Aufmerksamkeit empfohlen hatte. Wie stark immer noch die Bindung an Hitler war, offenbarte mir die Frage des deutschen Grenzers: «Wenn nun die Alliierten hier an die Grenze kommen, soll ich da mit dem Hitler oder mit dem Wehrmachtsgruss grüssen?» Die Frage überraschte mich einigermaßen, und ich konnte ihm nur zur Antwort geben: «Sie stehen hier doch nicht als Parteimann, sondern als Soldat, und als solcher wissen Sie sicher, was Sie zu tun haben.»

306

Mittlerweise war der halbe Vormittag vorüber, und ich beobachte-

te von einem Versteck aus die Strasse. Da entdeckte ich plötzlich in einiger Entfernung eine Silhouette am Strassenbord, die nicht von einem deutschen Soldaten herrühren konnte. Es war genau zehn Uhr. Ich eilte zurück auf die Strasse, orientierte unseren Posten und gab dann dem Deutschen Bescheid, dass die Alliierten bald anrücken würden. Er dauerte mich, da man ja allgemein das ungewisse Schicksal einer in Gefangenschaft geratenen Truppe kannte.

Plötzlich wirbelte auf der Strasse eine Staubwolke auf. Der deutsche Grenzer sah mich mit einem bedeutsamen Blick an und ging dem Jeep entgegen, der vor einer Drahtwalze, die hundert Meter vor der Grenze quer über der Strasse lag, Halt gemacht hatte. Vom Jeep sprangen vier Soldaten und ein Offizier. Mein Grenzer salutierte – mit der Hand am Helm.

Dann kam die ganze Gruppe auf die Grenze zu. Zwei Soldaten verschwanden mit dem Deutschen in der Zollkaserne, die übrigen kamen an den Schlagbaum heran. «Peace's come, and here is Switzerland.» Ich begrüßte den Offizier und die beiden Soldaten. Die mitgemachten Strapazen waren ihnen deutlich anzusehen. Auf einmal ertönte lautes Gerassel, und in rascher Fahrt näherten sich zwei Tanks, schwenkten vor uns links und rechts aus, und einen Meter vor der Grenze blieben sie in einer Wolke von Staub mit einem Ruck stehen. Ein Dutzend schwerbewaffneter Soldaten sprang ab.

Und nun erlebten wir einige Stunden regen Betriebs. Wir unterhielten uns mit den Soldaten und erfuhren, dass sie, das amerikanische X. Panzerkorps, bei Syrakus an Land gesetzt worden waren und sich durch ganz Italien heraufgekämpft hatten. Eine «grosse Reise», meinten sie. Ob sie auch einen Moment auf Schweizer Boden stehen dürften? Wir erlaubten ihnen das gerne. Es war rührend zu sehen, wie jeder sich durch den schmalen Durchgang zwängte, einen Augenblick stehen blieb, mit verlorenem Blick ins Weite sehend, und dann wieder zurücktrat auf eigenen und doch fremden Boden. Welche Gedanken mochten sie im Herzen bewegen? Tausende von Kilometern in feindlichen Landen, hier am Ende des Krieges, auf friedlichem Grund.

Es musste sich rasch herumgesprochen haben, dass die Schweiz unschwer zu erreichen sei. Im Laufe des Tages sausten Dutzende von amerikanischen Jeeps bis an den Schlagbaum heran, beladen mit fröhlichen Soldaten. Ohne Ausnahme wollte jeder einmal auf Schweizer Boden gestanden haben, dann sassen sie wieder auf und verschwanden so, wie sie gekommen waren.

Eine Begegnung bleibt mir unvergesslich. Ein Jeep mit nur einem Insassen brauste heran. Kaum gestoppt, sprang der Soldat heraus, mit drei Schritten war er an der Barriere, lehnte sich darüber, schlug mit den Händen auf den Boden und rief begeistert aus: «This is Switzerland.» Ein Blick noch, ein Gruss « Good bye », dann wendete er sein Fahrzeug – und weg war er. Am Nachmittag wurden die wenigen deutschen Soldaten, die hier die Grenze besetzt gehalten hatten, auf einem Lastwagen in die Gefangenschaft weggeführt. Stumm und bedrückt blickten sie nochmals zurück. Welches war ihr Schicksal? Das war der 5. Mai 1945. Ein strahlend schöner Tag, der hinüberleitete in eine friedlichere Zeit.

Adj. Uof. Zfhr. Lang, Geb. Gz. Füs. Kp. 1/259

Schweizer
Soldaten

Wir wollen nicht prahlen. Wir tun unsre Pflicht,
Willig und schlicht.
Wenn das Schrecklichste kommt, wenn der Feind
unsre Grenzen versehrt,
Wir sind bereit und wohlbewehrt.
Wir wissen nicht, ob wir Helden sind.
Wir kämpfen für Heimat, Frau und Kind.
Wir lieben die Freiheit, wir lieben Volk und Land,
Wir möchten sie schützen vor Mord und Brand.

Wir wissen nicht, ob wir Helden sind.
Wir tun unsre Pflicht,
Willig und schlicht –
Aus Liebe.

Hptm. Rhyn, Ter. Füs. Kp. 1/136

Der Spionage
verdächtig

Der Sohn des Schlosses Jussy war Leutnant. Trotzdem er sich damals ständig im Dienst befand, sahen wir ihn nie in Uniform. Denn er war ... Spion! Da wir damit rechnen mussten, dass die deutschen Truppen südlich des Genfersees durch die von Marseille her vorrückenden Befreiungstruppen abgeschnitten werden könnten und vielleicht sogar einen gewaltsamen

Durchbruch bei Genf erzwingen wollten, mussten wir über solche Vorbereitungen auf dem laufenden sein. Das Schloss hatte noch einen grossen Grundbesitz jenseits der französischen Grenze, so dass der Leutnant Micheli von dort aus seine Erkundungszüge ausführen konnte. Er hatte aber noch Meldegänger, die immer wieder den Stacheldraht überklettern mussten. Damit ihr Tun nicht etwa durch die Wachtsoldaten – vielleicht ohne böse Absicht – ausgeplaudert wurde, war mit dem jeweiligen Abschnittskommandanten vereinbart, dass an gewissen Stunden eine Schildwache weggelassen wurde und so ein Grenzstück von etwa 200 bis 300 m Länge frei war. Einmal aber klappte die Sache nicht. Irgendwie hatte die deutsche Gestapo Lunte gerochen. Vier Mann umzingelten den Hof, in dem unser «Spion» auf Meldungen wartete. Im letzten Augenblicke gelang es dem Pächter, ihn zu warnen, so dass er einem niedern Gebüsch entlang flüchten konnte. Es gelang ihm gerade noch den Drahtzaun zu erreichen, diesen ungewein geschickt zu übersteigen, als zwei Deutsche um die Ecke des Hofes gerannt kamen. Kaum hatte er auf der Schweizer Seite den Boden berührt, als ihm ein «Halt, du Stier» entgegen-tönte.

«Hände hoch, umdrehen, vorwärts marsch!» befahl dann der Appenzeller Gefreite, der hier den Abschnitt bewachte. So wurde unser Leutnant, ein schussbereites, geladenes Gewehr im Rücken, durch den Wald gegen den etwa eine Viertelstunde entfernten Posten abgeführt.

So traf ich die zwei, als ich von eben diesem Posten gegen die Grenze schritt. Natürlich nahm ich dem Gefreiten seine «Beute» ab und befreite den Leutnant Micheli aus seiner bedrohlichen Lage. Dem Gefreiten aber sagte ich, er habe seine Sache gut gemacht und er könne wieder in seinen Abschnitt an der Grenze zurückkehren. Ich selbst würde den Gefangenen übernehmen und abführen. Wahrscheinlich muss er gesehen haben, wie ich meinem «Spion» zuzwinkerte, als ich das vom «Abführen» erwähnte. Als ich dem Leutnant nach der Schilderung seiner Flucht eine Zigarette offerierte und nachher mit ihm zu dem in einem nahen Waldweg versteckten Auto ging, glaubte ich, den Helm meines Gefreiten hinter einem Buchenstamm hervorgucken zu sehen.

Am nächsten Tag läutete mir der Kommandant des betreffenden Postens, Wachtmeister Salzgeber, an und bat mich, ich solle, wenn möglich heute noch auf seinen Posten kommen. Als ich dort ankam, sass die Mannschaft vor der Baracke auf den Bänken herum. Als sie mich mit einer nicht gerade über-

zeugenden Achtungsstellung gegrüsst hatten, führte mich der Wachtmeister von der mich feindselig musternden Mannschaft weg.

«Herr Hauptmann, meine Soldaten sind einer Meuterei nahe. Sie sagten, jeden Tag müssten sie drei dieser vierstündigen Wachtpatrouillen der Grenze nach abklopfen. Aber sie hätten jetzt herausgefunden, warum immer an einer Stelle keine Schildwache angeordnet sei. Damit die deutschen Spione ungehindert über die Grenze kommen könnten. Ein Fräulein sei letzthin sogar beobachtet worden, wie sie über den Stacheldraht geklettert und dann im Walde verschwunden sei. Und den Spion, den der Gefreite gestern erwischt habe, hätte ich nicht auf den KP gebracht, wie ich dergleichen tat. Ohne Untersuchung hätte ich ihn zu seinem versteckten Auto entwischen lassen. Sie hätten deshalb im Sinne, die Befehle eines Kompaniekommandanten nicht mehr auszuführen, der mit dem Feinde unter einer Decke stecke.»

Jetzt gab es für mich nur noch eins. Ich rief die Mannschaft des Postens zusammen, verlangte von ihnen die absolute Schweigepflicht und sagte ihnen dann die volle Wahrheit. Der «Spion» sei Leutnant und leiste uns grosse Dienste. Gestern hätten ihn die Deutschen beinahe geschnappt, und dann wäre er sicher erschossen worden oder in einem Konzentrationslager verschwunden.

Da nickten die alten Appenzeller Soldaten einander zu, und einer, mit schon ergrauten Haaren, meinte, ich solle es nicht übelnehmen, dass sie gegen ihren «Hopmä» einen solch schlimmen Verdacht gehegt hätten.

Jener Gefreite aber weiss sicher nicht, dass er – sofern ich recht unterrichtet bin – den späteren schweizerischen Botschafter in Paris, Minister Micheli, mit seinem gespannten Gewehr vor sich hertrieb.

Hptm. Gerevini, Ter. Füs. Kp. 1/141

1. Mai 1945. Es sind die Tage, die keiner von uns je vergessen wird, sie bleiben eingebrannt als unauslöschliche Eindrücke. Herzbeklemmend im Ablauf der Stunden und ohne Beispiel in den vergangenen sechs Jahren Grenzbesetzung. Durch den bleigrauen Himmel heulen die amerikanischen Jagdflieger, diese schwarzen, gedrungenen Maschinen, und eröffnen den Höllentanz als Vorboten der 1. französischen Armee. Von

Osten her in Schwärmen anfliegend, sich in Zweierpatrouillen lösend, holen sie tief über die Dächer von Diepoldsau aus, kurven steil in die Höhe, drehen fast senkrecht auf einem Flügel ab, und dann bellt es hart und trocken los aus den Bordkanonen.

Es reisst unsere Augen auf, stösst wild gegen das Herz – wir sehen die grausigste der Menschenjagden aus nächster Nähe – ja, sind mit einbezogen in die Todesbahnen, den Tieffliegerangriffen dieser schwarzen Geier. Wie oft haben wir davon gelesen, und nun stehen wir hinter Mauern und Häusern, Menschen gaffen unglaublich leichtsinnig auf den Strassen, während diese gelenkten Wirbel des Todes durch die Lüfte rasen und die Garben der Brandmunition ins Gelände peitschen, in Leiber zischen lassen – ein oder zwei Kilometer von uns weg! Lustenau, Dornbirn, Hohenems sind die Ziele. Eine dunkle Rauchwolke steigt über die Bäume – erst gleich einem langen Schleier in den lichtlosen Morgen, um bald darauf wie ein brauner, schwerer Pilz zu fallen, der langsam das Land überschattet und wie eine würgende Bedrückung auf uns liegt. Der Bahnhof Lustenau brennt. Und ohne Ende steigen die Wolken und Wölklein drüben. Die Paare des Todes wählen sich ihren Flecken Erde, und gleich darauf rast es aus den Rohren, Blitze zucken unter dem Tragdeck. Das gemeine Belben füllt den Himmel. Auf den Feldern flüchten Menschen, aber schon sind die Schatten über ihnen, lassen sich fast senkrecht in atemberaubendem Sturze fallen, der weisse Stern leuchtet und ist doch ein Zeichen des Todes, der Vernichtung. An den Bergen hin, von Dorf zu Dorf wimmert und stöhnt der Fliegeralarm, ohnmächtig, verzweifelt in der schutzlosen Preisgabe des Lebens und der Erde. – Die Abwehr schweigt. – Unsere Posten decken sich so gut als möglich. Etwas bleich erscheinen die abgelösten Leute, sichtlich beeindruckt von einem Schauspiel, das sich seit Jahren «Krieg» nennt und in seinen unmittelbaren Wirkungen bislang in der Entfernung sich abspielte. Nun stürzt es plötzlich aus dem Himmel, ist Feuer und Blut und Not und – Angst. Wo sind unsere Schützenlöcher? Was träumten wir in all den vergangenen Wochen, währenddem es langsam, ohne Halt der Grenze nachkroch und sich unserm weit vorspringenden Erker näherte? Wo sind die Velos stecken geblieben, in welchem Büro träumt die bald altbackene Forderung unseres Kompaniekommandanten? Wo sind die Grenzmarkierungstafeln, und gibt es wirklich kein gutes Schweizerfahrentuch? Müssen wir erst ein paar Leintücher mit Blut färben? Ein jeder spürt die Gefahr – er weiss

nicht recht, in welcher Form –, aber es gleicht einem aufziehenden Gewitter, von dem man nicht weiss, ob ein Blitz nebenaus schlägt und unsere schöne Landkarte ein Loch oder wenigstens eine blöde Stelle abbekommt. – Lustenau hängt weisse Tücher aus den Fenstern, am Kirchturm weht das friedliche Symbol – das grosse Zollgebäude an der Wiesenrainbrücke folgt nach. – Soll ein Kampf vermieden werden? An allen möglichen und unmöglichen Orten flattert das Zeichen der Übergabe. Ob sie alle Bettwäsche ausgeräumt haben? Wieviel Hoffnung hängt daran! Wir vermuten, dass die Widerstandsbewegung Oberwasser erhalten hat und zweifeln aber gleichzeitig an dieser endgültigen Lösung. Seit Tagen hausen zwei Männer der Widerstandsbewegung auf unserer Seite. Sie halten sich in einem alten Grenzhüttlein verborgen. In jeder Nacht schleichen sie hinüber, schwer bewaffnet mit MP, Pistole, Messer – angeblich soll die Wiesenrainbrücke gefährdet sein, da dieselbe zur Sprengung vorbereitet ist und im Notfalle in die Lüfte gehen soll. Die Kabel sollen durchschnitten werden, um damit die Pläne der Zerstörung zu durchkreuzen. Aber die Brücke ist ständig bewacht, und bisher scheiterten alle Versuche. Ein paar Schiessereien hin und her – und meist noch die Alarmschüsse unserer Wache dazu machten das ganze Ufer nervös, so dass bis heute die Aktion scheiterte. Nun aber streifen sich die beiden gegenseitig die Armbinde in den alten Österreicher Farben rot-weiss-rot über und eilen am hellen Tag hinüber, froh und mit strahlenden Augen in den braunen, hart gemesselten Gesichtern. Nun winken sie einmal zurück und verschwinden hinter dem Zollhause. In die längst ersehnte Freiheit? Zwei Stunden später verschwinden die Friedenstücher. SS besorgt das Werk mit bekannter Gründlichkeit. Lustenau soll verteidigt werden. Der Schnee reicht bis auf den Talboden, und viele frische Spuren, Weglein deuten darauf hin, dass Stellungen besetzt werden. Die Abwehr organisiert sich. An den Berglehnen, in den Wäldern ist ein Kommen und Gehen. Aber es mag nur sporadischer, hinhaltender Widerstand sein. Trotzdem – alles ist auf das Höchste gespannt, wie weit und inwiefern unsere Grenzen als solche geachtet werden von den fremden Truppen. Wir werden uns also zwei Fähnlein anvertrauen müssen, in Gemeinschaft mit einer bescheidenen Fliegermarkierung. – Ob das tatsächlich genügt?

2. Mai 1945. Eine unheimliche Grabesstille lastet auf dem Lande. Kein Laut, gar nichts. Nebelschleppen hängen tief über die Wälder herab. Regen fällt. Es ist kühl und frostig. Die Posten stehen wie immer. Wir sehen ihre Silhouetten am Saume des Altenrheins. Und wir erblicken noch etwas. Eine weitere Gestalt in fieberhafter Bewegung, mit Spaten und Pickel die Erde bearbeitend. Dreck fliegt, Arme wie Windmühlen wühlen sich tiefer. Die Schützenlöcher erstehen. Hoffentlich werden es keine Gräber bis zum Abend. Alle Geräusche sind wie in Watte verpackt. Nach dem gestrigen Lärm in den Lüften scheint diese Stille unglaublich. Man begegnet ihr misstrauisch und argwöhnisch. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Die Franzosen können nicht mehr sehr weit sein. In den Zeitungen steht es geschrieben, das Radio bringt fortwährend neue Standortmeldungen. Das Tempo des Vormarsches wird rascher, stürmischer. Pausenlos buddeln sich die Posten in die schützende Erde, manche graben im Steinbett und schwitzen und fluchen – und graben weiter. Die gestrige Lektion liess an Eindrücklichkeit nichts zu wünschen übrig. Es ist nun Krieg, Krieg in nächster Nähe. Und plötzlich schlägt es ein – als schmettere eine Riesenfaust schicksalhaft auf die Erde unseres Landes zum Zeichen des Beginns. Vom Augenblick an beginnt es in die Stille zu hämmern. Von der Staufferspitzte rast das Mg.-Feuer, hinten im Talkessel von Dornbirn rauscht gleiches Echo auf, einzelne dumpfe Abschüsse von Bregenz her. Vielfältig kreuzen sich die Echos, von den Wänden hallt es – aus den düsteren Wäldern zucken gelbliche Mündungsfeuer. Leichtere Waffen picken mit hellem Klang darein. – Instinktiv greift jeder zur Waffe, bindet das Sturmband knapper ums Kinn.

1130: Erhöhte Bereitschaft. Die Mannschaft bleibt im Kantonement, damit sie jederzeit eingesetzt werden kann. – Einsatz? Aus der ersten Aufregung heraus schält sich die Ruhe. Jeder ordnet seine Habe – es hat alles auf aller kleinstem Raume Platz. Man erkennt viel Unnötiges, das zu entbehren in dieser Stunde keine Mühe macht. Zuerst fuhr es heiss zum Herzen, die Hände vermochten ein leises Vibrieren nicht ganz zu unterdrücken. Aber allmählich kühlt alles ab, und von da ab fängt das einfache, klare Denken an: dass wir in den nächsten Stunden dieses Halbrund über den breiten Rhein hinaus als Schweizerboden zu erkennen geben müssen. Mit dem Rücken angelehnt an unseren Strom. Eine leicht angeschlagene Schar im Niemandsland – denn wir haben ja zu wenig Fahmentuch in der Schweiz, um auf die festliche und eindruckliche Art die Grenze zu bewimpeln – Wahrscheinlich hatten

wir früher einen zu üppigen Festrummel, oder dann fehlen halt die Textilprodukte für soviel vaterländischen Stoff! – Das Bataillon meldet an die Kommandanten: «Französische Panzertruppen haben Bregenz erreicht und stehen Richtung Sankt Margrethen an der Bregenzeraach. Die grosse Brücke über diesen Fluss ist gesprengt. Das strategische Ziel der 1. französischen Armee ist Feldkirch. Es sind daher Kampfhandlungen längs unserm Abschnitt zu erwarten.» An der Schmitterbrücke stauen sich Haufen von Zivilisten, Frauen, Kinder – die einen vom Felde her gelaufen, ohne Kleider, ohne etwas zu essen – andere haben schnell Nötiges und Unnötiges in Kinderwagen geworfen – nur fort, der Grenze zu. Aber noch wird der Schlagbaum nicht gehoben. Es sind noch keine Kampfhandlungen in der nächsten Nähe, welche die Zivilbevölkerung gefährden können. Der Kampflärm verdichtet sich, das Wetter wird unsichtiger, die Mg.-Salven rauschen irgendwo aus den grauen Nebelschleppen. Unsere Stellungen sind besetzt – dünn, sehr dünn zwar, aber es geht nicht anders. Die flüchtende Bevölkerung strömt ins Zollhaus, und gleich darauf kriecht das erste Ungetüm eines Panzers auf die Uferböschung, fährt langsam vor, gefolgt von einem zweiten in der so typischen Tarnfarbe, einem schmutzigen Grau-Braun-Grün. Sie verschwinden. Zögernd, lauernd, Richtung Hohenems. Plötzlich fährt eine Stichflamme zum Himmel, der ein ohrenbetäubender Krach folgt. Der erste Panzer ist durch Volltreffer einer Panzerfaust erledigt. Ein kleines Tannenwäldchen verbirgt das deutsche Widerstandsnest. Der zweite Panzer macht kehrt und – bemerkt uns am andern Ufer. Uns, die wir im letzten Augenblick noch die Feldmütze überstülpen mussten, aus Gründen des erleichterten Unterscheidens zwischen Freund und Feind. Die Fahne ist vom Winde völlig um die Stange gerollt. Jetzt fährt pfeifend eine glühende Schnur über uns hin Richtung Diepoldsau. Eine weisse Staubwolke löst sich von einem Hause. Und zum andern Male fährt es mit grellem, metalligem Tone aus dem wie zum Sprunge geduckten Ungeheuer. Wieder saust ein leuchtend roter Strich mit glühendem Kopfe über den Damm. Sehr tief schlägt's auf einen Stein und faucht pfeifend und jaulend gen Himmel. Sie schiessen! Auf uns, auf uns Schweizer? Sechzehn Panzer fächern aus. Wir sehen es. Sehen die Geschützkuppeln. Bemerkten, wie Infanterie zu Haufen abspringt, geduckt in die ersten Deckungen hastet. Sich niederwirft. Dann wieder gebeugte Rücken oder auch nur flache Helme. Alles ist Bewegung – der gegenüberliegende Damm ist lebendig, khakifarbene Uniformen zwi-

schen Büschen und Stauden. Zweihundert Meter hinauf, ebenso viele den Flusslauf hinunter, zum Teil schon in den toten Wassertümpeln lauend – khakibraune Soldaten mit Kränzen von umgebundenen Handgranaten, jeder mit einer MP bewaffnet. Front gegen uns? Gegen die Schweiz? Vielleicht sind 30 Schweizer Soldaten und Offiziere an ihren Waffen in diesen Augenblicken. Wessen Feder vermag in Worten den Gedankenwegen zu folgen? Um den Hals legt sich eine starre, eiskalte Hand mit gekrallten Fingern. Langsam drückt sie zu. Ganz langsam. Rasend schlägt das Herz und man vermeint, es versprengt die Brust. Da züngelt wieder Leuchtspurmunition – die Kanone bellt auf. Zweimal – ja, es ist Krieg – es wird nach deinem kleinen, geringen Leben gezielt, dass es auslösche. Bette dich in die Erde, presse deinen Leib flach hin, ducke dich – es wird auf dich geschossen! Vielleicht hat ein trotziges «Warum» noch schnell Platz, aber gleich ist es weggeschwift. Du spürst die Krumen des Ackers warm und bitter im aufgerissenen Munde – der Atem geht stossweise. Du schaut den Kameraden zur Rechten, zur Linken – aus bleichem, gelbem Gesichte schält sich ein fahles Lächeln und erlischt. Masken sind es unter dem Helmrand, den sich die meisten nun losschnallen und aufsetzen. Dann fegt ein Feuerstoss aus dem Mg. – einzelne Gewehrschüsse, die roten Schnüre weben einen Teppich über die Böschung. Eine Maschinenpistole pickt hoch und giftig, wie keifend – über den Köpfen verzischen die Geisselhiebe «ppin – piime». Ein Lindenzweig fällt mit offenem, weissem, gezacktem Fleisch zu .Boden und Zweie rutschen tiefer in die Deckung hinein. Wir sind in der Flanke bereits weit umgangen. Eine lähmende Zange schliesst sich unfehlbar um unser kleines Häuflein. Es mag noch Minuten dauern – es können auch nur ein paar letzte Sekunden in die Schale der Zeit tropfen. Und dann? Weshalb tun wir nichts? Was glauben wir wohl? Soll ein Wunder geschehen? Glaubt jene Stimme daran, die aus einem Fenster des Zollhauses heraus schreit: «TB nicht laden!» Herrgott – die Munition ist noch verpackt, plombiert. In 60 Meter Distanz, am andern Ende der Brücke duckt sich der Feind zum letzten Sprung. Nicht laden? – Nein, es wird geladen! Es ist eine geschenkte Minute, bevor der Wirbel beginnt – für unsere Köpfe eine Leere, die wir nicht, mit nichts zu füllen vermögen. Noch hat von uns keiner geschossen! – Da – die Bremsen einer schwarzen Limousine kreischen auf – Offiziere eilen ins Haus und gleich darauf – aber es schien eine Ewigkeit – stürmt eine Gestalt über die Brücke, begleitet von einer zwei-

ten mit der weissen Fahne – einem Leintuch an einem Bohnenstängel! – von der Gegenseite löst sich zögernd das Khaki eines Franzosen. Mitten auf der Brücke eine erregte Diskussion. Man will nicht glauben und begreifen, dass wir Schweizerboden schützen. Die Karten beweisen das Gegenteil. Der Rhein die Grenze – ja sogar erst die Appenzeller Berge drüben – aber schliesslich ist der Beweis doch erbracht, und auf ein Zeichen hin sehen wir uns einer vielfachen Übermacht sowohl an Zahl wie auch an Bewaffnung gegenüber. Das Weitere ist ein freundliches Begrüssen. Ungezählte Photoapparate werden gezückt. Diese Waffe friedlicher Art trägt jeder Franzose bei sich. An der Nordspitze resp. am Überlauf liegen zwei Verletzte mit Beinschüssen. Jede Bewegung der beiden wird mit Feuer beantwortet. So ist auch hier die weisse Fahne notwendig. Wo war der Arzt – wo war die Sanität? Fast an zwei Stunden hatten die Verletzten zu liegen, zu warten, bis vier Räder zum Wegtransport gefunden wurden. Bei gewissen Verletzungen und entsprechendem Blutverlust hätte diese Warterei sicherer Tod bedeutet. Und als die Ablösung hinausmarschierte, nach stundenlanger Verspätung – da standen manche völlig konsterniert von dem Erleben auf den Posten, unfähig, etwas zu sagen. Mit Augen, in denen noch die Todesangst flackerte. Es wurden nicht alle Schützenlöcher fertig, einige der Posten mussten offen hinter Sträuchern liegen, und diese Prüfung so zu bestehen, konnte wohl nur der ermassen, der mutterseelenallein da vorne stand und die Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte. Hinter ihm gähnte eine Leere, ein grenzenloses Gefühl der Verlassenheit. Niemand kümmerte sich um die Posten, und es war eine gute Dosis Glück dabei, dass an andern Stellen keine Opfer zu beklagen waren. Und manch einem schien es, als hätten wir die Prüfung nicht bestanden. Als wäre an dem einzigen und so unendlich wichtigen Wörtlein «Verbindung» die plötzlich gestellte Aufgabe gescheitert. Das hätte sich wohl erst in seiner ganzen Tragik offenbart, wenn es wirklich zum Zusammenstoss gekommen wäre. Ein Blutbad, bei dem die Verstärkung gerade noch recht zur Beerdigung gekommen wäre! Krieg spielen oder aber dieses Handwerk wirklich tun – es sind zwei verschiedene Dinge, und erst die harte Wirklichkeit vermag die Kraft und Wahrhaftigkeit bis ins letzte zu prüfen. Ich glaube, dieses Mal wären wir als zu leicht befunden worden. Wir haben einen leisen Vorgeschmack dieser Erfahrung gespürt: es braucht viel Mut zum Kampfe, und es braucht noch einen zusätzlichen Ruck hinzu – für den andern, den Kameraden neben uns da zu sein. Das eigene Leben ge-

ringer zu achten als das seine. Aber ohne diese Verbundenheit kann ich nicht an eine ganze Leistung glauben. Wenige Einheiten werden eine solche Stunde erlebt haben. Für jeden schlug sie an und weckte die Gedanken in jenem Häuflein Soldaten an der Schmitterbrücke – keiner wird diesen Tag je vergessen können. Als abschliessendes Erlebnis von sechs Jahren Aktivdienst wurde es zum Höhepunkt. 19.00. Starkes Artilleriefeuer aus Stellungen knapp hinter dem alten Flusslauf. Wir werden überschossen. Die metallenen Schläge reissen den Himmel auf – es heult aus den Rohren und braust wie mit schweren, dunkeln Flügeln hoch durch die Lüfte, um irgendwo dumpf aufzuschlagen. 30 bis 40 Schüsse in der Minute. Das Konzert der Hölle. Und wie die Dunkelheit einfällt, so blitzen die Mündungsfeuer^ Götzis brennt in dunkler, schwelender Röte. Und immer noch rauscht es durch den hohen Himmel unter den Sternen hin, die geflügelten Boten des Todes.

3. Mai 1945. Abendlicher Besuch beim französischen Posten Schmitterbrücke. Es sind Soldaten der 5. Panzerdivision Nordafrika, und der Ravensburger, den sie aus ehemaligen Ölkannistern einschenken, er lässt die Verbrüderungsszenen herzlich werden, und diese werden mitsamt lukrativen amerikanischen Konserven ständig dicker aufgetragen, um schliesslich in den Landeshymnen zu gipfeln. Die Marseillaise mit allen Strophen, während wir nach alter guter Sitte nur gerade einen Vers fertigbrachten. Wir hatten halt das Zetteli vergessen.

8. Mai 1945. Friedenserklärung. – Die Glocken läuten im Lande, und um unsere Wettrecke schlägt die alliierte Freude Purzelbäume. Was nur aus Rohren heraus geschossen werden kann, wird rasend in die Lüfte geknallt. Tausendfältig bricht sich das Echo in den Felsen. Aus allen Fernen klingt, rauscht, schmettert, brummt die Antwort. Unbändig in ihrer Äusserung. Ganze Girlanden von Leuchtraketen in allen Farben schweben am Himmel dahin. Fallschirmraketen schiessen hoch und sinken langsam wie Geisterspuk in die laue Nacht zurück, erlöschen. Wieder und wieder perlen die Leuchtkugeln. Hinter Wolkenbänken steigen sie auf, kreuzen ihre stillen Bahnen und vergehen.



Wir auf unserer Seite verspüren diese Freude, diesen fast zu lauten Jubel, in einer Form kundgetan, der einen Schweizer Soldaten höchstens mit der Munitionskontrolle in Konflikt bringen könnte! Alle die Sturmsignale des Krieges, diese leuchtenden Anrufe, diese Feuer der Not und des Kampfes, diese Flammen der Vernichtung – in dieser Nacht haben sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und dienen mit Farbe und Gedröhn nur der Freude, dem Taumel des Sieges. Ein ergreifendes Schauspiel in einer fremden Art und Weise. Aber vermögen wir es zu ermessen, was es für diese dunkelhäutigen Marokkaner – diese afrikanischen Landsknechte, welche fast ganz Europa durchschritten und erkämpft haben – was es für diese Menschen mit den Mandelaugen heisst, die Waffen weglegen zu dürfen? – Ich glaube kaum. Und dass wir auf der Schmitterbrücke hemmungslos von diesen Söhnen umarmt wurden und in den rätselhaften Gerüchen und Geschmäcklein der weiten, faltigen Burnusse fast versanken – was tat es? Der waschechte Orient strich um die Nasen, Sand der Sahara kitzelte – in dieser einen, tollen Stunde hemmungsloser Freude blieb uns keine Zeit zur Überlegung. Feldgrau mischte sich mit der unaussprechlichen Farbe dieser Wüstengewänder.

Ende April 1945 befanden wir uns im dritten Tankbüchsen-Kurs des Territorial-Regiments 85 in Zug. Eben kamen wir vom Sonntagurlaub ins Kantonement zurück, da gab's Alarm, und heidi ging's mit Sack und Pack zum Bahnhof auf eine Fahrt ins Blaue – irgendwohin in der Schweiz!

Das Rätselraten nach dem möglichen Ziel unserer nächtlichen Fahrt und über unsere Aufgabe nahm kein Ende und half uns über die langen Stunden im Bahnwagen hinweg. Am Morgen landeten wir dann ganz im Nordosten unseres Landes, in Rheineck, und hier waren wir bald aus dem Gwunder, denn der Befehl lautete kurz und bündig: «Die Tankbüchsen werden an der Grenze eingesetzt, zur Verhütung eventueller Überschreitungsversuche fremder Truppen.»

Der Ton macht bekanntlich die Musik, und der Ton dieses Befehls deutete nicht auf eine der üblichen Übungen. Bei den sehr ernstesten Worten unseres Kommandanten schauten wir uns in die Augen und waren ganz still, denn das kleine Wörtchen «eingesetzt» hatte es uns angetan! Es war gerade die Zeit, als die französische Armee unter General De Lattre de Tassigny, dem Rhein und dem Bodensee folgend, die geschlagenen Reste der «Herren Europas» ins vorarlbergische und österreichische Alpenland trieb.

Noch war es ennet dem Rhein relativ ruhig, und wir nutzten diese Stunden zu intensiver Ausbildung. Unsere Freizeitbeschäftigung aber bestand in jeder Minute darin, an Fliegerangriffen, Feuersbrünsten und Explosionen im deutschen Gebiet den Fortschritt der Franzosen festzustellen. Immer mehr weisse und weiss-rote Fahnen flatterten auf den Kirchtürmen, und die zunehmende Nervosität der deutschen Grenzwaiche sagte uns, dass die «Ablösung» nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Doch nicht nur drüben, auch bei uns gab es Überraschungen! Alarm! Und in der Zeit von null-komma-plötzlich führte man uns per Camion in die bereits zugeteilten Grenzabschnitte. Wir III/182er mit unseren beiden Geschützen kamen nach Diepoldsau und hatten den Auftrag, das Dreieck, welches durch das rechte Rheinkanalufer und das Bett des alten Rheins gebildet wird, vollständig zu sperren. Unser Einsatz kam somit aus der Höhe der Theorie urplötzlich auf den realen Boden der blutigsten Praxis zu stehen. An zweckmässiger Stelle gruben wir uns ein. Jetzt waren aber auch wir «ennet dem Rhein»! Unsere Stellung war, milde gesprochen, sehr exponiert; die kämpfenden Parteien mussten direkt auf dieses ennetrheinische Gebiet zustossen. Wir waren dar-

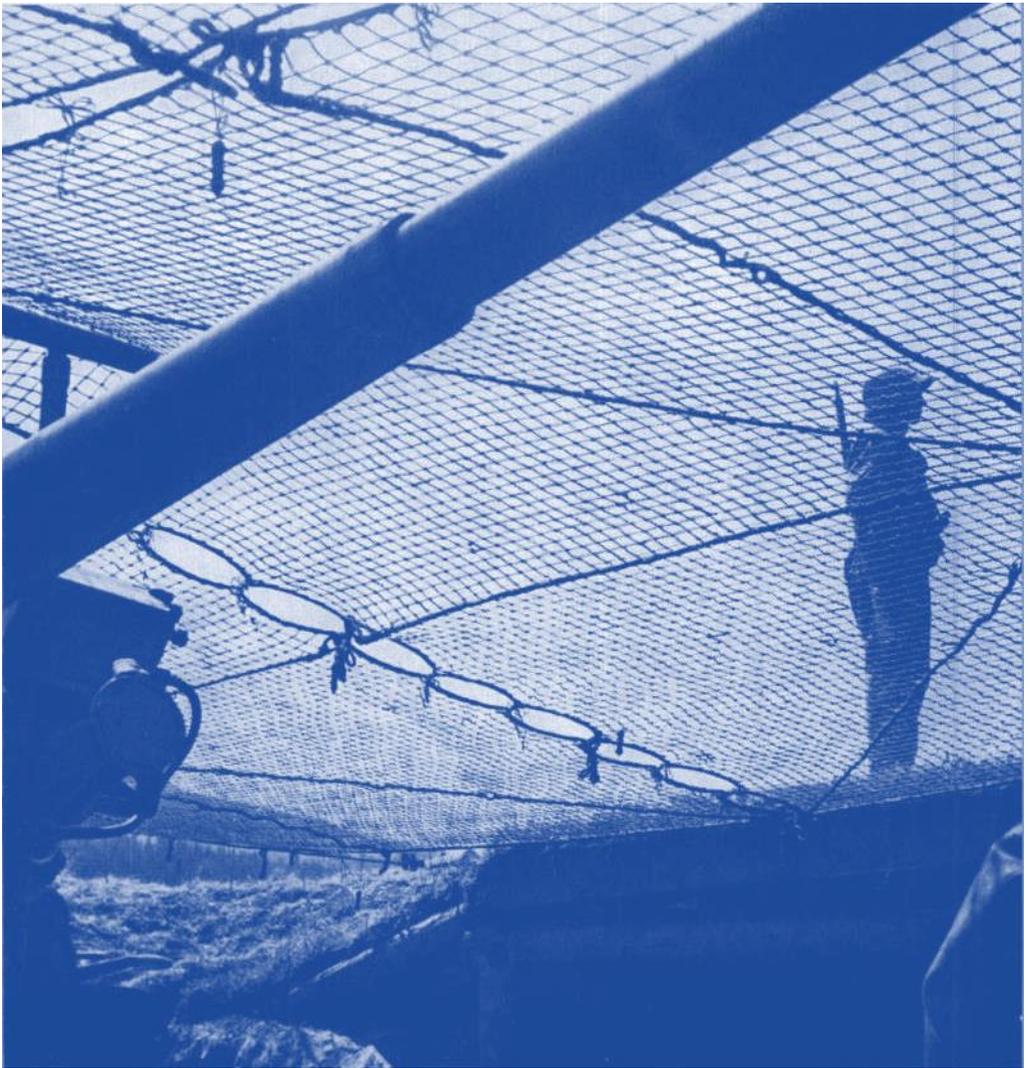
Mit der
Tankbüchse
ennet dem
Rhein

um auf alles gefasst, aber auch willens, unsere Pflicht zu tun. Doch auch in dieser ernsten Stunde fehlte der Humor nicht, und wir haben über die emsige Wühlarbeit unseres Kameraden Ernst Näf weidlich gelacht; er grub für seine lange Seele ein Schützenloch so tief, dass er bestimmt mit heiler Haut davon gekommen wäre, wenn's «klopft» hätte.

Der erste Tag verging, Aussergewöhnliches brachte er nicht. Ein paar Brände, ein paar Schüsse, Vormarsch der Franzosen — Wagen um Wagen, alles motorisiert. Mählich hatten wir uns daran gewöhnt -----

Es wird Abend, dann Nacht. Eben haben wir uns, von unseren Geschützen abgelöst, in einer Scheune aufs Ohr gelegt, da geht drüben eine wilde Kanonade los! Im hui sind wir auf den Beinen und draussen bei unseren wachenden Kameraden. Die Hölle ist los! Ganz in der Nähe, in einem Wäldchen, toben und brüllen die Geschütze aller Kaliber. Stunde um Stunde geht es so! Wir sehen die Abschüsse der feuerspeienden Ungeheuer, hören die schweren Geschosse über unseren Köpfen in den Lüften orgeln und sehen weit weg die Einschläge im Dunkel der Nacht wie blendendes Feuerwerk. Das Ziel der Kanonade ist offenbar die von Götzis nach Feldkirch führende Passstrasse. Mit dem anbrechenden Morgen kommen aus dem Wäldchen die ersten französischen Panzer hervor. Systematisch suchen sie das ganze Gelände ab, nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit. Einer der Panzerwagen fährt nahe der Grenze, und dunkle Marokkaner grüssen uns stolz im Vorbeifahren. Ein paar hundert Meter weiter aber kracht der Wagen in die Luft, eine Panzerfaust hat ihn erledigt. Aber auch die drei SS geniessen ihren Triumph nicht lange, im Feuer einer französischen MP brechen sie zusammen. C'est la guerre...! Leider ist an diesem Tage auch einer unserer Grenzposten nicht ungeschoren weggekommen. Steht da am Ende einer Buschreihe ein Schweizer Soldat auf Wache; er hat den Befehl, bei nahender Gefahr den Unteroffiziers-Posten mit einem Schuss zu alarmieren. Wie nun der Posten die Franzosen auf einmal so nahe bei sich erblickt, knallt er seinen befohlenen Schuss in die Luft. Der «Feind» reagiert, der Lage angemessen — mit der MP, und der Wachtposten bricht verwundet zusammen. Den herbeieilenden Unteroffizier erwischt's ebenfalls, und erst einem Offizier gelingt es, mit dem Rufe «Frontière Suisse» die Lage zu klären.

Mittlerweile ist es in unserem Abschnitt ruhiger geworden, die Kampfhandlungen sind vorbei, und eine endlose Wagenkolonne zieht auf der Strasse gegen Hohenems vorbei. Die





österreichische Grenzwache hat nach kurzer Zeit ihren Dienst, allerdings unbewaffnet, wieder aufgenommen. Ein Erlebnis war für uns die Einladung zur Besichtigung eines französischen Panzerwagens. Da war die Stacheldrahtsperre im hui weg und wir drüben im «Ausland» und den Panzerwagen im Sturm genommen! Namentlich interessierte uns die Bewaffnung und das mitgeführte Material, wobei noch festgehalten werden soll, dass mitten in dem Tohuwabohu von Waffen, Munition, Ausrüstungsgegenständen und Kleidungsstücken, das den Panzer füllte, einsam und verlassen ein Laib – Emmentaler Käse thronte. Das waren unsere Erlebnisse «ennet dem Rhein».

Kpl. Römmel und Schütz Mosimann, Ter. Füs. Kp.

Zehn Gewehre, zwanzig Beine,
Schuhe, weiss vom Strassenmehl.
Sind es meine, sind es deine?
Alle gehn zum gleichen Ziel.

Marsch
zur Grenze

Helme, die im Lichtgold blitzen,
Augen, müd vom kurzen Schlaf.
Wie die braunen Stirnen schwitzen!
Jeder sucht das gleiche Ziel.

Zehn Tornister, zwanzig Beine,
Hände, schwer wie Ackerspaten.
Sind es meine, sind es deine?
Alle eint das gleiche Ziel.

Marsch zum nächsten Grenzwachtposten ...
Keiner bleibe unbewehrt.
Brüder, lasst uns jetzt nicht rosten!
Denn die Freiheit ist das Ziel.

Gfr. Seelig, Ter. Bat. III/159

Die Fahnen werden eingerollt

Das Fähnlein Die Zeitungen und der Rundfunk haben die grosse Fahneneyerung durch den General, die als Abschluss des Aktivdienstes 1939–1945 in Bern stattfand, damals mehr oder weniger eingehend geschildert. Und wenn auch all das, was man in der Bundeshauptstadt an jenem Sonntag erlebt und gesehen, einfach unbeschreiblich ist, so haben die Leser der Zeitungsberichte doch den Eindruck erhalten, dass es sich um einen einmaligen, überwältigenden Anlass gehandelt haben muss. Am tiefsten beeindruckt wurden wohl jene, die dem grossen «Fahnentürk» nicht nur als Zuschauer beigewohnt, sondern als Fähnriche die Fahnen oder Standarten am General vorbeigetragen haben. Diese Ehre ist auch mir zuteil geworden. Am Sonntag, den 19. August 1945, habe ich das Fähnlein, das mir einst mein Kompaniekommandant in die Hand gedrückt und das ich bei so manchem Feldgottesdienst unten im Tal und im Gebirge und bei gar manchem Defilee vorangetragen, im Berner Zeughaus in Empfang genommen, um es dann am Nachmittag zum letztenmal zu tragen und um mit ihm anlässlich der Fahneneyerung durch den General das sankt-gallich-graubündnerische Grenzschtzbataillon 282 zu vertreten. In vierzehn Postautos werden wir nach jenem Stadtteil gebracht, wo der gewaltige Fahnenzug bereitgestellt wird. Die Bataillonsfahnen und Standarten der Festung Sargans bilden eine Gruppe für sich. Ein nicht enden wollender Menschenstrom wogt an uns vorbei nach dem Innern der Stadt, um den imposanten Vorbeimarsch zu sehen. Leichter Regen trommelt auf unsere geschwärtzten Stahlhelme. Wir warten gespannt auf die Dinge, die da kommen werden. Ganz weit vorn flattern die Standarten der Berittenen, der Kavallerie und der Artillerie, und wie aus weiter Ferne hört man die Trompeten und die dumpfen Töne der Kesselpauken der Bereitermusik.

Befehle werden durchgegeben, die Fähnriche streifen die Lederhandschuhe an die Hände, die Fahnen und Standarten erheben sich, unser Spiel schmettert einen Marsch, und der unübersehbarer Zug setzt sich in Bewegung. Unmittelbar vor mir flattern St. Galler Fahnen, alles Banner der Festung Sargans, der auch mein Bataillon zugehörig ist.

Je näher wir dem Innern der Stadt kommen, desto mehr Menschen haben sich zu beiden Seiten der Strassen aufgestellt.

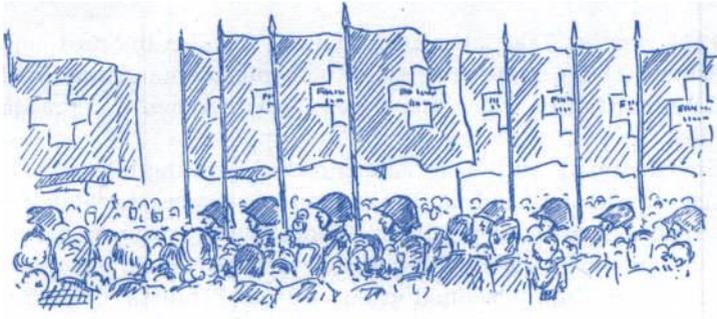
Vom äussersten Strassenrand bis an die Schaufenster und Häusermauern, in den Lauben und auf den Balkonen stehen die Menschen dichtgedrängt. Kein einziges Fenster ist zu sehen, aus dem nicht mehrere Personen schauen. Ein Beifallssturm löst den andern ab, so dass die Klänge unseres prachtvollen Spiels und der Trommeln in diesem unbeschreiblichen Freudenlärm ab und zu unterzugehen drohen. Die unmittelbar hinter uns in unübertrefflicher soldatischer Haltung marschierende Ehrenkompanie, bestehend aus Offiziers-Aspiranten, wird immer und immer wieder mit grossem Beifall begrüsst. Irgendwo fallen die Worte «Festung Sargans!» Die Leute klatschen kraftvoll in die Hände, dass es weithin dröhnt, und wir wissen, dieser Applaus gilt uns, den Bataillonen, die auf Sankt Luzisteig und im Sarganserland in strenger Pflichterfüllung ihre Aktivdienstzeit verbracht. Tausend und abertausend freudig leuchtende Augenpaare sind auf uns gerichtet, das heisst auf die Fahnen und Standarten, die wir tragen. Jede Fahne, jede einzelne Standarte verkörpert ein Bataillon. Gegen fünfhundert Banner werden vorbeigetragen. Man sieht es den vielen Menschen an, dass sie tief ergriffen sind, denn nicht nur Fähnriche sind es, die vorbeimarschieren – nein, die ganze schweizerische Armee, das Vaterland zieht vorbei.

Wir marschieren und marschieren durch die Strassen und mittelalterlichen Gassen der alten, stolzen Stadt Bern, um dann endlich auf den Bundesplatz einzuschwenken. Tribünen von riesenhaftem Ausmass! Zwanzigtausend Menschen haben sich bereitgestellt, um die Armee zu ehren. Eine Regimentsmusik spielt den Defiliermarsch. Auf einmal erhebt sich uns zur Rechten ein Wald von hohen Offizieren, und unheimlich viel «Gold» ist zu sehen. Da man mindestens vier Meter Abstand von einem Glied zum andern hat, ist uns sechs Standarten-trägern der Festung Sargans plötzlich, als ob wir allein, ganz allein durch die gewaltige Menschenmenge marschieren würden. Und in diesem Augenblick ist tatsächlich das Auge des Generals einzig und allein auf uns gerichtet. Der General, der General! Ich sehe ihn zum erstenmal! Er hält die Hand an

die Mütze und grüsst unsere Fähnlein, unsere Grenzschutzbataillone, und mir ist, als ob er sagen wollte: «Auch ihr habt eure Pflicht getan.» An den Herren des Diplomatischen Korps, den fremden Offizieren, an den Bundesräten, den Kantonsregierungen marschieren wir vorbei. Wieder geht es durch Strassen und Gassen und dann abermals auf den Bundesplatz, wo man zu einem gewaltigen Karree aufmarschiert. In strafender Achtungstellung stehen wir da. Ein Beifallssturm, wie ich ihn noch nie gehört! Der General schreitet nach der Rednertribüne. «Ruhn!» kommandiert er. Und dann hält er die Abschiedsrede in seiner Muttersprache. Wir sechs Standarten-träger der Festung Sargans stehen in einer der vordersten Reihen. Der General – mein General! Ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle!

«An diesem August-Tag begehen wir», sagt der General unter anderem, «angesichts der Fahnen der ganzen Armee feierlich das Ende des Aktivdienstes. Und wir lassen noch einmal die August- und September-Tage des Jahres 1939 vorüberziehen, als wir vor den gleichen Fahnen den Eid ablegten, der uns mit Leib und Seele auf den Dienst am Lande verpflichtete. Im Augenblick, wo ich das Kommando niederlege, das die Bundesversammlung mir vor sechs Jahren anvertraut hat, kann ich mit Stolz und mit Dankbarkeit sagen: die Armee hat ihre Aufgabe erfüllt. Gewiss, wir sind nicht so überheblich, uns allein das Verdienst daran zuzuschreiben, dass die Heere der Kriegführenden unser Land respektierten. Heute Morgen haben wir Gott, dem Allmächtigen, den die Eidgenossen seit den Tagen des ersten Bundes zu ihrem Schutzherrn auserkoren, Dank gesagt. Dennoch wollen wir die Anstrengung nicht vergessen, die unser ganzes Volk während aller Phasen dieses Krieges auf sich nahm, um stets bereit zu sein, den Willen zur Unabhängigkeit mit den Waffen zu beweisen...»

Wir lauschen und lauschen der kernigen Rede, die ans Herz greift und mit den Worten schliesst: «Soldaten! Der Abschluss des Aktivdienstes bedeutet für euch keinen Stillstand. Er bringt im Gegenteil neue und vielgestaltige Probleme mit sich, die gelöst werden müssen. Der Kampf um die Existenz unseres Landes dauert an und erheischt von euch das gleiche Feuer, das gleiche Vertrauen. Euer General tritt zurück ins Glied; doch die Armee bleibt in Bereitschaft. Ihr Rekruten, die ihr dieser Stunde beiwohnt, ihr werdet bald die älteren Jahrgänge ablösen. Übernehmt von ihnen die Losung, die sie treu befolgt haben. Denn euch werden diese Fahnen eines Tages anvertraut. – Gott behüte euch, erhabene Banner! Ich übergebe



euch unversehrt den Behörden des Landes. Von denen aber, die während diesen sechs Jahren hinter mir standen, erwarte ich, dass sie euch auch in Zukunft unerschütterlich dienen, mit immer neuem Mut und mit immer neuer Kraft!»

Bundespräsident von Steiger hält eine tiefsinnige Rede, die von demselben Geiste getragen ist wie jene des Generals. Ich lasse meine Blicke durch die Reihen der hohen Offiziere schweifen. Dort, hoch oben auf einer Tribüne, stehen die Militärattachés in ihren verschiedenartigen Uniformen: Franzosen, Engländer, Amerikaner, Orientalen und auch einige Sowjetoffiziere mit ihren breiten Gold-Epauletten! Stolz erfüllt mich. Denn ich stelle fest, dass unsere Offiziere sich neben jedem ausländischen mehr als nur sehen lassen dürfen. Den Reden unseres Generals und des Bundespräsidenten konnten die fremden Offiziere entnehmen, dass das Schweizervolk den festen Willen hat, am friedlichen, grossen Aufbauwerk der Völker mitzuarbeiten, aber auch jederzeit bereit ist, seine Freiheit und Unabhängigkeit bis zum Äussersten zu verteidigen. Aus vielen tausend Kehlen, ja aus zehntausenden, braust das «Rufst du, mein Vaterland» hinaus in den nahenden Sommerabend. Während des Absingens der Nationalhymne stehen die fremden Offiziere in Achtungstellung und ehren die schweizerische Nation, indem sie die Hände an die Mützen legen. Noch einmal zieht mit filmartiger Schnelligkeit die ganze Grenzbesetzungszeit des Zweiten Weltkrieges an meinem geistigen Auge vorbei: die unheilverkündenden August-Tage des Jahres 1939, der Dienst im Falknisgebiet, die dunklen Stunden im Frühling 1940, die harte Ausbildungszeit in den Jahren 1941 und 1942, der unvergesslich schöne Sommerdienst auf hoher Alp, Wachtdienst auf Luzisteig, auf Furkels und im Rheintal, Nachtgefechte und Märsche in den Jahren 1943 und

1944, sonnige Tage, aber auch schwere Stunden in Sturm und Schnee. Dann sehe ich unsere Kompaniekommandanten und Bataillonsführer und hinter ihnen die feldgrauen Kameraden alle.

Ein Kommandoruf! Der Fahnenmarsch erklingt! Wir marschieren je zwei und zwei mit unseren Fahnen oder Standarten nach dem Hauptportal des Bundeshauses, wir marschieren langsam, hochaufgerichtet und stolz und ganz dicht am General vorbei. Zum letztenmal grüsst er unser Fähnlein, unser Bataillon. Bei der grossen Treppe im Innern des Bundeshauses stelle ich das Fähnlein zu den vielen andern in den Rechen und nehme Abschied von ihm für immer, von unserm Fähnlein, mit dem unser Herr General zufrieden war und dem wir wieder freudig folgen werden, wenn unserer Freiheit und der Unabhängigkeit des Landes Gefahren drohen sollten.

Wm. Lendi, Geb. Gz. Füs. Kp. 1/182

Ein Wort zum Abschluss

Noch heute kann ich mich eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn ich an jenes Radiogespräch «über die Grenze» denke, das vor wenigen Jahren zwischen einem Schweizer und einem Angehörigen unseres nördlichen Nachbarlandes geführt wurde. Irgendwie ist darin auch das ominöse Wort «Militarismus» gefallen – ich glaube fast, es ist unser Mitbürger gewesen, der es erstmals auf seiner Zunge hatte. Kräftig ripostierte da der Deutsche und verwies den Schweizer mit Nachdruck auf die zahlreichen, in allen Zeitungen unseres Landes zu lesenden Aufrufe zu Kompanie-, Batterie- und Schwadrons-Tagungen, die allenthalben an Sonntagen stattzufinden pflegten. Ob das nicht etwa Militarismus in Reinkultur ...?

Es stimmt: wo in der Schweiz sich Männer zusammenfinden, sei es zu einer Gemeinderatssitzung, zu einer geschäftlichen Konferenz oder ganz einfach zu einem Schoppen, da wird, kaum ist die Traktandenliste durchberaten oder das erste Glas getrunken, vom Aktivdienst, vom letzten Wiederholungskurs oder sonst von einer militärischen Dienstleistung erzählt. In diesem Eins-Sein von Bürger und Soldat liegt auch die Tatsache begründet, dass Sonntag für Sonntag die Angehörigen dieser oder jener militärischen Einheit sich vereinigen, um die festgefügte Kameradschaft zu erneuern und um Erinnerungen und Erlebnisse aufzufrischen.

Als knapp vor Jahresfrist der Oberleutnant Rascher vom angesehenen gleichnamigen Verlag mit dem Gedanken an mich herantrat, aus Anlass der zwanzigjährigen Wiederkehr der Generalmobilmachung von 1939 ein Buch über den Aktivdienst, geschrieben von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren, herauszugeben, habe ich gerne und freudig zugestimmt. Immerhin, ich darf es jetzt wohl verraten: ganz frei von Zwei-

feldn über das Gelingen des Planes war ich nicht. Mögen die Kameraden von 1939 bis 1945, so fragte ich mich im Stillen, auch bereit sein, ihre im kleinen Kreise dargebotenen Diensterinnerungen schriftlich niederzulegen? Reden und schreiben ist schliesslich zweierlei Ding! Aber dann kamen auf den Aufruf hin ganze Stösse von Beiträgen auf den Tisch geflogen, und bald einmal war auch der leiseste Zweifel verschwunden. Hunderte und Hunderte von Manuskripten wurden gelesen, gesichtet und sortiert und ein ganzer Berg von Bildern auf Aussage und Wiedergabe geprüft.

Nun liegt, nach vielen Stunden eifrigen und gewissenhaften Auslesens das Werk vor uns. Es sollte ein wirkliches, ein wahres Volksbuch über den Aktivdienst werden, und ich glaube, dass wir dieses Ziel erreicht haben. Vom Oberst bis zum einfachen, unbekanntem Füsilier finden sich Beiträge in diesem Band, der dem Gedenken an gefahrdrohende Zeit gewidmet ist. In bunter Reihenfolge wechseln ernste und heitere Erinnerungen ab. Und gar mancher wird, wenn er die letzte Zeile gelesen hat, seiner Frau und seinen Kindern sagen können: So ist es gewesen und ich war mit dabei!

Abschliessend bleibt mir noch die angenehme Pflicht zu danken allen jenen, die unserem Aufruf zur Herausgabe dieses Buches Folge gaben, ungeachtet dessen, ob ihr Beitrag Aufnahme gefunden hat. Zu danken habe ich dem Rascher Verlag für die flotte und sorgfältige Ausstattung des Buches, dem Oberleutnant Schmid für die Textillustrationen und dem Mitrailleur Levers für die Gestaltung des Schutzumschlages und des Einbandes.

Möge das Buch den Kameraden des Aktivdienstes von 1939 bis 1945 eine nie versagende Quelle stetiger Erinnerung sein, und möge es unseren Söhnen, den Soldaten von morgen, als Beispiel dafür dienen, wie ihre Väter einst bereit waren, mit Leib und Leben für die bedrohte Heimat einzustehen.

Im September 1959

Wm. Herzig

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort des Generals	5
Vorwort von Oberstdivisionär E. Schumacher	7

September 1939

Alienspach: Hochwacht im Herbst	9
Mutz: Das Bild des Generals	12
Graber: Mobilmachung	13
Fehr: Irucke	13
v. Schroeder: Der Fahneneid	14
Loeliger: Die Barrikade	15

Grenzdienst – Grenzwacht

Gisiger: Aus Grenzbesetzungstagen	16
Scherrer: Wir bauen	18
Fritschi: Stachelschwein und Ländlistähli	19
Hauser: Dennzumalen im Aktivdiensch	19
Schlatter: Unser Wachtlokal	23
Hunziker: Schüsse über die Grenze	24
Imesch: Der Überläufer	29
Wi. (Nebelspalter): Füsilier Raggenbass	32

Soldatenfreud – Soldatenleid

de Giorgi: Lehrerherz – Soldatenherz	33
Scheuber: Auf Brückenwacht im Ticino	34
Wegmüller: Schadenfreude	37
Ritter: Der glückhafte Fischzug	39
Braschler: Café Raisin	41
Hinden: Gönd hei go brüele	43

In Biwak und Kantonement

Kocherhans: Überlistet	45
------------------------	----

Peer: Biwak im Schnee	47
Feller: Waschen ohne Seife	48
Häsler: Vom Meutern und vom Singen	49
Wenk: D'Schwabe chöme	50
Scherrer: Hüttenleben	51
G. H. H. (Nebelspalter): Die tapfere Schildwache	53
Larice: Chum füre	54
Schwarz: Polizeistunde	54
Nil: Der Kompanie-Coiffeur	55
Fringeli: Im Strau	56

Mai 1940

Kloter: Nach dieser langen Nacht	57
Meister: Es war eine helle Nacht	59
Basler: Entschlossenheit	60
Schimpf: Zweimal «Spionage»	61
Scherrer: Aus düsterer Zeit	63
Kollbrunner: Die Brücke	66
Hunziker: Die sterbenden Bäume	70

In Fels und Schnee

Tapolet: Schneesoldaten	73
Rudin: Die Sonnenanbeter	74
Imesch: Die Hochgebirgskompanie	75
Muri: Säumer in den Ferien	76
Peer: Fahrt in den Stellungsraum	77
Grossniklaus: Drückeberger	79
Vogel: Es Blüemli rot und wyss	80
Ka (Nebelspalter): «Wie liecht, wie liecht. . .»	81
Gerevini: Der Blindgänger	81
Brn (Nebelspalter): «No zeh Minute!»	87
Bär: Freude und Ernst	88
Seelig: Winterlicher Gebirgsdienst	90
Linder: Dr Wildhorentirgg	94
Tanner: Das zutode gestürzte Pferd	101

Skalpell, Tabletten, Fiebermesser

Gollmer: Aus dem Nichts	103
Koch: Als HD-Arzt in der MS A	104
Dornier: Bluetprob	105
Härter: Nachtwache in der MSA	106
Pee: Krank	110
Kunz: Das «Heldenkommando» aus der Baumkrone	114

Hoch oben am Himmel

Kuhn: Alarm in der Fliegerstaffel	115
Fischer: Avenches	120

Soldaten-Weihnacht

Scheuber: Schweizer Weihnacht 1940	129
Frech: Weihnachtsstimmung im Bergdorf	132
Egger: Soldate-Weihnacht 1939	135

E Hampfle Münsterli

Häsler: Inspektion	136
Burgauer: Das verschwundene Geschütz	137
Hafra (Nebelspalter): Gewehrgriff	138
Frei: Allerlei Ergötzliches und weniger Ergötzliches von der Orts-Flab. Zürich	139
Brun (Nebelspalter): Hei schicke!	140
Feller: Der Khdf.	140
Fischer: Der Urlaub	141
fis (Nebelspalter): Die neue Sekretärin	143
Eglin: Der «tadellose» Kaput	143
Stooss: Vergleich	144
Burgauer: Die Kirschenerte	145
Dornier: Suure Wy	145
Meister: Der Gewehrgriff von Anno dazumal	146
Braschler: Der Leibkutscher	148
Schluep: Die abverheiti Armeefilmufnahm	149
Burgauer: Der Doppelsitz	153

Manöver

Eglin: Scharfschiessen	155
Zürcher: Manöver	157
Vischer: Wybervölcher	158
Kuprecht: Aus dem Tagebuch eines Nachrichten- Soldaten	160
Schwarz: Verpflegung im Manöver	165
Feller: Chrigu	165
Leuthard: An meine Marschschuhe	166

Soldatenlied und Marschmusik

Erny: Cabaret «Gamälle-Deckel» auf Punkt 505	167
Gollmer: Das kleine Liedchen	169
Kollbrunner: Als dann blühte der Hollunder	170
Baur: Wie das Bataillons-Spiel 29 einfro	173

Zwischen Küche und Kompaniebüro

Schmid: Nächtliche Verpflegung	175
W. K. (Nebelspalter): Blumige Soldatensprache	176
Wegmüller: Das vermisste Rad	176
Vo (Nebelspalter): Bym Schanze	178
Dornier: Isch dr Höiptlig do?	178
Schmid: Die Salatsetzlinge	178
Ad. Schw. (Nebelspalter): Beim Stellungsbau	180
Peug (Nebelspalter): ... meh g'gesse!	181
Keller: Hund vom Grill	181
Braschler: Knödel à la «Hü»	183

Soldaten – Kameraden

Fridolin: HD-Soldat Minimax	184
Freuler: Chasper, Mälcher und Balz	187
Dornier: Der Nichtschwimmer	189
Rudin: Das Telephon	191
Mäni (Nebelspalter): D'Soldateschprach	192
Kopp: Hauptmann Rubohl	192
Haf. (Nebelspalter): Dr BÜchsemacher	195
Luder: Der «Baron»	195
Braschler: Der schiessende Tambour	197
W. L. (Nebelspalter): Bifähl vom Feldweibel	199
Rascher: Der «Herr»	199
Adank: Von Kuchitigern, Möstelern und Guggitalern	201
Stamm: Der Mann mit der Schachtel	207
Pee: Oh wie ungschickt	209

Als die Sirenen heulten

Eglin: Der Luftangriff	213
Muheim: Bereit sein ist alles	215
Sprenger: Bomben über Bremgarten?	216
Loeliger: Das Klopfszeichen	217
Werdenberg: Ein Herbsttag auf Palfries	218
Weber: Als Ju-HD-Späher im Einsatz	220

Von hohen Offizieren

Zeller: Josef und der Divisionär	224
Fritschi: Die andere Seite	226
Zimmerli: Ich telefoniere mit Magistraten	226
G. (Nebelspalter): Cha jede säge	227
Imesch: Wachtablösung	227
Fornaro: Sanität, Sanität!	228
J. Z. (Nebelspalter): Die grosse Antwort	229

Gü. (Nebelspalter): Salü Herr Oberscht	230
Grossniklaus: Begegnung mit dem General	230
Gantenbein: Das Loch im Handschuh	231
Hinden: Fiat justitia	232
Pfaff: Das Auge des Feldherrn	233
Fritschi: Von hohen Kommandanten	236
Belart: Schildwachbefehl fertig	237

Soldatenliebe

Belart: Nacht ohne Mond	238
Rhyn: Tapfere Frau	240
Schmid: HD Nicolao und seine Frau	240
Stei (Nebelspalter): Wie sah sie aus?	242
Tschudi: Gruss aus Davos	242
Fridolin: Feldpostgeheimnis	243

Der Tod an unserer Seite

Herzig: Der gute Kamerad	249
Fuss: Vierzehn Särge	251
Keller: Ein Herz stand still	253
Ehrismann: Memorial 40	255
Wechsler: Der Ernstfall	255

Waisch no?

Grieder: Der Moorreiter	258
Vino (Nebelspalter): Die Taufe	260
Vonlaufen: Ländertee	261
Kunz: Die «bekehrten» Feldprediger	263
Herzig: Waisch no?	264
Schäublin: Der «nette» Hauptmann	267
A bis Z (Nebelspalter): Der Vowätz	267
Schmid: Wie du mir, so ich dir	268
Imesch: Dialog beim Coiffeur	269

Feuer um die Ajoie

Aebischer: Erlebnisse auf Punkt 705	271
Schori: Der 18.11.44 in Boncourt	275
Anklin: Grenzdienst-Episode	277
Breitenstein: Krieg an der Schweizer Grenze	282
Kramer: Und drüben lagen die Toten	289
De la Cuadra: Begegnung am Grenzpfahl	290
***: Liegen ... auf!	293

Strandgut des Krieges

Werdenberg: Engadiner Tage	295
Ammann: Das Heer der 28'000	296
Brand: Un regno per una cioccolata	298
Ammann: Armer Polen-Soldat	299
Fridolin: Strandgut	301
Zeller: Der Flüchtling:	303

Krieg an der Grenze

Lang: «This is Switzerland»	306
Rhyn: Schweizer Soldaten	308
Gerevini: Der Spionage verdächtigt	308
Frey: Tagebuch des Krieges	310
Römmel/Mosimann: Mit der Tankbüchse ennet dem Rhein	319
Seelig: Marsch zur Grenze	321

Die Fahnen werden eingerollt

Lendi: Das Fähnlein	322
---------------------	-----

Ein Wort zum Abschluss

327

Illustrationen

Unser General (E. Brunner)	8
Vereidigung (Photopress)	8
Hauptverlesen auf der Alp (Geb. Inf. Rgt. 12)	9
Wir bauen (E. Brunner)	48
Unterstandbau (J. Tuggener)	49
Stundenhalt (Armee Photo Archiv)	64
Im Kantonement (Geb. Inf. Rgt. 12)	65
Skitruppen (ATP-Bilderdienst)	80
Das Pferd kommt überall durch (Armee Photo Archiv)	81
Sie überwachten unser Blut (E. Brunner)	96
Impfen (Geb. Inf. Rgt. 12)	97
Entladen! (E. Brunner)	112
Laden der MG (Photopress)	113
Me 109 über den Voralpen (Dir. der Militärflugplätze)	128
Weihnacht (J. Tuggener)	129
Telephonzentrale (J. Tuggener)	160
Schlauchboot im Einsatz (Armee Photo Archiv)	161
Fassen! (E. Brunner)	176
Die beste Suppe (J. Tuggener)	177
Soldatenstube (E. Brunner)	192
Der Kompanie-Komiker (E. Wartenweiler)	193
Fliegerbeobachterinnen (FHD-Kommando)	208
Flab. Batterie bei Nacht (Photopress)	209
Einrücken im Winter (H. Larice)	256
Inspektion (Armee Photo Archiv)	257
Brot wird bereitgestellt (E. Brunner)	272
Kameraden (Geb. Inf. Rgt. 12)	273
Meldung an Panzer (Armee Photo Archiv)	304
Franzosenkinder suchen Schutz (E. Brunner)	305
Getarnter Tod (E. Wartenweiler)	320
Abschied von den Fahnen (Photopress)	321